DAS WORT

Literarische Monatsschrift

3. Jahrgang 1938

Heft 7–9

RÜTTEN & LOENING · BERLIN

Fotomechanischer Nachdruck
des Exemplars der Deutschen Akademie der Künste zu Berlin

1. Auflage 1968
Alle Rechte vorbehalten Rütten & Loening, Berlin
Printed in the German Democratic Republic
Lizenz-Nr. 220–415/75/68
Einbandgestaltung: Hans Kurzhahn
Druck: (52) Nationales Druckhaus VOB National, 1055 Berlin

DAS WORT

LITERARISCHE MONATSSCHRIFT

Redaktion:
Bertolt Brecht, Lion Feuchtwanger, Willi Bredel

Heft 7 Juli 1938

VERLAG MESHDUNARODNAJA KNIGA MOSKAU

INHALT

Prosa und Lyrik:

F. C. Weiskopf: Die Flucht 3
Elisabeth Karr: Mohn 26
Bertolt Brecht: „Deutschland — ein Greuelmärchen" 35
Adam Scharrer: Das Geständnis 39
Axel Fröhlau: Spaziergang in Madrid 58
Bruno Frei: Märztage in Wien 60

Kulturerbe:

Walther von der Vogelweide 67

Übersetzungen:

Maxim Gorki: Der Weg ins Nachtasyl 69

Carl v. Ossietzky 80

Essay:

Lion Feuchtwanger: An meine Sowjetleser! 82
Kurt Kersten: Die unvollendete deutsche Revolution 85
Marga Franck: Rilke und Rußland 92
F. C. Weiskopf: Fehler im kleinen Einmaleins 100
Bernhard Ziegler: „Schlußwort" 103
Fritz Erpenbeck: Volkstümlichkeit 122

Kritik:

Heinrich Werth / Werner Ilberg } Zwei Stimmen zu einem Buch 129
Ludwig Marcuse: Der Verführer 135
Maria Arnold: Die Eroberung des Nordpols 137
K. K. Regner: Heitere Sprachwissenschaft 138

An den Rand geschrieben:

Franz Leschnitzer: Sechs Akrosticha 141
Herwarth Walden: Literarische Vorposten 142
K. N. . . z: Schöne Wirtschaft 149
Anti: Gute Zeiten für Verräter 150
W. St.: Der unsichere Kantonist 151
H. W.: Vom Verständnis des Dichterischen 151
Doctor profundus: Fröhliche Wissenschaft 152
N. W.: Das Hohe Lied des Kapitalismus 153
St.: Der Jünger Hitlers 154
H. W.: Die kleinen Klassiker zu billig 154
Herwarth Walden: Der letzte Haupt-Mann 155
Anti: Schmerz als Seelendruckmittel 155
H. W.: Das Hörspiel als Innenerlebnis 156
Plutarch über faschistische Politik 157
Zu unseren Beiträgen 157
Antifaschistische Publizistik — April 1938 158

DIE FLUCHT

Erzählung

von

F. C. Weiskopf

1

Der lange, hagere Mann in rauhem, schmutzigem Schafspelz und grauer Leinenhose schritt rüstig aus.

Hinter der weit vorspringenden Bergnase verschwanden die Felder, das letzte große Dorf der Niederung, die neue Brücke, an der gerade gebaut wurde. Die Straße, bisher leidlich breit und gut, wurde schmaler und löcherig. Langsam, fast unmerklich, aber stetig schoben sich die Bergkämme und die Wälder näher.

Sommer. In der Wärme und Stille ertranken die Rammstöße vom Brückenbau.

Eine schöne Arbeit! Am Ufer das Spiel der blitzenden Beile, im Wasser das Auf und Ab des schweren Steins, der hochgezogen und auf die Pfosten fallen gelassen wird, die später die neue Brücke tragen sollen.

„Hej, rupp! Hej, rupp!" singen die Arbeiter beim Hochziehen des Steines. „Hej, rupp! Hej, rupp!" Die Pfosten sind wie störrische, widerwillig gehorchende Pferde.

Und es riecht stark und gut nach Wasser, Harz, frischem Holz.

Eine ganze Weile hatte der lange, hagere Mann den Arbeitern zugesehen; jetzt noch saß ihm der Geruch in der Nase, der Klang in den Ohren.

„Solch ein Beil zu Hause haben, mein Lieber! Das ist besser als jedes von denen, die Juraj Škyryka hat..."

Er schnalzte mit der Zunge und stellte sich vor, was er mit einem solchen Beil alles machen könnte. „Eintauschen zum Beispiel. Gegen hohe Schaftstiefel. Oder gegen zwei ordentliche Kartoffelhacken ..."

Die Straße machte wieder eine Wendung und begann nun steil bergan zu klettern. Der Wald war schon ganz nahe herangerückt. Der Wald ist dunkel, verfilzt. Hinter ihm, hinter den Kämmen liegt die Hochebene, die Verchovina, hart und dürftig wie eine schwielige Hand. Der Boden, tückisch und geizig, gibt kaum für drei Monate des Jahres Frucht. Von unten her kommt der Stein, läßt die Wurzeln nicht tief eindringen; von oben kommt der Wald, läßt die Wildschweine auf die jungen Triebe los — als ob er es noch immer nicht verwinden könnte, daß ihm die jämmerlichen Felderchen entrissen wurden. Die Dörfer sind klein; eine schüttere Doppelreihe von Lehmhütten und Holzbuden, einmal länger, einmal kürzer. Das Vieh lebt mit dem Menschen unter einem Dach. Das Vieh? Ein Huhn, ein Schwein. Wenn es großgezogen ist, tauscht man es beim Juden ein: gegen Petroleum,

gegen ein Paar Stiefel, gegen Salz. Salz ist sehr gut. Fett? Zucker? Fleisch? Die Männer erinnern sich noch, wie das schmeckt; vom Krieg her, als sie bei den Soldaten waren. Eines gibt es in Fülle: Kinder. Große, kleine, jede Hütte wimmelt von ihnen. Nur daß man oft nicht unterscheiden kann, was erwachsen und was noch Kind ist. Erst wenn man ihnen in die Gesichter sieht, erkennt man, daß die Kleinen eigentlich groß sind und die Großen oft Kinder. Lachende Kinder, deren Augen jedoch tot sind. Der Verstand ist ihnen durch die Augen aus dem Kopf geronnen ... „Sie sind krank", sagt man von ihnen. Sonst sagt man selten von jemand, er sei krank; eher schon: „Er ist schwach geworden" oder von Kindern, daß sie „zu schwach gewesen". Und das heißt dann soviel wie verhungert. Viele von den Kindern sind zu schwach. Viele werden „krank". In jeder Hütte sieht man sie sitzen und dösen — kleine, greisengesichtige Idioten mit Kürbisköpfen und krummen Beinchen, oder große lachende Kinder mit glasigen Augen.
Verchovina ... Wälder, Steine, hartes Gras, harte Erde, harte Frucht. Kürbis, Kartoffel und Hafer sind Üppigkeit. Runkelrüben und Pferdebohnen, ach, wenn sie nur reichten! Nicht einmal der Baumschwamm reicht. Wenn er aufgegessen ist, bleibt nur noch grüne Rinde für die leeren Mägen.
Jedes Jahr kommt der Hunger über die Hochebene gekrochen.
„Ech, nicht daran denken!" Aus dem Tal kam der Abend die Hänge heraufgeschlichen. Nur die fernen Kämme standen noch lichtübergossen im hellen Himmel. „Wird eine gute Nacht werden ... "
Der lange, hagere Mann musterte prüfend die trockenen Nadeln und das alte Laub unter den Bäumen.

Unten in der Stadt schrie der kraushaarige Agent, der für die große französische Berg- und Hüttengesellschaft in Lothringen Arbeiter anwarb und nebenbei mit Grubenholz handelte, wütend nach dem Hotelportier.
Wo war der Kutscher, den er bestellt hatte? Nicht da? Unerhört! Der Agent erklärte, keinen Heller Trinkgeld mehr zu geben, und er drohte, das Hotel haftbar zu machen, wenn er morgen früh nicht wegfahren könne.
Beflissen rannten Kellner, Stubenmädchen und Boys durcheinander. Nur der Lohndiener blieb gelassen. „Es wird alles allright sein, Herr!" sagte er zu dem Aufgeregten.
„Gar nichts wird allright sein", ärgerte sich der Agent. „Und überhaupt, warum reden Sie englisch mit mir? Ich bin kein Lord, der viel Zeit zu verlieren hat."
„Verzeihung!" entschuldigte sich der Lohndiener, „es ist mir nur aus alter Gewohnheit so herausgerutscht."
Aber der Agent beachtete ihn nicht mehr. Er war mit dem Frühzug aus dem Westen gekommen und hatte den Tag über Besuche bei den Holzhändlern gemacht; er wollte zeitig schlafen gehen, um am nächsten Morgen noch vor Sonnenaufgang nach den Verchovinadörfern aufbrechen zu können — Arbeiter anwerben. Jetzt war der Kutscher nicht gekommen und die Fahrt schien in Frage gestellt. Der Ärger, der schon die ganze Zeit über in ihm geschwelt

hatte, (weil ein paar von den Holzgeschäften nicht so günstig wie erwartet ausgefallen waren) flammte jäh auf.
Vom Lärm angelockt, erschien in der Tür zwischen Halle und Speisesaal der spitzbärtige Konzeptsbeamte um nachzusehen, was vorgefallen sei. Hinter ihm drängten sich der Professor und der Geometer, mit denen er bisher beim Poker gesessen hatte, auf die Schwelle. Alle drei waren zusammen mit dem Agenten hier angekommen. Der Geometer, um nach einem kurzen Urlaub zu seiner an der Grenze arbeitenden Vermessungskommission zurückzukehren; der Professor als Delegierter der „Vereinigung Christlicher Junger Männer", um die sozialen Verhältnisse der abgelegenen Bergprovinz zu studieren; der Konzeptsbeamte, um hier Dienst zu machen. Professor und Geometer wollten morgen früh ebenfalls hinauf in die Berge. Sie fragten aus einem Mund: „Was ist geschehen?"

Doch der Agent war schon, eine lärmende, kleine Kugel, aus der Halle hinausgeschossen.
Der Konzeptsbeamte wandte sich an die zwei anderen: „Ja, darauf mußten die Herren gefaßt sein. Es ist hier sozusagen noch Wildnis. Die Leute kennen noch nicht unsere westliche Präzision. Die muß man ihnen erst noch beibringen. Ja ... spielen wir vielleicht weiter?"

Aber die zwei wollten nach oben gehen, das Gepäck zurechtmachen. „Für alle Fälle, wenn wir morgen früh doch noch losfahren sollten ..."
„Na, dann gute Nacht. Und glückliche Reise, meine Herren!" Er sah ihnen nach, wie sie die Treppe hinaufstiegen. Der Geometer hatte einen breiten, viereckigen Rücken; der Professor war schmächtig wie ein Knabe. „Könnten Vater und Sohn sein, und dabei ist der Professor der Ältere!"
Gähnend drehte er sich um. Auf dem Tisch lagen noch die Karten. Schade, daß man nicht weiterspielte. Er hatte gewonnen.

„Glück im Spiel ..." Er dachte an seine Frau; er war jung verheiratet und hatte sich hierher versetzen lassen, um schneller zu avancieren. Sehnsüchtig dachte er an das Muttermal auf der Schulter der Frau. Er mußte sie schnell nachkommen lassen. Sowie er sich hier nur einigermaßen eingerichtet hätte ...

Ob er noch ausging?
Eben kam wiegenden Schrittes der Kutscher in die Halle.
„Da sind Sie ja. Der Herr hat vergeblich auf Sie gewartet. Wie kann man Fremden gegenüber auch so unhöflich sein. Man wird euch in Trab bringen müssen!" Er ging an dem Kutscher vorbei und blickte auf die Straße hinaus. Von dem Agenten keine Spur.

„Die richtige Wildnis", brummte er vor sich hin, „ob man da eine Frau hierherbringen kann?"
Er tat einen Schritt auf die Straße hinaus, zögerte, ging dann, langsam erst, dann schnell und zielbewußt auf das Haus zu, über dessen hell beleuchteter Tür er vorhin die Worte „Cabaret Chat Noir" gelesen hatte.
„Mein Gott, statt in dem kahlen Hotelzimmer zu hocken ... eine wahre

Wildnis ... Aber viel zu früh dürfte es jetzt noch sein ... Na, wir werden ja sehen."

„Es brennt ja nicht", dachte der Kutscher und setzte sich auf den Prellstein vor dem Hoteleingang, um die Rückkehr des Agenten abzuwarten, „wir fahren ja ohnehin erst morgen."
Er hatte sein Pferd abgerieben und gefüttert und war dann erst hierhergegangen. Das Pferd war kostbar, fünf Menschen lebten von ihm. Da konnte es nicht anders sein, als daß man sich zuerst um das Tier kümmerte und dann erst um den Herrn, der einen bestellt hatte.

Die Arbeiter beim Brückenbau ließen den schweren Rammstein zum letztenmal auf einen Pfosten niedersausen und machten Arbeitsschluß. Nahmen Werkzeug und Eßgeschirre und gingen.
„Das ist das Verdammte an der ganzen Geschichte", sagte einer zu seinem Nebenmann, „da arbeitest du bis in die Nacht hinein, um leben zu können, und frißt dir so selbst wieder ein paar Tage weg, die du länger arbeiten könntest."
„Vielleicht bauen sie nachher anderswo weiter", antwortete der andere, aber der Tonfall strafte die Worte Lügen.
Langsam schob sich die dünne Menschenreihe der Stadt zu. Es wurde wenig gesprochen, wie eine schwere Last lag die Müdigkeit auf Köpfen und Schultern. Ab und zu ein Klingeln und Klirren der geschulterten Werkzeuge, der blechernen Eßgeschirre und Kannen. Klick-klack ...
„Wie Sterbeglöckchen, verdammt, ganz so wie Sterbeglöckchen!", dachte der Letzte und spuckte aus. Seine Frau lag zu Hause auf dem Stroh und konnte sich nicht rühren. In der Nacht hatten die Krämpfe begonnen. Seit der letzten Niederkunft kamen sie oft. Und jetzt war sie wieder schwanger.
„Mein Gott, man weiß ja nicht mehr, was leben heißt!" Vor seinen Augen stand die elende Hüttenkolonie am Rande der Stadt — China hieß sie — der Haufen baufälliger Holzbuden und alter, ausrangierter Eisenbahnwaggons, in denen zusammengepfercht die Arbeiterfamilien wohnten. Acht, zehn, zwölf Menschen in einem Raum. Raum! Als ob man das Gelaß so nennen könnte.
„Den Tag über bist du tot, ein Stück Holz oder Stahl, ein Stück Werkzeug; fühlst nichts, weißt nichts. Und abends bist du zu müde, ganz zerbrochen. In der Nacht endlich kommt es über dich. Leben willst du oder vergessen oder zerstören oder weiß der Teufel was. Und so werden die Frauen immer wieder schwanger. Ach!"

Der lange, hagere Mann im Schafspelz machte Rast. Der Strunk, auf den er sich gesetzt hatte, lag ein paar Sprünge weit vom Straßenrand, schon im Wald.
Es wurde dunkel. Der Abend hatte die Bergkämme erreicht. Hinter sich her zog er die Schleppe der Nebel.

Ein Brotrest war bald aufgegessen. Gab es noch etwas Eßbares in den Taschen? Nichts. An die letzte Mahlzeit denkend, leckte sich der Hagere die Lippen. „Eigentlich, wenn man es so richtig bedenkt — ganz schlecht war es nicht, dort unten . . .“
Er hatte die letzte Mahlzeit noch im Gefängnis genossen. Weiße Bohnen mit einem kleinen Stück Speck. Abschiedsessen.
Er begann nochmals in den Taschen zu kramen, suchte nach einem Stück Papier, um sich eine Zigarette zu drehen. Trockenes Kraut hatte ihm einer der Arbeiter vom Brückenbau geschenkt.
„Aha, da!“ Er glättete das einzige Stück Papier, das er gefunden hatte, behutsam, fast zärtlich auf dem Knie; suchte sich eine Stelle aus, wo nur wenige schwarze Tintenzeichen standen; schnitt langsam, vorsichtig ein kleines Viereck aus dem großen Bogen und steckte ihn wieder ein. Es war der Haftentlassungsschein, den er morgens, beim Verlassen des Gefängnisses erhalten hatte.
Während er die ersten Züge tat, gingen ihm die Gedanken etwas wirr durch den Kopf: Gefängnis . . . dreimal des Tags Essen . . . die wollene Decke . . . Marfa und die Kinder . . .
Langsam kam Ordnung in das Denken: „Ob sie wohl die Frühjahrssaat ohne mich bestellt haben? Ob ihnen jemand geholfen hat, die hinuntergeschwemmte Erde wieder hangaufwärts zu tragen?
Unheimlich kroch der Hunger durch die Gedanken und zog nochmals die Erinnerung an das Gefängnisessen hinter sich her.

Zur selben Zeit schnitt die Frau des Hageren, Marfa Gulec, dem jüngsten Kind, das in der Wiege lag und jammerte, mit einem alten, schartigen Messer die Kehle durch und wollte dann die anderen Kinder und sich selbst umbringen, verlor jedoch angesichts des zuckenden, blutübergossenen Körperchens den Mut und begann zu schreien wie ein verwundetes Tier.
Die Nachbarn kamen und entschieden: „Sie ist krank geworden. Man muß sie anbinden, sonst schneidet sie den drei übrigen auch noch den Hals durch!“
Sie banden die Frau auch gleich an. Dann gingen sie. Die Kinderleiche nahmen sie mit. Auf dem Fußboden blieb, unter der leise pendelnden Wiege, ein dunkler Fleck.
Ivan Kurach, einer von den Nachbarn, kehrte nochmals zurück, um das Messer zu holen, das auf der Erde lag. Die Frau schrie noch immer. Ivan sagte: „Schrei nicht so. Die Stimme bricht dir noch . . . “
Er trat an die Wiege. „Sieh mal an, wieviel Blut in einem solchen Dingelchen sein kann!“ Er wischte das Messer an den Fetzen ab, die in der Wiege lagen, langsam, sorgfältig. „So.“
Den drei Kindern, die in einer Ecke kauerten und ihn anglotzten, zwei davon waren idiotisch, warf er ein Stück Brot hin, als Entschädigung gewissermaßen. Gleich darauf reute es ihn: Aber da war das Brot — hart, schwarz, aus rohen Kartoffeln und Gras, ohne Salz gebacken — schon verschlungen.

Die Frau schrie noch immer, jetzt mit dünner, ferner Stimme. Ivan Kurach wurde es unheimlich zumute. Er schritt schnell aus der Hütte.

„Sehen Sie", sagte der Professor zu dem Geometer, „es mag seltsam klingen, aber es ist so: unsereins, dessen Eltern doch Ruthenen gewesen sind, kommt herüber, versteht zur Not noch einige Worte, aber hat doch nicht den geringsten Zusammenhang mehr mit dem Land und den Menschen hier. Das Interesse, das einen hierhertreibt, ist, abgesehen von der Neugierde, die Heimat der Eltern zu sehen, doch nur ein allgemein prinzipielles. Ein Interesse, das wohl den hiesigen sozialen Verhältnissen gilt, aber nicht ihrer persönlich speziellen Seite, sondern ihrem allgemeinen Charakter als Symptomen einer gewissen rückständigen Wirtschaftsform, also sozusagen losgelöst von ihrer örtlichen Gebundenheit. Sie verstehen mich doch, wie?" Dabei öffnete der Professor gewandt eine Büchse kalifornischer Birnen. „Californian pears, ich führe immer welche mit mir. Sie sind mir ein unerläßliches Genußmittel geworden; ich kann sagen, ich brauche sie notwendig zur Erhaltung meiner geistigen Spannkraft; jeden Abend zwei Birnen ..."
Dick und golden floß der Saft aus der Büchse auf den Teller.

Mit den Beinen schlenkernd, den Hut weit in den Nacken gerückt, schritt der kraushaarige Agent an dem Kutscher vorbei in die Hotelhalle.
Der Kutscher rief hinter ihm her: „Herr ... Herr ... ich bin hier!"
Der Kraushaarige antwortete über die Schulter: „Ich brauche Sie nicht mehr. Habe einen anderen bestellt. Wären Sie rechtzeitig gekommen." Er nannte dem Portier die Zimmernummer: „Dreiundzwanzig." Dann stieg er die Treppe hinauf.
Hinter ihm her schimpfte der Kutscher, der erst jetzt den Sinn der vorhin gesprochenen Worte voll erfaßte: „Verdammter Kerl! Als ob ich das Pferd nicht vorher füttern müßte ..."

II

Das Gefährt, ein leichter, gelber, von zwei Pferden gezogener Wagen, rasselte mit viel Lärm die steile Bergstraße hinan, die sich in vielen unregelmäßigen Windungen zu den Kämmen emporschlängelte.
In den unzähligen Löchern stand, von der Sonne bunt gefärbt, vom Wind leicht gekräuselt, das braune Regenwasser und spritzte schillernd hoch auf, wenn ein Rad durchfuhr.
Die Wälder zu beiden Seiten der Straße dampften.
Es war still. Der schwanke Notsteg, neben dem wie gestern die Arbeiter schwere Tragpfosten für die neue Brücke einrammten, lag schon weit zurück; Kommandorufe und Rammstöße waren längst nicht mehr hörbar.
„Da arbeitet es sich, bei solch einem Wetterchen, Herrgott!" hatte der Agent zu dem neben ihm sitzenden Geometer gesagt, als sie an dem Brückenbau vorbeigefahren waren. „Da arbeitet es sich! Man möchte gleich aussteigen und mitwerken, was? Wäre gesünder als im Wagen zu sitzen und sich die Knochen durchschütteln zu lassen auf dieser verdammten Straße!"

Der Geometer hatte beigepflichtet. Und der Lehramtskandidat, der aus Mitleid mitgenommen worden war — er sollte irgendwo hinauf in ein gottverlassenes Gebirgsdorf, wo die Schule seit Beginn des großen Krieges leer stand und auf einen neuen Lehrer wartete — der Lehramtskandidat hatte mit verklärtem Gesicht geäußert, daß auch er gern ausgestiegen wäre, um sich ein wenig Bewegung zu machen... und überhaupt sei die Arbeit im Freien sein Ideal, er hoffe, er werde wenigstens zwei Unterrichtsstunden im Freien geben können, in frischer Luft.

Die Arbeiter beim Brückenbau hatten einander angestoßen, als der Wagen vorbeigerollt war.

„Kennst du den dort?"

„Ich glaube schon, ich weiß nur nicht, woher."

„Er war vor einem halben Jahr hier, hat Arbeiter angeworben."

„Richtig, der kleine Jude. Zwanzig Kronen auf die Hand und freie Fahrt, nicht schlecht."

„Ich kenne ihn gut, aus Laturky ist er. Sein Vater hatte den Kramladen dort. Schnapsjud war er."

„Freie Fahrt bis Frankreich. Ob sie dort immer noch Leute brauchen? Das muß ein reiches Land sein!"

„Und er, er hat nicht so viel gehabt, wie unter den Nagel geht, aber jetzt fährt er im Wagen."

Ob es nicht besser wäre, nach Frankreich zu gehen, dachte der Arbeiter, dessen Frau noch immer nicht aufstehen konnte. Er war nach vier Hungermonaten endlich beim Brückenbau angekommen und dachte schon wieder mit Schrecken an die neue Arbeitslosigkeit nach Beendigung des Baus.

Ob es nicht besser wäre, nach Frankreich zu gehen? Hier bleibt einem ja doch nichts übrig als das Verhungern!

Er sah sich abermals Wochen und Monate vergeblich nach Arbeit suchen. Er war Dreher, guter Arbeiter; er hatte anständig verdient, früher, als die Fabriken noch nicht stillstanden und die Maschinen noch nicht abmontiert und über die Grenze geschafft wurden, nach Ungarn, wo es billigere Hände gab.

Die Maschinen sind ausgewandert, dachte der Mann, was mache ich eigentlich noch hier?

Frankreich? Ob das sehr weit war? Im vorigen Herbst waren viele Arbeiter und Häusler hingefahren. Frauen und Kinder hatten sie zunächst hiergelassen. So würde auch er es halten müssen. „Aber ich könnte ihnen immer was vom Lohn schicken, den größten Teil sogar!"

Er erinnerte sich, wie er als junger Mensch nach Oesterreich gewandert war; wie er sich durchgeschlagen, von einer Handvoll Brot gelebt hatte, immer hungrig, aber immer siegesgewiß, viel froher als jetzt.

„Ja, wer noch jung wäre..."

Der Wagen fuhr langsamer. Die Pferde hatten schwer zu ziehen. Es ging steil bergan.

„Immerhin, die Brücken bessert man schon aus", bemerkte der Geometer stolz zu dem Agenten, „es geht sichtlich vorwärts. Und lassen Sie uns erst richtig warm werden hier, dann sollen Sie Ihre Wunder erleben."
Er begann zu erzählen. Fünf Jahre arbeitete er schon hier. Gleich nach der Besetzung des Landes war er mit der ersten Grenzabsteckungskommission hierhergekommen.
„Der Krieg war eben aus. Alles natürlich ganz kahl. Das Land war ja vorher schon ein Stiefkind gewesen. Die ungarische Regierung wollte niemals Geld in den schmutzigen Ruthenenwinkel stecken. Und dann kam der Krieg, die Russen drangen über die Karpathen herein. Und nach dem Krieg die Revolution, die Räteherrschaft, der neue Krieg: Ungarn gegen Tschechen, Rumänen gegen Ungarn ..." Es sei ein wahrer Hexenkessel gewesen. Die Bauern alle außer Rand und Band. Überall brennende Wälder, überall rodende Bauern auf fremdem Boden! Aber bald habe man Ordnung gemacht. Mit eisernem Besen. Freilich, die Leute oben in den Verchovinadörfern seien ärmer als arm. Ein Joch, ein halbes oft nur für eine ganze, große Familie. Jedes Jahr breche die Hungersnot dort ein. Aber ohne vorher Ordnung und Sicherheit wiederhergestellt zu haben, könne man doch nicht darangehen, die Lage der Verchovinabauern zu verbessern. „Den Hunger werden wir auch noch unterkriegen. Nur Geduld muß man haben, Zeit muß man uns geben!"
Der Agent pflichtete bei. Er kenne die Verhältnisse hier. Es sei wirklich so, wie der Geometer gesagt habe: Zeit müsse man „unseren Pionieren hier oben" lassen. Nicht nörgeln, nicht ungeduldig werden. Es sei ohnehin schwer genug für sie. Seine Stimme klang schmalzig.
„Aufreizend!" dachte der Geometer, und er beeilte sich zu erklären, daß man natürlich jetzt schon helfe, mit Kornsendungen und Sanitätsexpeditionen. Aber jedem Einsichtigen sei klar, daß es damit nicht sein Bewenden haben könne. Eine Industrie müsse hier geschaffen werden. Zum Teufel — Zölle müsse man einführen, nichts hereinlassen! Billigere Arbeitskräfte als hier gebe es nirgendwo. Er schwelgte in Zahlen: Maschinen, Kapital, Fabriken, Umsatz ...
Der Professor hörte ihm wohlwollend zu und meinte gewichtig: „Nicht schlecht, nicht schlecht! Sie haben amerikanischen Unternehmungssinn, mein Lieber! Wirtschaftshilfe, produktive Wirtschaftshilfe, das ist es, was heutzutage nottut!"
„Produktive Wirtschaftshilfe, ein feines Wort; muß man sich unbedingt merken", dachte der Agent, „wirklich sehr fein: produktive Wirtschaftshilfe, also wirklich großartig!" Er geriet in Feuer. Der Professor hatte recht. Arbeit mußte man schaffen, Verdienstmöglichkeiten. Das tat not. Gerührt stellte er fest, daß seine Beschäftigung eigentlich ganz im Sinne dieser Bestrebung lag. Half er den Verchovinabauern nicht, dem Hunger zu entgehen? Bot er ihnen nicht Arbeitsmöglichkeiten? Der Geometer hatte vielleicht weitergesteckte Ziele, sah in die Zukunft, plante den Aufbau einer Industrie ... aber er, er half jetzt, unmittelbar, bevor noch die großen Pläne der anderen verwirklicht werden konnten. Immer schon hatte er die tiefere Bedeu-

tung seines Berufes geahnt, jetzt erkannte er sie. „Mindestens hundertfünfzig muß ich zusammenbekommen", rechnete er, aus der Ethik ohne Übergang in die Arithmetik verfallend, „sonst lohnt es nicht." Er kehrte wieder in die höheren Sphären zurück: „Hundertfünfzig Münder weniger, das bedeutet, daß den anderen mehr bleibt ..."
Der Kutscher drehte sich auf dem Bock um und sagte, mit dem Peitschenstiel auf die kahle, braunschwarze Lehne weisend, an der sie eben vorbeirollten: „Da hat es in der vergangenen Woche gebrannt."
Über die freie Fläche hinweg öffnete sich dem Auge eine weite Bahn bis tief hinunter in die Niederung. Einige Dörfer waren zu sehen, inmitten grüner und gelber Feld- und Wiesenvierecke. Auf einigen Wiesen konnte man sogar Viehherden unterscheiden: kleine, sich träge bewegende weiße und braune Punkte.
„Ja, unten", meinte der Geometer, der einen Blick des Professors aufgefangen hatte, „unten ist das Leben natürlich ganz anders als auf der Hochebene. Da ist vor allem eine richtige Ackerkrume, fett und schwarz. Das erinnert alles schon an die Slowakei dort unten, Mais, Weizen, Sonnenblumen, schönes, starkes Vieh." Er begann zu schildern, wie fruchtbar das Land weiter im Süden und Westen sei. Im Juli fange bereits die Ernte an und noch im Spätherbst werde Frucht eingebracht. Alles könne man anbauen, feinsten Weizen und Wein. „Und erst am Fluß, an der Donau. Die Erde dort ist wie Butter!" Er schnalzte genießerisch mit der Zunge. „Im Herbst sieht man das Laub nicht vor Obst!" Er wurde beinahe poetisch: „Das ganze Land ist wie vergoldet. Wenn die Sonne auf die Rebstöcke und Obstbäume scheint, glaubt man, es ist ein Wundergarten. Alles von Gold ..."
„Weil wir gerade von Gold reden", fiel der Agent ein, „die Erde im Süden und Westen ist wirklich golden. Nein, nein, das ist keine Übertreibung. Sie finden dort alles, was Sie sich nur wünschen können: Eisen, Kohle, Silber, Gold, dann auch Opale, solche milchige Opale, wie man sie sonst nur noch in einem einzigen Land findet, in Persien oder Argentinien ... na, halt irgendwo außerhalb Europas. Ich habe nämlich den Prospekt der Bergwerksfirma gelesen. Eine französische Gesellschaft wie die meine."
Sie schwiegen. Der Agent suchte in seinen Taschen. Langsam drehte sich die Landschaft. Eine Kirche kam in Sicht, ein großer Flecken.
Der Agent hatte den Prospekt gefunden. „Hier, da steht es ... also es ist Australien. Nur in Australien findet man diese milchigen Opale."
„Ist es ein bedeutender Ausfuhrartikel?" erkundigte sich der Professor.
Der Agent zuckte mit den Achseln.
Der Lehramtskandidat, der schweigend zugehört hatte, sagte unvermittelt: „Dort leben noch die Papuas, aber sie sind beinahe ausgestorben."
Alle sahen ihn an, und er verstummte errötend.

Der spitzbärtige Konzeptsbeamte unten in der Stadt erwachte erst jetzt. Er gähnte und räkelte sich träge. Er war sehr müde. Ob er noch eine Weile weiterschlief? Er drehte sich auf die andere Seite. Jetzt erst, da sein Blick

auf das zweite Bett fiel, erinnerte er sich, daß er nicht allein war. Er äugte hinüber. Das Mädchen — nur die wirren schwarzen Haare waren zu sehen — schlief noch.
Er schloß die Augen und rief sich den gestrigen Abend zurück. Das Mädchen war jung, braun, füllig. Wahrscheinlich eine Jüdin, eine ungarische Jüdin. Die verstehen sich auf die Liebe. Das Bild seiner starken, rundhüftigen Frau tauchte für einen Augenblick vor ihm auf und tanzte dann weg, zum Fenster hinaus. Nur die Braune, Schwarzhaarige, Füllige war da. Mit geschlossenen Augen tappte er hinüber. Als er das andere Bett erreichte, schlug es zehn. Die Frau erwachte und streckte ihm die Arme entgegen, aber da erinnerte er sich, daß ihn um elf der neue Vorgesetzte erwartete. Er wandte sich von der Frau ab und lief zum Waschbecken.
„Verrückt geworden?" rief ihm die Frau nach.
Aber er streckte den Kopf schon unter den Wasserstrahl.

Oben, auf der Bergstraße, rollte der Wagen soeben wieder in hohen Wald hinein.
Der Kutscher drehte sich nochmals um und wies zurück: „Das haben sie angezündet!"
Der Geometer erklärte: „Ein Racheakt. Wahrscheinlich hat man ein paar beim Wildern erwischt, und da haben ihre Freunde den Wald angesteckt. Übrigens nichts Seltenes hier, wenn auch nicht mehr so häufig wie früher."
„Wieviel mag da abgebrannt sein? Dreihundert Klafter mindestens. Das macht . . ."
Der Geometer sagte dazwischen: „Die Wälder hier gehören nämlich dem Grafen Schönborn. Er ist sehr verhaßt, der Graf."
Die Pferde nahmen keuchend die letzte Steile. Dann fielen sie von selbst in Trab. Der Wagen war auf der Hochebene angelangt und rollte auf fast ebener Straße leicht vorwärts. Erst in nördlicher Ferne, jenseits der Verchovina, erhoben sich wieder Kämme und Gipfel: die Grenzgebirge. Weit, grau, unbestimmt.
Am Wegrand saß, Knie hochgezogen, Arme um die Schienbeine geschlungen, ein langer, hagerer Mann in Schafpelz und Leinenhose und rief etwas herüber.
Der Kutscher verdolmetschte: „Ob er ein Stück mitfahren kann? Der Weg ist ohnehin nicht mehr steil, sagt er."
„Aufsteigen? Warum nicht? Immer herauf mit ihm . . . das heißt, wenn die Herren nichts dagegen einzuwenden haben?" Der Agent sah die anderen fragend an.
Die überboten sich an Leutseligkeit. „Aber selbstverständlich!"
„Kutscher, halten!"
„Könnte man nicht überhaupt eine kleine Rast machen, damit auch die Pferde ausruhen?"
Der Wagen hielt. Die Reisenden kletterten hinunter und gingen, Glieder reckend, rauchend, auf und ab. Der Kutscher holte unter dem Sitz ein altes,

stumpfes Messer hervor und begann, den weißen Schweiß von den nassen Pferdefellen zu schaben.
Der Professor nahm ein umfangreiches Paket aus seinem Koffer. „Wollen wir etwas essen?" fragte er und begann auch schon, das Paket aufzuschnüren.
Man lagerte sich ins Gras.
Vorn bei den Pferden stand der lange Hagere und half dem Kutscher beim Abreiben. Der Kutscher sagte: „Kannst mit uns fahren bis nach Zbuň. Der kleine schwarze Kerl fährt auch hin."
„So? Er will wahrscheinlich bei Škyryka Holz einkaufen, was?"
„Nein, er sucht Arbeiter für Frankreich." Er nahm aus einer Blechschachtel Kautabak und bot dem Langen an: „Nimm!"
Der Lange brach sich ein kleines Stück ab, dankte, reichte die Schachtel zurück; der Kutscher steckte sie in die Gürteltasche. Sie schwiegen. Nach einer Weile erkundigte sich der Kutscher: „Er wird wohl genug Leute finden, die weggehen wollen. Es ist doch wieder Hunger oben, nicht?"
„Ja. Er wird wohl genug finden."
Sie schwiegen wieder, mit Kauen und Spucken vollauf beschäftigt.
Der Agent kam nach vorn und fragte: „Bis wohin kommen wir heute noch?"
„Bis nach Šerbovec. Dort ist ein Popenhaus mit Stall. Dort können Sie auch essen."
„So. Danke."
Der Agent ging zu den anderen zurück. Der Lange, Vasil Gulec, machte eine Bewegung hinter dem Agenten her. „Ist er das?" bedeutete die Bewegung. Der Kutscher nickte. In der Stille war das mahlende Geräusch der Pferdezähne deutlich vernehmbar.
Vasil Gulec dachte: „Die Tiere haben es gut, man füttert sie. Aber die Menschen? Wenn Marfa die Frühjahrssaat nicht bestellt hat, wäre es dann nicht besser, sich von dem kleinen Schwarzen anwerben zu lassen ... ?"
Die Reisenden hatten den Imbiß beendet und erhoben sich. Der Agent rief: „He! Los! Weiterfahren!"
Bevor sich der Wagen in Bewegung setzte, fragte der Professor den Agenten: „Entschuldigen Sie bitte meine Zudringlichkeit, aber was haben Sie eigentlich in dem kleinen runden Koffer, den Sie behüten, als wäre Gold darin?"
Der Agent lachte: „Gold? Gold ... vielleicht flüssiges!" Und, sich der Indianerbücher aus der Jugendzeit erinnernd, fügte er hinzu: „Gold nicht, aber Feuerwasser, wie man bei ihnen in Far West sagt, Feuerwasser!"
Alle lachten. Der Kutscher trieb die Pferde durch einen Schnalzlaut an und ließ die Peitsche tanzende Kreise über den Pferderücken beschreiben.

III

Der spitzbärtige Konzeptsbeamte saß wartend auf dem roten Plüschsofa. Von Zeit zu Zeit stand er auf, machte ein paar kleine Schritte und setzte sich wieder. Die zwei letzten Nächte wollten ihm nicht aus dem Sinn. Er schüt-

telte sich, als wolle er sich von einer Last befreien. „Ach was", dachte er, „heute wird der Dienst übernommen und ein ganz anderes Leben angefangen."
Leise stöhnend fuhr er sich mit dem Zeigefinger der Rechten zwischen Kragen und Hals, als wolle er sich mehr Luft machen. Aber das würgende Gefühl blieb.
Er sah zur Uhr hinüber. Schon so spät? Warum ließ ihn der Kerl so lange warten? Na, ihm konnte es schließlich und endlich gleich sein, ob er den Dienst heute noch übernahm oder erst morgen.
Sein Blick blieb auf dem eigenen Bein haften, das in der gestreiften Hose schlank und doch fest aussah. Er lächelte: „Strammer Kerl!"
Wieder dachte er, diesmal mit Wohlgefallen, an die zwei Nächte. Dann machten die Gedanken einen Sprung. Er sah sich bei der gestrigen Antrittsvisite im Gouvernement. Der Vizegouverneur hatte offenbar Gefallen an ihm gefunden. Ach ja, es war schon gut gewesen, daß er sich hatte hierher versetzen lassen. Er würde es schaffen, ganz gewiß, er würde es schaffen ...
Die Tür zum Nebenzimmer ging mit leisem Knirschen auf. Der alte Amtsvorstand trat auf die Schwelle und machte eine einladende Handbewegung: „Bitte, Herr Kollege, wollen Sie weiterkommen?"
Während sie auf die Stühle zuschritten, entschuldigte sich der Alte. Er habe den Amtsnachfolger natürlich nicht warten lassen wollen, aber hierzulande komme einem immer etwas in den Weg. Da sei soeben eine Kindesmörderin eingeliefert worden, die außer ihrem Namen nichts wisse. „Aber auch gar nichts, weder Alter, noch Geburtsort ... Na, Sie werden ja selbst solche Fälle in Menge kennen lernen."
Gut, daß der Nachfolger hier war. Jetzt konnte er sich endlich zur Ruhe setzen. Einstweilen allerdings ließ ihn die Sache mit dieser Kindesmörderin noch nicht los. Während er zerstreut dem Spitzbärtigen zuhörte, versuchte er sich vergeblich zu erinnern, wo ihm der Name dieses Weibes schon begegnet sein konnte. „Es muß vor kurzer Zeit gewesen sein", überlegte er, „Gulec, Gulec, der Name kommt ja nicht gerade häufig vor ... verdammte Namen übrigens ... na, Gottseidank, jetzt ist ja Schluß mit dem Dienst und dem Ärger und überhaupt ..."

Der Wagen fuhr unterdessen rüttelnd und schwankend in das Dorf ein. Vor den niedrigen Hütten aus Lehm und Holz spielten Kinder im trüben Schlammwasser. Sie waren splitternackt, klein, krummbeinig, großköpfig. Man hätte nicht sagen können, ob sie fünf Jahre alt waren, oder neun.
Aus den Hütten drängten sich, angelockt durch das laute Gerassel, neugierig die Erwachsenen und starrten dem Gefährt nach. Jemand rief: „Sieh da — Vasil kommt angefahren!"
Der Hagere neben dem Kutscher wandte sich um und bleckte die gelben Zähne. Ja, da wunderten sie sich, wie er zurückkam! Und was würde erst Marfa sagen ... ! Er reckte sich auf seinem Sitz. Warum sah er sie eigentlich noch nicht? Der Wagen war doch schon ganz in der Nähe der Hütte.

„Wenn sie läuft", dachte er, „wippen ihre Brüste auf und nieder; sehen aus wie ... ja, wie nur ... ach, warum kommt sie nicht, Marfuschka?"
Der Professor wunderte sich: „Daß es hier keine Hunde gibt ..."
„Hundebraten? Wo denken Sie hin!" antwortete der Agent.
Klatschend spritzte der Kot, von den Rädern zur Seite geschleudert, den Kindern ins Gesicht. Sie standen mit offenen Mündern da und staunten.
Schon kam der jenseitige Dorfausgang in Sicht. Das ganze Dorf bestand aus kaum zwei Dutzend Hütten. Der Agent fragte nach vorn: „Wieviel Leute gibt es hier im Dorf?"
Der Hagere antwortete: „Über hundert." Er gab dem Kutscher ein Zeichen, langsamer zu fahren, und sprang ab, gerade vor seiner Hütte. „Marfa! Ma-arfa!"
Der Kutscher rief herüber: „Wo ist der Stall, in dem man die Pferde einstellen kann?"
Vasil Gulec zeigte nach dem letzten Haus. „Bei Juraj Škyryka, am Dorfende. Er hat eine Kuh dort!"
Schon waren die Gaffer herangeeilt und versperrten den Weg. Die Reisenden stiegen aus, gingen auf Škyrykas Haus zu. Die Gaffer umringten den Wagen.
Jemand sagte: „Wo ist Vasil? Weiß er nicht ..."
Ein anderer unterbrach ihn: „Daß dich ... laß ihn nur!"
Hinten stahl sich ein Mann weg.
„Wohin gehst du, Kurach?"
„So ... hm ..." Er machte sich eilig davon. Zwischen den Baststreifen, mit denen die Schuhe befestigt sind, blinkte der Stahl eines Messers.
Aus dem Innern der Gulec-Hütte ertönte ein Ruf: „M-a-ar-fa!"
Warum verstummen alle? Warum wenden sich alle ab? Was ist geschehn?
Ein Kind kam von Škyrykas Haus her gelaufen und rief: „Einer hat einen Kasten umhängen, mit dem macht er Bilder!"
Alle drängten zu Škyrykas Haus hin. Einsam lag die Hütte des Vasil Gulec da.

Der alte Amtsvorsteher sagte plötzlich: „Ach so, Gulec! Richtig! Das war doch der Mann ... richtig!"
Vergnügt rieb er sich die Hände. Er hatte völlig vergessen, daß er nicht allein war und wurde dessen erst gewahr, als des Spitzbärtigen Redefluß plötzlich abbrach. „Verzeihung!" Seine Zerstreutheit mit vielen Worten entschuldigend, erklärte der Alte seinem Nachfolger, daß er nun wisse, woher die Kindesmörderin stamme. Er kenne ihren Mann.
Der Konzeptsbeamte lächelte verbindlich. „Sie haben ja ein fabelhaftes Gedächtnis! Ich werde tüchtig zu arbeiten haben, bevor mir die Menschen und Dinge hier so vertraut sind wie Ihnen!" Schon stand er auf, Handschuhe in der Linken, die Rechte ausgestreckt, vor dem Alten. „Also morgen komme ich ganz früh und übernehme die Agenda, einverstanden?"
„Morgen ... ja ... bitte sehr!" Das Gesicht des alten Amtsvorstandes war unordentlich in freundliche Falten gelegt. Er dachte schon wieder an die Gulec.

Der Konzeptionsbeamte ging. „Der ist fertig", stellte er, an den Alten denkend, fest, „hohe Zeit, daß eine junge Kraft an seine Stelle tritt!" Und gleich darauf: „Ein Luder, das Mädchen! Wie sie beißen kann! Aber Klasse! Klasse!"
Die Handschuhe unternehmungslustig schlenkernd, eilte er mit wiegenden Schritten an dem Arbeiter vorbei, der vornübergebeugt vom Brückenbau nach Hause trottete.
Vielleicht drei Tage noch, dann war die Brücke fertig. Und was dann? Schon schlug ihm die Ausdünstung der Waggonkolonie entgegen. Kanalisation gab es dort nicht, und das war auch der Grund dafür, daß die ganze Kolonie „China" abgerissen werden sollte. Der behördliche Befehl zum Abbruch war schon ergangen. Die Kolonie bedrohte die Stadt, die Menschen in den festen, trockenen Steinhäusern, in den Zimmern mit ganzen Fenstern und richtigen Öfen. Man konnte den Krankheitsherd nicht brauchen.
Der Arbeiter klinkte die Tür auf, trat ein, legte Geld und ein Brot auf den Tisch. Lärmend drängten die Kinder heran und bettelten: „Mir! Mir! Mir!"
Die Frau schlief oder tat zumindest so, als schlafe sie. Der Arbeiter schnitt jedem der Kinder eine Scheibe ab. Dann warf er sich auf die Strohschütte. Er sah zu der Frau hinüber. Ein Bündel. Ein unscheinbares Bündel! Er dachte: „Am besten wäre es, alles hinzuschmeißen und fortzugehen! Aber wer kann das? Ja, wenn man noch frei wäre wie früher . . ."
Früher! Das Bild der Frau, wie sie als Mädchen ausgesehen hatte, trat ihm vor die Augen. „Ja, damals war sie hübsch. Und so beweglich . . . !"

Der alte Amtsvorstand ordnete die Bleistifte auf seinem Schreibtisch, deckte die Tintenfässer zu, schichtete die Aktendeckel säuberlich aufeinander.
Dabei erinnerte er sich, daß ihm damals schon, als die wildernden Bauern — darunter dieser Gulec, den sie als Rädelsführer herausgegriffen hatten — eingeliefert wurden, der Gedanke gekommen war: sie seien gar nicht Verbrecher, sondern handelten bloß in Notwehr. „Sollen sie sich die Felder von den Viechern ganz verwüsten lassen? Und daß sie den Eber nachher auch auffressen . . . wer wundert sich darüber?"
Andrerseits taten die Heger auch nur ihre Pflicht. Sie mußten die Bauern aufspüren und anzeigen, sonst jagte sie die Forstverwaltung des Grafen davon.
„Was für ein grausames Leben!" Kopfschüttelnd verließ der Alte das Amtszimmer. Auf der Straße fiel ihm nun auch der Ortsname ein: Zbuň. Aus Zbuň war der Gulec gewesen. Jetzt konnte man den Akt der Kindesmörderin ergänzen. Aber er würde ja von morgen an nichts mehr mit Akten zu tun haben . . .
Der Kutscher, der ursprünglich von dem Agenten zu der Fahrt in die Berge gemietet, aber dann wegen Zuspätkommens wieder weggeschickt worden war, stand auf dem Marktplatz und grüßte laut: „Ergebener Diener, Herr Amtsvorstand." Ob der Alte einstieg?
Nein, er ging vorbei.

Der Kutscher drehte sich nach der anderen Seite hin und starrte zu den Kämmen hinüber, deren Umrisse man — grau in grau — weit hinten, über den Marktplatzhäusern, erkennen konnte. „Verdammtes Leben!" knurrte er, „verdammtes Leben!"

Auch der Arbeiter knurrte diese Worte. Dann zog er eine Decke über den Kopf.

Der alte Amstvorstand ging weiter, die Abendluft tief einatmend, ausruhend.

Der Spitzbärtige kam, frisch rasiert und duftend, aus dem Raseurladen neben dem Hotel und ließ sich vom Lohndiener die Schuhe putzen. Mit eleganter Bewegung schnippte er einigen Staub von dem zartgrauen, schwarzgestreiften Hosenbein.

Der Lohndiener fuhr mit einem Samnetlappen über die Schuhe, um ihnen den letzten Glanz zu geben. „Finished!" sagte er dann. Er war in Amerika gewesen — ausgewandert wie zehntausende andere, die hierzulande nicht satt werden konnten. Er hatte sich als Barkellner etwas Geld erspart und war in die Karpathenheimat zurückgekehrt, um sich in einer kleinen Stadt eine Kneipe aufzumachen. Aber man hatte ihm, kaum daß er in Europa gelandet war, alles gestohlen. Jetzt mußte er sich als Lohndiener erst wieder das Geld zu einer neuen Fahrt nach Amerika verdienen. Dabei war es jetzt viel schwerer, hinüberzukommen als früher. Amerika sperrte sich ab. Offenbar gab es drüben auch schon zu viele Hungerleider ...

Der Konzeptsbeamte hatte dies alles während des Schuheputzens erfahren. Er dachte jetzt: „Man sollte wirklich etwas gegen die Massenauswanderung tun, sonst ..." Ja, was sonst? Er kam nicht dahinter und fragte, um den Gedanken daran loszuwerden: „Ganz fertig?"

Der Lohndiener nickte. Gleich darauf riß er die Mütze vom Kopf und dienerte beflissen hinter dem Spitzbärtigen her, der ihm ein Fünfkronenstück in die Hand gedrückt hatte: „Tausend Dank, mein Herr! Ergebener Diener! Meine Hochachtung!"

Der Konzeptsbeamte winkte lässig über die Schulter zurück.

Leichtfüßig schritt er über den roten Teppich der Hotelhalle und über einige ungewisse Skrupel hinweg, die irgendwo zwischen dem Hotelportal und der nächsten Straßenecke schwebten. „Ach was", verscheuchte er Bedenken, Gewissensbisse, Gedanken, „auf einmal mehr kommt es wirklich nicht an. Ohnehin sind aller guten Dinge drei. Und das solide Leben fängt erst mit dem Dienstantritt an!"

„A real gentleman!" dachte der Lohndiener laut. Er rechnete: „Vierhundertsiebenundsechzig Kronen, das macht ... in Dollars ..."

Hinter der nächsten Straßenecke wartete das schwarze Mädchen und lächelte dem Konzeptsbeamten entgegen. „Ich wußte, daß du kommen wirst", sagte sie.

„Nichts wußtest du."

„Oh, doch."

„Nein!"

„Ach, komm lieber!"

Der Agent ließ den kleinen runden Koffer abschnallen und trug ihn ins Haus. Drinnen saßen schon die Reisegefährten um den Tisch herum und tafelten.
Juraj Škyryka kam gerade mit einer Flasche. „Selbstgebrannter!" erklärte er, „scharf wie Feuer!"
Auf dem Tisch standen Teller mit schwarzem Brot, grobem Salz und braunem, geräuchertem Schafskäse.
Škyryka war reich. Sein Haus hatte ein oberes Stockwerk. Neben dem Haus standen noch ein Schuppen und ein Stall. Rund um das Anwesen lief ein Zaun und grenzte einen geräumigen Hof ab. Hier lag das Holz, mit dem Škyryka handelte: lange, gerade Stämme und kegelförmig geschichtetes Kleinholz. Im Stall stand eine Kuh. Einmal im Monat spannte Škyryka sie vor den zweirädrigen Karren und fuhr sieben Stunden weit nach Sandrova bei Huszt, um Wasser aus der dortigen Salzquelle zu holen. Zurück brauchte er elf Stunden, weil es bergauf ging und der Wagen schwer beladen war. Das Salzwasser verkaufte Škyryka an die Leute von Zbuň und aus der Umgebung. Ein Bottich kostete zwei Tage Holzhacken. Das war billig. Rotes, grobkörniges Viehsalz bei Leib Mendlovič in Šerbovec kostete dreimal soviel ...
Škyryka goß ein, ermunterte zum Trinken. Der Professor nippte an seinem Glas, setzte es jedoch gleich wieder ab.
„Zu stark?" fragte der Geometer.
„Nein", antwortete der Professor, „aber wir wollen ja noch weiter."
„Ach, wir können ebensogut hierbleiben", meinte der Agent, „so gut wie beim Popen von Šerbovec haben wir es hier auch, und ich könnte gleich meine hiesigen Geschäfte abwickeln, während die Herrschaften etwas ausruhen. Einverstanden?"

In der niedrigen Hütte, vor dem dunklen Fleck auf dem Boden, stand Vasil Gulec und hörte dem Bruder zu. Sehr langsam nur begriff er, was geschehen war.
Das Kinn des Bruders wackelte.
„Warum wackelt es nur?" fragte sich Vasil, „und warum redet er immer noch?"
Der Bruder verstummte, stand eine Weile hilflos da, ging dann.
Vasil blieb mit den Kindern allein. Die kauerten alle in einer Ecke und starrten zu ihm herüber.
Also die Gendarmen hatten Marfa geholt, weil sie dem Kleinsten die Kehle durchgeschnitten hatte. Wahrscheinlich war sie in das gleiche Gefängnis gebracht worden, aus dem er kam. Ein schweres, unbestimmtes Verlangen nach der Frau, nach ihren Brüsten, nach ihrem Geruch — vermischt mit der noch frischen Erinnerung an die trockene Zelle, an drei regelmäßige Mahlzeiten im Tag, an eine warme Decke — stieg in ihm auf. „Und die Saat? Was ist mit der Saat?" Von den Kindern sind zwei idiotisch, eins ist krank.
Vasil Gulec begann zu schnaufen. Also weggelaufen war Marfa. Einfach

weggelaufen. Und ihn hatte sie hiergelassen. Mit den Kindern. Ohne ein Stückchen Brot im Haus. Sie selbst saß jetzt in der trockenen Zelle und aß die Abendsuppe. Vasil wurde von blinder Wut gepackt. Warum war er überhaupt zurückgekommen? Ob er nicht besser gleich umkehrte? Umkehrte, zum Agenten ging und sich anwerben ließ?
Das kranke Mädchen kam aus dem Winkel hervorgekrochen und holte einen Topf vom Herd. „Was hast du da?"
„Machut."
Flachsartige Stengel in trübem, heißem, ungesalzenem Wasser. Die Suppe der Verchovinabauern. Dazu statt Brot getrockneter Baumschwamm.
„Wo ist das Messer, zum Schwammschneiden?"
„Das Messer . . .?" Die Stimme des Mädchens verkriecht sich.

IV

Der schmächtige Lehramtskandidat schritt, den Hut in der Hand, die Schultern nur mäßig durch die Tragriemen des schlaffen Rucksacks beschwert, aus Škyrykas Haus.
Vasil Gulec saß vor seiner Hütte und grüßte: „Gelobt sei Jesus Christus!"
Unzufriedene Unruhe lag auf seinem Gesicht, als er dem Lehramtskandidaten nachblickte. „Der geht weg", dachte Vasil, „und ich muß dableiben. Warum muß ich dableiben?"
Weggehen — in diesem Wort drängte sich alles zusammen, was es an Schönerem und Besserem in der Welt gab: Juraj Škyrykas Fahrten nach Sandrova, die Geld einbrachten, Geld, für das man sich ein herrliches, angenehmes, sattes Leben verschaffen konnte; der Weg nach Šerbovec zu Leib Mendlovič, der einem für das großgezogene Huhn ein Viertel Schnaps, etwas Petroleum und Zucker gab; die Reise im gelben Gendarmeriewagen hinunter in die Stadt; in eine Kaserne oder (wie das letztemal) ins Gefängnis, beide Male Eingriffe einer höheren, unfaßbaren, nach eigenen, selbstherrlichen Gesetzen auftretenden Macht, die einen plötzlich erfaßte, in trokkene, holzgedielte Zimmer setzte, badete, fütterte, mit einer warmen Wolldecke zudeckte und schließlich — ebenso unberechenbar und jählings wie sie zugepackt hatte — wieder zurückschickte nach Zbuň.
Er erinnerte sich an Marfa, die auch weg war, und wie gestern überfiel ihn der Zorn.
Wieder überlegte er: „Gesät ist nicht. Der Winter kommt. Die Kinder wollen fressen. Ob ich nicht doch zu dem Agenten gehe?"
Der Lehramtskandidat verschwand in der Mulde, durch die der Weg hinter der Ortschaft hindurchführte. Kurze Zeit noch sah man seinen Kopf, nur den Kopf, dem Wald zustreben. Dann verschwand er ganz.

Neben dem Lehramtskandidaten lief ein halbwüchsiger Junge her. Er trug nur eine Militärbluse, keine Hose, keine Schuhe. Ein Stück Zucker, das ihm der Lehramtskandidat gab, spuckte er aus.

„Wildnis", dachte der Lehramtskandidat, „alles noch Rohstoff ... auch die Menschen. Eigentlich nicht das ärgste."
Er war frühzeitig aufgebrochen, um noch das Dorf zu erreichen, in dem er als Lehrer erwartet wurde. „Es ist wüst hier, aber drei Jahre sind keine Ewigkeit!" tröstete er sich selbst, „und nachher bekomme ich eine feste Stelle irgendwo in Mähren. Vielleicht in der Hanna, wo es ganz reiche Bauerntöchter gibt ..."
Er wäre viel lieber Angestellter in einem Transportunternehmen geworden oder Schiffsarzt oder sonst etwas „mit weitem Horizont", aber der Vater hatte gewünscht, daß er Lehrer werde. Der Vater war Besitzer einer kleinen Druckerei in einer mittelböhmischen Provinzstadt. Er stand selbst mit einem alten Verwandten am Setzkasten, ohne Gehilfen. Das Geschäft war gut gegangen, solange es in der Nähe noch keine Druckerei mit Maschinenbetrieb gegeben hatte. Als dann jedoch eine Rotationsmaschine in der Stadt zu laufen begann, ging es mit der „Quetsche" des Vaters unaufhaltsam bergab. Kaum daß persönliche Freundschaft und alte Gewohnheit einen alten Kundenkreis zusammenhielten. Der Sohn, das sah man ganz deutlich, würde den Betrieb keineswegs mehr aufrechterhalten können. Um ihm eine gesicherte, wenn auch bescheidene Zukunft zu öffnen, hatte ihn der Vater unter Opfern studieren lassen. Wurde der Sohn Lehrer, so war das eine Art Kompensation für den Verfall des Geschäftes. Auch schien dann ein Gespenst gebannt, das der Alte mehr fürchtete als alles andere: das Hinabgleiten des Sohnes in eine Welt, die der Vater stets unter sich gesehen hatte; das Ausgestoßenwerden aus einer Gesellschaft, in welcher der Alte eine nicht gerade glänzende, aber immerhin geachtete Stellung innehatte; die Degradierung zu einem „Menschen zweiter Klasse", wie er es nannte, zu einem Abhängigen (als ob er selbst jemals unabhängig gewesen wäre!) zu einem Arbeiter ...
An all das mußte der Lehramtskandidat jetzt denken, während er dem Wald zuschritt. „Nein", sprach er zu sich, „wir gleiten nicht ab. Im Gegenteil. Wir werden uns hocharbeiten."
Die drei Jahre erschienen ihm plötzlich ganz kurz.

Im Dorf spannte der Kutscher die Pferde ein und fuhr los. Im Wagen saßen der Professor und der Geometer. Der Agent lag noch drinnen in Škyrykas Haus auf der Ofenschlafstelle und schnarchte. Vor Mittag wollte der Kutscher die beiden im Wagen an ihr Reiseziel gebracht haben und dann umkehren, um den Agenten abzuholen. Der wollte nicht weit, nur ins nächste Dorf.
Der Professor dozierte: „Vielleicht klingt es paradox, aber dennoch: höheren Lebensstandard, soziale Errungenschaften, menschenwürdiges Dasein gibt es und dort, wo es auch das gibt, was ihr Ausbeutung nennt ..."
Der Geometer protestierte: „Sie sprechen so, als ob ich Kommunist wäre!"
Der Professor lachte. Nein, nein, er wisse, daß der Geometer ein Gentleman sei, und er habe ihn auch gar nicht persönlich gemeint, sondern Europa und die Europäer im allgemeinen. Europa habe nun einmal einen Überfluß an

weltbeglückenden Ideen, aber nicht das, was man am glücklichsten mit dem Wort „gesunder Amerikanismus" bezeichnet habe. „Wir sind keine Sozialisten", so schloß er „aber der höhere Lebensstandard, das Plus an sozialen Errungenschaften kommt bei uns beileibe nicht nur den Vanderbilts und Rockefellers zugute, sondern auch den Arbeitern, den Proletariern und Ausgebeuteten. Der Graf Schönborn hier lebt sicher nicht schlechter als einer von unseren Wallstreetgrößen. Aber wie lebt der kleine Mann? Bei uns hat auch er sein Auto. Und erst wenn man den Blick auf den kleinen Mann richtet, zeigt sich die Überlegenheit des vollblütigen Amerikanismus, der keinen Sozialismus oder sonst was Ähnliches braucht, um die Menschen zufriedenzumachen . . ."

Der Wagen rollte durchs Dorf. Wie gestern kamen die Leute aus den Hütten und gafften ihm nach. Wie gestern spielten die Kinder im Schlamm.

Auch Vasil Gulec trat vor die Tür.

Der Kutscher winkte ihm zu. Ein paar Dörfler riefen: „Nun, Vasil, warum fährst du nicht mit?"

Vasil verzog das Gesicht. „Dummköpfe", dachte er. Doch dann erinnerte er sich mit Schrecken, daß sie es vielleicht anders gemeint hatten. Der Agent war gestern noch zum Gemeindevorsteher und zum Popen gegangen und hatte im Dorf herumsagen lassen, er wolle Leute für Frankreich anwerben. Leichte Arbeit, guter und sicherer Verdienst. Zwanzig Kronen auf die Hand und ein Glas Schnaps als Handgeld. Das war etwas. Und Frankreich, das war auch etwas. Das lag nicht über dem Meer wie Amerika. Das konnte man sich einigermaßen vorstellen. Sicher würden ein paar Männer mit dem Agenten gehen, mindestens sechs. Vasil zählte sie in Gedanken auf: „Petr, Michal, Vasil mit der großen Schramme, Ivan, Kyrill . . ." Er stellte sich vor, was man für zwanzig Kronen alles kaufen konnte. Er spürte den Schnaps schon im Mund. Das Verlangen, von hier wegzugehen, wurde plötzlich sehr stark.

Einige Männer gingen an ihm vorbei, in der Richtung zu Škyrykas Haus. Ob sie sich bei dem Agenten meldeten?

Er rechnete: „Machut noch für vierzehn Tage, Kartoffeln für eine Woche . . ."

Eines der Kinder kam, krummbeinig, nackt, aus der Hütte gelaufen, um die Notdurft zu verrichten.

Wieder schritten zwei Männer vorbei.

Die Glieder des Kindes waren sehr dünn, der ganze Körper mager und grindig. „Ob das überhaupt noch lange leben kann? Wo die Saat nicht bestellt ist!" Der Gedanke, einmal aufgetaucht, ließ sich nicht verscheuchen, kratzte wie ein hungriger Hund an der verschlossenen Tür, immer wieder, immer wieder: „Ob das überhaupt den Herbst und Winter überdauern kann?"

Er ging schnell in die Hütte. In der Ecke lag das Mädchen und wimmerte. Der Bauch war wieder dicker geworden. Wie lange konnte ein Bauch so etwas aushalten. Er mußte ja platzen. Armes Dingelchen!

Eine jähe Rührung wickelte ihn wie in weiche Binden.

Ob man draußen etwas von dem hörte, was in der Hütte vorging? Armes

Dingelchen, man müßte ihm helfen, ja, ja helfen. Warum ist Marfa auch nicht hier? Was soll ein Mann mit den Kindern? Und das Feld ist auch nicht bestellt.
Der hungrige Hund kratzte stärker. Der Agent saß auf ihm. Saß und ritt. Ritt nach Frankreich. Und hielt eine Zwanzigkronennote in der Hand . . .!

„Willst du den französischen Schlüssel?" fragte der Meister beim Brückenbau und warf dabei auch schon das Werkzeug hinüber.
Der Arbeiter fing es auf. Seine Frau hatte in der Nacht geboren. Das Kind war tot. Der Kassenarzt war nicht gekommen. Er kam nur zu Kassenmitgliedern, und Hilfsarbeiter wurden nicht angemeldet, weil es nicht lohnte.
„Wenn du fertig bist, wirf mir den Franzosen wieder rüber!" rief der Meister.
Der Arbeiter nickte. „Wenn jetzt nochmal etwas gesagt wird, was irgendwie mit französisch zu tun hat", dachte er, „dann lasse ich bei Gott den Krempel hier liegen und gehe nach Frankreich! Ich kann ihr ja den ganzen Lohn schicken. Für mich finde ich schon noch Extraverdienst." Er zog die Schraubenmutter fest und warf den Schlüssel zum Meister hinüber.
Der Brückenbau war fast vollendet.

Aus Škyrykas Haus trat der Agent, in jeder Hand eine entkorkte Schnapsflasche. Im lattenumzäunten Hof warteten die Männer. Er hatte sie zusammenrufen lassen. Škyrykas Kinder waren in allen Hütten gewesen; „es gibt Schnaps und Geld zu verdienen!" hatten sie gesagt.
Jetzt hielt der Agent eine Rede. Er zählte die Dörfer auf, in denen er schon gewesen war: Šerbovec, Volovoje, Zenov. Überall hatten sich Burschen und Männer anwerben lassen.
„Wohin?" fragte jemand.
„Nach Frankreich."
„Nach Zenov sind welche zurückgekommen von den Auswanderern!" krächzte ein Alter.
„Aus Amerika vielleicht", sagte der Agent schnell, „das ist möglich. Aber aus Frankreich kommt keiner zurück. Warum? Weil es dort gut ist. Oder habt ihr vielleicht einen von denen gesehen, die im vorigen Jahr mit mir weggegangen sind? Nein. Aber hier, in dem Brief schreiben sie: es geht uns wie noch nie und wir haben jeden Tag weißes Brot . . ."
Er hatte einen Zettel aus der Tasche gezogen und schwenkte ihn hin und her. Dann fuhr er fort: „Weißes Brot gibt es jeden Tag, ebenso Fleisch und Wein. Und wer sich anwerben läßt, bekommt gleich hier zwanzig Kronen auf die Hand. Das Geld kann er seiner Frau hierlassen. Und später kriegt die Frau immer einen Teil des Lohnes geschickt. Und noch später kommt sie nach."
Aus den Flaschen stieg der Branntweinduft und kitzelte in den Nasen.
„Nun? Wer meldet sich?" fragte der Agent.
„Fährt man mit dem Zug hin?"
„Ja. Aber besser als im Krieg!"

Der Agent kannte seine Leute. Er wußte, sie dachten an den Krieg, und das war nicht schlecht. Denn im Krieg hatte es Kessel voller Suppe gegeben mit Fleischbrocken. „Nun, wer meldet sich?"
Schon fuhr, lärmend und von Peitschenknall begleitet, der gelbe Wagen in den Hof ein.
Der Agent hatte einen Bleistift hervorgezogen und schrieb, stehend, das Papier auf einen dicken, glatten Balken gelegt, die Namen der Angeworbenen in seine Listen: Petr Sedorjak ... Mat'o Babinec, Michail Galatko, Julo Zajac, Ivan Lako, Ivan Balan, Martin Ryzak, Ivan Kurach ..."

Mit einer vorsichtigen Bewegung trat der Hagere aus seiner Hütte und zog die Tür hinter sich zu. Er sah sich um, lauschte, witterte.
Niemand in der Nähe.
Da rannte er los, auf Škyrykas Haus zu. Die rechte Hand hielt er auf dem Rücken, als verberge er etwas, aber er verbarg nur die Hand, und nur vor sich selbst.

V

Ein kleiner Trupp kam die Bergstraße heruntermarschiert: Männer in Schafspelzen und rauhen Leinenhosen, einige barfuß, andere in Bastschuhen. Sie rauchten und schwatzten. Zuweilen wurde der hohe Ton einer Flöte laut, dann sangen sie mit:

„Flöte, meine Kleine,
mit neun kleinen Löchern,
bei den armen Mädchen
singst du nicht, du Feine!

Bei den Armen schweigst du,
singst nur bei den Reichen;
Flöte, meine Kleine,
große Schande hast du ..."

„Schneller! Pfeif doch schneller!" rief von der Spitze des Trupps her der Hagere.
„Was hast du nur für Eile, Vasil?" schrie einer von hinten, „kommst noch früh genug!"

Der Arbeiter, der das Brückengeländer mit Firnis überstrich, blickte dem Trupp nach; „der dritte heute!" dachte er. Er arbeitete lässig, als spielte er nur. Die Brücke war fertig.
Ein leichter gelber Wagen kam die Straße herunter. Ein kleiner wollhaariger Mann saß hinter dem Kutscher. Dieses Gesicht kannte er doch? Das hatte er vor kurzem erst gesehen ... ? Ach ja, der Agent!
Der Arbeiter setzte den Firnistopf auf den Boden, hielt die Hände über die Augen und blickte dem Gefährt nach. „Ob es nicht doch besser wäre, sich

anwerben zu lassen? Ist zwar kein einziger qualifizierter Arbeiter darunter, lauter Tölpel aus den Verchovinadörfern, Schwarzarbeiter, Ungelernte ... aber was nützt einem schon die Qualifikation?"
Langsam zog er den Rock an, nahm den Topf wieder auf, ging. Der Stiefel knarrten: „Frankreichfrankreichfrankreich ..."

Quer über den von Mittagslicht und Hitze erfüllten Marktplatz kam der Telegrafenbote auf den Amtsvorstand a. D. zugelaufen und schwenkte schon von weitem das zusammengefaltete gelbe Papier: „Dringend, Herr Rat! Dienstlich!"
Erst als der Bote schon um die Ecke war, erinnerte sich der Amtsvorstand, daß er eigentlich gar nichts mehr mit Diensttelegrammen zu tun habe, daß er nicht einmal mehr berechtigt sei, es zu öffnen.
Zögernd steckte er das Telegramm in die Tasche. Zögernd nahm er den Weg nach Hause wieder auf. „Der Neue ist jetzt ohnehin im Amt ... Und was wird schon in dem Telegramm drinstehen: Steuereintreibung in Černoholovo durchgeführt, zwei Verhaftungen ..."

Die Stadt scheint in der Mittagshitze zu schlafen. Nur der Kranz der Fabriken lebt und der Bahnhof. Lokomotiven fahren hin und her, pfeifen, schnauben. Semaphore winken. Aus dem Wirrwarr des Schienengespinstes machen sich vier Stahlstränge frei und laufen nebeneinander in die Ferne.
Der Trupp steht an den Schienen und schaut zum Bahnhof hinüber. Einer fragt: „Vasil, hier werden wir fahren?"
„Ja, hier." In plötzlich ausbrechender Lustigkeit fügt er hinzu: „Jetzt könnt ihr meinethalben auch tanzen!"
Die andern schauen ihn erstaunt an. Während des Wegs herunter hat er sie immer nur angetrieben, verbissen, knurrig. Und jetzt diese Wandlung.
„Fühlst dich wohl schon in Frankreich, Vasil, wie?"
Für einen Augenblick will sich eine unruhige, bohrende Angst wieder ins Bewußtsein drängen, aber er verscheucht sie. Hier ist die Bahn. Hier liegt schon der Weg zu dem Leben ohne Sorgen um das nichtbestellte Feld, ohne Angst vor dem Winter, ohne Machutgeruch ... und ohne ... Er hielt hastig inne im Denken. „Pfeif!" schrie er dem Flötenbläser zu, „hast du nicht gehört? Pfeif etwas, zu dem sich tanzen läßt!"
An den Tanzenden vorbei ging der Arbeiter vom Brückenbau. „Wie die sich freuen!" Sein Entschluß war gefaßt: „Ich fahre auch mit."
Er beschleunigte den Schritt. Schon war er zwischen den Waggons und Buden der Kolonie „China". An langen Schnüren flatterten im Wind bunte, dürftige Wäschelappen.
„Genug davon! Ich gehe!"
Jemand kam hinter ihm hergelaufen und rief seinen Namen. Er drehte sich um. Der Vertrauensmann seiner Gewerkschaftsgruppe stand vor ihm. „Gut, daß ich Sie sehe, Genosse. Wir brauchen Sie. Drüben in den Sägewerken ist ein Streik ausgebrochen, und wir müssen Leute hinschicken, die organi-

sieren, reden ... es sind nämlich Gelbe dort ..." Das Reisegeld könne er gleich haben, mehr allerdings nicht. Er wisse ja selbst, die Gewerkschaft habe kein Geld. Übrigens werde er bei den Genossen essen und schlafen können. „Nun, wie stehts? Können wir auf sie zählen?"
Die Wäschestücke sind rosa, blau und weiß. Wie die französische Fahne ... oder nein, nicht ganz so ... aber doch ähnlich ...
„Nun?"
„Es gilt. Ich gehe."

Der Amtsvorstand a. D. konnte der Versuchung doch nicht widerstehen. Er öffnete das Telegramm. „Was? Ein Mord? Schon wieder? ... Und schon wieder dieser Name? Das muß doch ...!" Eilig wandte er sich um und stelzte den Weg zum Marktplatz zurück.
In der Hotelhalle stand der Agent und las von einem langen Zettel die Namen.
„Babinec aus Zbuň."
„Hier!"
„Balan aus Volovoje."
„Hier!"
Jeder der Aufgerufenen trat zu dem Agenten und nahm einen Auslandspaß und eine Blechnummer in Empfang. Die Nummer wurde am Schafspelz angemacht, der Paß wanderte in die lederne Umhängetasche.
„Čulen aus Šerbovec."
„Hier!"
Der neue Amtsvorstand kam die Treppe herunter und rief dem Agenten zu: „Schon so weit?"
„Ja, Gottseidank! Und wie steht es bei Ihnen, Herr Doktor? Schon im Dienst?"
Der Beamte nickte. Dann schritt er hinaus. Dem Lohndiener, der mit den Stiefelbürsten herbeieilte, winkte er ab. Er brauchte keine glänzenden Schuhe. Seine Frau kam. Das alte, geregelte Leben begann wieder. „Leidergottseidank ..." Er schmunzelte, halb wehmütig, halb zufrieden.
Von der andern Straßenseite rief ihn plötzlich sein Amtsvorgänger an: „Hallo, hallo, Herr Kollege!"
Was hatte der Alte nur? Was wollte er? Welche Aufregung? Kopfschüttelnd, Abweisung im Gesicht, schritt er hinüber.

Am Gefängnistor vorüber — hinter welchem der vielen hohen Fenster saß wohl Marfa? — schlenderte Vasil Gulec ins Unbestimmte. Bis zum Abend war noch viel Zeit. Allzuviel. „Man weiß gar nicht, was man mit der vielen Zeit anfangen soll." Im Gehen kommen die Gedanken nicht an einen heran. Aber wenn man liegt oder steht ...
Eine blau-weiß-rote Schranke sperrt den Weg. Dahinter glänzen die Schienen.
Plötzlich ist die Angst da, greift nach dem Kopf, preßt ihn zusammen; greift

nach dem Herzen. Warum geht die Schranke nicht hoch? Warum stellt sie sich Vasil Gulec in den Weg? Er spricht zu ihr: „Höre", sagt er, „laß mich durch, ich muß weg; warum willst du mich aufhalten? Dir habe ich ja nichts getan! Und ihnen ... schließlich ist ihnen nur Gutes geschehen ... mit dem dicken Bauch ... und ohne Kartoffeln, ohne Hafer ... Laß mich durch! Laß mich durch, oder ..."
Die Nebenstehenden sehen erstaunt zu ihm hinüber. Er erschrickt, kriecht in sich zusammen. Da geht die Schranke hoch. Als ob er von einer Sehne geschnellt würde, saust er los. Beim Laufen löst sich die Angst. Der Kopf wird frei und das Herz ganz leicht. Vasil Gulec lacht. Er möchte am liebsten laut schreien. Oder singen. Oder tanzen.
Unwillkürlich schlagen die Füße den Weg zum Bahnhof ein. Hinter dem Heizhaus wollen sie sich treffen. Dort ist es schon. Und dahinter liegen schon ein paar von den Gefährten im Gras.
„Hohohoho!" Das ist Ivan Kurach. So schreit nur er. So schreit er, wenn er aus den Bergwäldern kommt, oberhalb von Zbuň.
Aber wer wird jetzt noch an Zbuň denken? Wer wird ... oha, was ist das? Die Hand, die sich auf die Schulter gelegt hat, steckt in einem groben, weißen Baumwollhandschuh. Oberhalb des Handschuhs wird ein Streifen graugrünen Tuchs sichtbar. Daran blitzt ein Messingknopf. Langsam, schnarrend, als käme sie gar nicht aus einem Menschen, sagt eine Stimme: „Im Namen des Gesetzes!"

Von den Bergen, deren waldbestandene Kämme man gerade noch im verdämmernden Tageslicht warnehmen kann, kommt der Wind und bringt den Geruch der Hochebene mit, einen bitteren Geruch, einen wilden Geruch, wie von einem bösen Tier.

MOHN

von

Elisabeth Karr

Es war später Nachmittag geworden, als sich Ferenc Fazekas auf den Heimweg machte. Die Kneipe hatte er nur von weitem gesehen. Nicht als ob er kein Maß halten könnte — er mochte nicht unter die Leute gehen. Es wäre nur Klage aus ihm herausgekommen, Schimpfen und neidisches, böses Zeug. Er ging langsam, unentschlossenen Schritts. Die wachsende Entfernung von der Stadt tat ihm wohl. Am Kreuzweg blieb er stehen. Eine Bank und ein Kruzifix wuchsen schon dunkel in die qualmweiche Luft. Der Bauer Fazekas blieb neben der Landstraße stehen und dachte nach. Es war in aller Frühe gewesen, als er im Rentamt wegen Steuernachlaß vorsprach. Da hatte man ihn aus dem ersten Raum in einen zweiten, aus dem zweiten in einen drit-

ten geschickt. Nummer acht, Nummer dreizehn, Nummer vier — ebensogut hätte er in jedes andere Zimmer gehen können. Ganz umsonst hatte er den Hut vom Kopfe genommen wie in der Kirche und mit Überlegung und deutlich gesprochen. Es war unnütz gewesen, daß er sich sonntäglich angezogen hatte, daß die Frau, die Julisch, sich gebückt und gekrümmt hatte, um seine Stiefel blankzuputzen: in allen Zimmern waren die gleichen Menschen, die den Kopf geschüttelt, die Schulter hochgezogen und die inneren Handflächen nach oben gedreht hatten. Er hätte doch besser seine alltäglichen Lumpen anbehalten.

Als am Mittag die Glocken zu läuten angefangen, hatte er sich auf eine Bank gesetzt und, aus dem fettigen Papier, sein bißchen Paprikaspeck gegessen. Nachher war er zum Kaufmann gegangen, der ihm schon seit zwei Monaten Geld für Butter und Eier schuldete; der hatte ihm etwas vorgejammert und seinen abgerissenen Anzug gezeigt. Dann war Ferenc durch die Straßen gestapft, die ebenso ungepflastert waren, wie die Dorfstraße zu Hause. Er hatte nach einem Gedanken gesucht. Er hatte ihn am Flußufer gesucht und auf der Bank wo er mittags gesessen hatte. Auf einmal war der Nachmittag vorbei gewesen.

Jetzt, bei dieser anderen Bank vor der Straßenkreuzung, fiel ihm ein, daß er nicht in der Apotheke gewesen war; er hatte seinen kranken Buben vergessen. „Arznei und feinen Gries" — dreimal hatte es ihm die Frau noch nachgerufen. Ferenc setzte sich, wendete die Taschen um: ohne Geld gibt es keine Arznei, gibt es keinen Gries. Sein Nacken wurde dunkelrot, der enge Anzug würgte ihm am Hals, um die Brust.

Unerwartet rutschte die Sonne vom Rand des Himmels ab und veränderte die Welt mit einem Schlage; die Bäume am Horizont wurden überdeutlich; der Himmel hob sich und überließ die Erde ihrer kalten Einsamkeit.

Ferenc stand auf. Behutsam und steif setzte er ein Bein vor das andere. Es waren die Sonntagsstiefel, die sich anders trugen, die den Tag besonders erscheinen ließen. Alles war irgendwie ausweglos geworden. Ferenc war jung, und so schien es ihm selbstverständlich, daß gerade deshalb etwas Besonderes sich ereignen müsse. Gutes oder Schlechtes. Auf keinen Fall aber konnte er, Ferenc Fazekasc, mit seinen harten Muskeln, seinem Stiernacken, seinen ganz bestimmten Gedanken und seinem einjährigen Jungen, sang- und klanglos untergehen.

Schon seit fünfzehn Jahren nahm er seinen Weg nicht mehr die große Landstraße hinauf, am gräflichen Gut und den dahinterliegenden beiden Dörfern vorbei — er machte den Umweg durch Felder und Wiesen, über die Steine im Bachbett, durch den verkümmerten Wald. Erstaunt hatte ihn seine Frau einmal, als sie zusammen in die Stadt gegangen waren, gefragt, weshalb sie denn den schlechten Weg benützten. Ferenc hatte ihr mit einem verzwickten Fluch geantwortet, dessen verständlicher Teil so viel bedeutete, daß Frauen zu viel schwatzten und fragten und sich sonst auf nichts verstünden.

Nicht als ob Ferenc ein Geheimnis gehabt hätte, worüber er sich noch nicht

einmal mit der eigenen Frau aussprechen mochte; zu sich selbst war er auch nicht anders: wenn es in ihm unruhig zu werden anfing, fluchte er ebenso, und damit war es erledigt. Vor fünfzehn Jahren — in den denkwürdigen Tagen um die Mitte des August Neunzehn muß es gewesen sein — da hatte er sich vorgenommen, einen weiten Bogen um das Gut zu machen. Und so hatte er es auch gehalten. Auch damals, als er zu der schweren Stunde der Frau den Doktor holen und sich durch den kniehohen Schnee arbeiten mußte.
Ferenc kratzt sich im Nacken, seufzt: „Ich bin halt so. So halsstarrig . . ."
Heute scheint es ihm nicht ganz klar zu sein, weshalb er nicht doch die bequemere Landstraße nehmen sollte . . . denn es wäre leichtsinnig, das eine Paar gute Stiefel, das er noch hat, kaputt zu machen. Auch die Julisch, die daheim mit der Arbeit allein fertig werden muß, verdient es nicht, daß man ihr verkrustete Stiefel hinstellt. Und heut ist schließlich ein besonderer, wenn auch ein besonders schlechter Tag. Zu allem müßte er den Weg schon wegen des kranken Buben abkürzen. Er stutzt vor dem Gedanken „krank" und setzt die Füße behutsam auf die weichen Flächen zwischen den Pfützen. Seinen Kopf hält er tief nach unten gebeugt, als ob es jetzt nichts Wichtigeres gäbe, als Stiefel und Pfützen, als ob er so nicht zu wissen und sehen brauchte, daß er die seit fünfzehn Jahren gemiedene Landstraße entlanggeht. Seine Gedanken klammern sich fest an seinen Buben: „Nein, krank ist er nicht, er hat bloß nicht die richtige Nahrung, krank ist mein Bub doch nicht."
Ferenc ist entschlossen, den Kopf nicht zu heben und dem Weg keine Bedeutung beizumessen: einen Weg mußte er ja auf alle Fälle nehmen, wenn er nach Hause wollte; fliegen konnte er nicht, und wichtiger war, daß morgen das restliche Heu hereingeschafft wurde, bevor das Regenwetter anfing; es sieht heute schon so aus, als ob sie es nicht mehr schaffen würden.
Eine helle Wand leuchtet rechts aus der Dämmerung, wie tief Ferenc auch seinen Kopf senken mag. Er fühlt mehr als er ihn sieht, den graugelben Fleck, wo sich die Wand geschält hat, den Fleck, der die Form eines Menschenkopfes hat und in den sie als Buben ein paar Augen einzeichneten. „Unsinn", brummt er, „fünfzehn Jahre sind es her, zehnmal mindestens wurde die Wand frisch gekalkt." Er setzt seine Füße noch behutsamer in den schmatzenden Straßenschlamm, als wisse er nicht, daß er seinen Kopf im nächsten Augenblick ganz ungestüm, mit einer wilden, fast verdursteten Neugierde emporreißen muß.
Wenn die bekannte, langgezogene Mauer anders geworden, wenn wenigstens der Fleck verschwunden gewesen wäre — dann wäre Ferenc vielleicht ebenso nach Hause gekommen, wie auf dem andern, umständlicheren Weg. Es war aber alles noch gerade so wie früher, unangetastet, wie ein Denkmal: auch der Fleck war da, das Letzte, was die fünf noch gesehen hatten . . . fünf seiner Mitknechte, fünf Jungens aus derselben Schulklasse, aus demselben Schützengraben, mit denselben Zukunftsgedanken . . . er, Ferenc, hatte nur noch die weißen Federn am Helm der Offiziere in einer Wolke Staub da drüben gesehen . . .
Die Schüsse aber hatte er nicht mehr gehört.

Er war noch nicht zwanzig Jahre alt gewesen, als er von hier weggeheiratet hatte. Er hebt den Arm und berührt das Strohdach, das wie eine allzu große, braune Pelzmütze übermäßig tief in das eingefallene Gesicht der Hütte gezogen ist. Er berührt das Dach, als wolle er ausmessen, ob er nicht zu groß für eine solche Hütte geworden sei. Bei der Berührung blitzt für einen kurzen Augenblick ein Bild auf, das schon den ganzen Tag in seinem Kopf drin gewesen sein mochte: die Vorstellung, mit der Julisch und seinem Buben hier zu wohnen, wenn sein Haus auf die Steuer draufgehen sollte!

Dann müßte er wieder zum Knecht werden, zu einem Stück Fetzen, ohne Willen, ohne Worte. Aber er hätte dann das sichere, struppige Dach über dem Kopf, vielleicht auch ab und zu etwas Kuhmilch für das Kind. Nur die Milch fehlt ihm, krank ist der Bub eigentlich nicht. Er, der Ferenc, könnte hier immer noch unterkommen, wenn es auch genug obdachlose Landarbeiter gibt ...

Des Bauern Fazekas Hals wird blutrot, als er sich bei diesem Gedanken ertappt: „Niemals!"

Niemals würde er sein Stück Erde hergeben! Umsonst sollen diese fünfzehn Jahre nicht gewesen sein, wo er sich vor Verwandten und Freunden herumgedrückt, seinen eigenen, unehelichen Sohn nie angeschaut hatte ... Fünfzehn Jahre? Fünfzehn Jahre alt soll der Bengel schon sein? Es ist merkwürdig, daß ihm das bisher nie eingefallen ist ... Er selbst ist damals nur drei Jahre älter gewesen, als sein Sohn jetzt ist.

Wie sie im Frühjahr hinausgezogen, um den gräflichen Boden aufzuteilen ... Er drückt schnell die Zauntüre ein. Er bleibt jedoch gleich stehen, nimmt den Hut ab, als sei er in der Kirche oder im Amtsgebäude. Da draußen war es nur ein Fleck an der Wand, hier drinnen aber lauert jedes Pünktchen, jede Linie auf ihn. Von draußen gesehen, war es nur ein langgezogenes Gebäude wie ein Pferdestall, das es früher auch war: die zusammengeklebten Knechtshäuser. Von innen aber waren es lauter Fensterchen und Küchentüren und derselbe Hof, von dem sie damals mit Gewehren und Spaten losgegangen sind. Auch die Marisch, die das Kind von ihm hatte, von dem zwar die Julisch längst wußte, um das er sich aber nie gekümmert hat ...

Über Bäumen und Dächern irgendwo, ganz weit, blinkt ein winziges Licht auf. Zusammen mit dem Abend tritt Ferenc in den Hof. Der blasse Himmel ist noch weiter gerückt, festgespannt. Ein nasser Wind bewegt die Wildweinblätter, die zwischen Dächern und einer Art Holzbrüstung, welche die Häuser entlang läuft, ihr Netz weben. Der Hof ist still, verlassen. Ferenc blickt empor und sagt sich: „Es mag so um halb sieben rum sein." Aber kein Reisig knistert, kein Licht kommt aus den Küchen. Er geht an den halbgeöffneten Türen vorbei. An der Schwelle der vorletzten liegt ein fest eingewickeltes, schlafendes Kind.

Er drückt die Türe auf und tritt in die Küche. An den kalten Herd gelehnt, auf einem Schemel, schlafen zwei Mädelchen. Sonst ist alles noch so wie vor fünfzehn Jahren. Unwillkürlich blickt er suchend auf die Stelle, wo er da-

mals ein Bild an die Wand geheftet hat. Deutlich hebt sich dort noch ein helles Viereck ab.
Er wendet sich hastig um, geht über den Hof. Ein altes Mütterchen, die ausgestreckte Hand an dem eisernen Stössel, zerstößt Korn oder Mais in einem ausgehöhlten Baumstubben. Sie bewegt den Stössel nicht stärker als der Wind die Wildweinblätter. Sie ist Ferenc bekannt, doch kann er sich nicht mehr an Namen und Zugehörigkeit erinnern. „Schönen guten Abend", sagt er.
Die Alte grüßt wieder und zeigt dabei zwei lange, gelbe Zähne.

„Noch nicht zurück von der Arbeit?" fragt Ferenc und macht eine Handbewegung über den Hof.

Die Alte schüttelt den Kopf mit übermäßigem Bedauern. Wie für sich sagt sie: „Es ist sehr spät ... und jeden Tag wird es später ... auf dem Nachbargut wird alles neu hergerichtet ... sie sind zum Aushelfen ... immer solche Sachen ... immer länger arbeiten ... nie ein ordentliches Leben ..."
Ferenc meint: „Mindestens verdienen sie etwas Bargeld. Ich weiß noch, was das heißt, wenn man im Deputat steht."

Die Alte hebt fast erschrocken Kopf und Hand: „Wo denken Sie denn hin — Bargeld?" Sie tappt zum Häuschen.
Ferenc tritt mit ihr an die Tür. Über den Küchentisch gebeugt, die nackten Beine auf dem Hocker, schlafen zwei Kinder.

„Wenn wenigstens die Kartoffeln gut wären, die sie dafür kriegen! Faul sind sie aber. Alle sind sie angefault, jetzt schon, im November", klagt die Alte.
„Sie kommen wohl zum Abendessen zurück?" fragt Ferenc.
„Abendessen?" quengelt sie, „bei uns gibts kein Abendessen. Sie bekommen dort ihre Kartoffeln."

„Und die Kinder?" meint Ferenc.
„Na ja, die Kinder", sagt die Alte weinerlich und kratzt mit einem Holzlöffel in einem großen blauen Topf herum, „es ist noch was drin, ein bißchen Kartoffelsuppe ... vielleicht schlafen sie aber durch und brauchen nichts mehr."
Wie auf ein Zeichen fängt in der Stube etwas zu weinen an. Die Alte holt ein Bündel und schüttelt es, ohne es anzusehen. Möglich, daß sie das Kind mit dem Kopf nach unten hält — so unnatürlich kommt Ferenc das Weinen vor. Dann schüttelt es die Alte nur mit dem einen Arm, der wie mit bräunlichem Seidenpapier bezogen scheint. Mit der freien Hand bricht sie ein Stückchen Brot ab und kaut es mühevoll. Das Kind schreit mit weitherkommender, dumpfer Stimme, bewegt sich, sein Gesichtchen wird frei. Ferenc ist erleichtert, daß es doch nicht mit dem Gesicht nach unten hing. Die Haut des Kindes leuchtet eigenartig blaß in der dunklen Küche. Ferenc muß es immerfort ansehen. Die Alte kaut und kaut, dann hebt sie die zusammengepreßten Fingerspitzen, spuckt den schlecht zerkauten Brei darauf und stopft ihn zwischen die Lippen des Säuglings. Ferenc überläuft ein Schauder. Zwar erinnert er sich, daß auch seine Mutter seinem kleineren Bruder vorgekaut hat, die war aber eine junge, rotbäckige Frau. Er fragt schnell: „Wie alt ist es?"
„Nun, es wird schon an die zwei Jahre sein, denk ich ... es ist nur noch zu

faul zum Kauen ... und gesund ist es auch nicht." Die Alte wiederholt das Kauen und Stopfen, das Kind weint.
Da sagt Ferenc mit einem schnellen Entschluß: „Also gute Nacht; ich komm ein andermal vorbei."
Die Frau setzt weinerlich an: „Halt doch mal einen Augenblick das Kind. Es wird ja sofort schlafen. Die Flasche ist mir nur leer geworden. Die größeren trinken mir das Zeug immer aus, wenn sie Hunger haben." Sie hält eine Arzneiflasche gegen das wenige Licht, das der Himmel noch hergibt und schüttelt den Kopf. Sie schlurft um das Haus herum, mit einer Hand sich anlehnend, schrecklich langsam für Ferenc, der steif und sich ekelnd das Kind auf dem Arm hält. Langsam, wie durch viele Schichten sickert eine Erinnerung durch sein Gehirn: ein hartnäckig wiederkehrendes Gerücht vor einigen Jahren: Mohnsaft! Später gab es wieder andere Gerüchte, neuen Gesprächsstoff ...
Die Alte kommt mit einer Weinflasche zurück und versucht, ihren Inhalt in eine kleinere Flasche umzugießen. Ihre zittrigen Hände taugen nicht mehr. Ferenc nimmt ihr die Arbeit ab.
Die Frau holt noch zwei leere Arzneiflaschen und bittet: „Du machst es so geschickt ... damit ich länger was auf Vorrat habe ..."
Ferenc füllt die drei Fläschchen. Die Alte klagt: „Das da ist nun der vorletzte Liter! Und reichen müßte es bis zum Sommer. Früher hat der Mensch nur Mohnsaft genommen, wenn er Bauchgrimmen hatte. Jetzt aber kann keiner mehr genug davon kriegen."
Ihre zittrige Hand läßt die Flüssigkeit solange über die Lippen des Kindes tropfen, bis es nicht mehr schreit.
Der Bauer hält die zuletzt gefüllte Flasche in der Hand ...
Er ging wenig später, am Gebäude entlang, zurück. Im Hof spielen Jungens mit trägen Bewegungen ein Murmelspiel.
„Wieviel gibst du, Feri, wenn ich den zweiten treffe?"
Ferenc bleibt stehen. Der Junge, der mit Feri angeredet wurde, hielt seinen Kopf auf eine ganz bestimmte Weise vorgestreckt und hatte dieselbe gerade, etwas spitze Nase wie er selbst. Ferenc wurde etwas steif.
Die Kinder sahen mit schläfrigen Augen zu ihm hinauf. Eigenartig blaß leuchteten ihre Gesichter in der Dämmerung. Er dachte schnell: „Dieser Feri kann doch höchstens zehn Jahre alt sein!" Und ging hastig.
Der Wind, der den Mond mitzubringen schien, trieb Ferenc' schwer gewordenen Glieder vorwärts. Er befühlte seine Tasche, in der eine kleine Flasche voll Mohnsaft steckte. Die Arznei, die er für zweieinhalb Pengö hatte mitbringen sollen, war sicher nichts anderes als Zuckersyrup mit etwas Opium; so heißt doch das Zeug, das in dem Saft drinsteckt. So dumm ist er nicht, nicht zu wissen, daß viel von dem Zeug auf einmal Gift ist, ein paar Tropfen aber bloß so gut wie Arznei.
Als er den Kirchturm von Malomköveschi erblickte, wurden seine Beine auf einmal leicht. Aus diesem Dorfe hatte er sich ein wohlhabendes Mädchen geholt, sein Leben war handfest geworden wie dieser Turm. Wie immer es auch

mit den Steuern stehen mag — er hat noch sein Haus und sein Stück Erde. Wäre er auf dem Gut geblieben, dann hätte er höchstens ein verkrüppeltes Kind. Wenn man ihn nicht überhaupt sofort totgeschossen hätte, damals im August ... wie die andern, die als Bodenaufteiler bekannt waren. Mit ihm meinte es der liebe Gott doch anders! Nach vierzehn Jahren Ehe hatte er sogar ein Kind bekommen ...

Der Mond ging in seinem Schritt mit. Zu Hause wartete seine Frau auf ihn mit den warmen Mehlklößen, ohne Füllung zwar, aber immerhin. Hätte er die Julisch nicht geheiratet, müßte er jetzt faule Kartoffeln essen und seinem Buben Mohnsaft zu trinken geben, damit er nicht vor Hunger schreit. Feren war auf einmal gut gelaunt. „Wenns auch nur Ziegenmilch ist, wir wollen versuchen, ob der Bub sie vielleicht verdünnt vertragen kann." Er wunderte sich, daß ihm das bis jetzt nicht eingefallen, daß ihm heute nachmittag alles so schrecklich schwer und auswegslos vorgekommen war.

Ja, wäre er damals, vor fünfzehn Jahren im August, nicht vom Gut weggelaufen — wem wäre damit geholfen gewesen . . .

Die schlecht verkitteten Fensterscheiben klirrten brüchig unter den gleichmäßigen Wind- und Regenstößen. Bald verdeckten sie, bald ließen sie das Kindergeheul durch, bis in die Mitte von Ferenc' zuckendem Gehirn. Sein Hin- und Hergehen füllte die Stube aus, die jetzt lächerlich klein und armselig erschien mit den beiden winzigen Fensterchen, dem fleckigen Spiegel dazwischen, der alten Kommode. Das ganze Haus, das ganze Stück Erde war nicht viel Bargeld wert. Das wußte Ferenc. Alles Bewegliche, was er besaß und was ihn und die Seinen bis zum Frühjahr hätte ernähren sollen, hatte er gestern den Amtsmännern geben müssen: die beiden Ziegen, die paar Säcke Mehl, das Kleinvieh. Es war keine andere Wahl mehr geblieben zwischen diesen und seinem festen Besitz.

Seine Frau war in aller Frühe zu ihren Eltern ins Nachbardorf gegangen. Nun war es schon zwei Uhr nachmittags und sie war noch weg. Gleich morgens hatte das Kind angefangen zu heulen. Schon zweimal hatte er es in reines Zeug gelegt, das Weinen kam aber aus ihm wie die einzig mögliche Lebensäußerung. Zuerst hatte es Ferenc sogar beruhigt.

Die ganzen letzten Wochen hatte der Bub so apathisch dagelegen; oft hatte Ferenc ihn plötzlich auf den Arm genommen und sein blasses Gesichtchen, das in der Dämmerung zu schimmern schien, lange betrachtet. Heute weinte das Kind aber matt und gebrochen, ohne Pause, seit aller Frühe, durch all diese Stunden, die seine Frau weg war und er auf das Essen wartete.

Nichts konnte Ferenc tun als warten. Die letzten Tabakreste waren geraucht, das letzte Holz zersägt. Er hantierte klappernd mit dem Blechzeug in der Küche, damit er das Weinen nicht zu hören brauchte. Er zog einen alten Nagel aus der Wand und schlug einen neuen hinein. Dann ging er, wie er war, barhäuptig, die Hände in den Hosentaschen, in den Regen hinaus.

Eine Nachbarin rief ihm etwas zu, er sah nicht hin. Er ging bis zum Dorfplatz und zurück, so an die dreißigmal.

Dann endlich kam Julisch. Ihren oberen Rock hatte sie über den Kopf geschlagen, an dem Saum rann der Regen herunter. Ferenc fragte nichts. Als sie in die Küche kamen, heulte das Kind noch immer. Julisch trat aus den beiden oberen Röcken, hängte sie an den neuen Nagel und machte sich gleich mit dem Kleinholz zu schaffen.

Ferenc betrachtete das Mitgebrachte: drei Handvoll Gries, eine große Tüte Mehl, ein Ei und ein Streifen Speck. Er sagte leise: „Man müßte dem Buben drei Tropfen von der Flüssigkeit geben. Wo hast du die Flasche hingetan?“

Schnell antwortete Julisch: „Ja, ja, laß man, ich mach das schon!“ Sie schüttelte das Kleinholz von ihrem Schoß, ging schnell in das Zimmer. Als Ferenc nachkam, hielt sie die Flasche umklammert und ließ Tropfen auf einen Zuckerwürfel fallen: „Eins zwei, drei . . .“

„Genug!“ schrie Ferenc. Er war selbst über sein Schreien verwundert.

Julisch machte sich am Feuer zu schaffen. Das Kind weinte wieder. Ferenc ging auf und ab, wie den ganzen Tag schon, sagte ab und zu mit einer veränderten, trockenen Stimme: „Beeil dich doch, sieh zu, daß wir endlich was zu fressen kriegen.“

Das Kind weinte.

Die Frau, dachte er, hat wenigstens mit dem Essen zu schaffen, das Kind kann weinen, ich, Ferenc, darf nur auf und ab gehen . . . Wozu war er denn einer der Zähesten im Dorf, hatte Muskeln wie ein Ochse, einen Kopf mit ganz bestimmten, eigenwilligen Gedanken und einen Sohn? Wozu war das alles gut? Wo soll er mit all dem hin? Es war Anfang November. Mit den besten Muskeln und schlauesten Gedanken kann er jetzt im Winter keinen Halm aus der Erde ziehen! Er kann nicht einmal den einen Sohn und die Frau ernähren. Auf und ab gehen und nachdenken — das mag für den Pfarrer gut sein, aber nicht für ihn. Er wollte zum Sommer den Stall umbauen: der Stall war aber leer, nutzlos geworden. „Es war alles nutzlos“, sagte er laut, mit dem Rücken zu der Frau.

Julisch hob den Kopf.

„Ich hätte auf dem Gut, unter meinesgleichen bleiben sollen. Ich hätte dich gehen, von einem anderen, der selbst was hat, heiraten lassen sollen. So, zusammen, hätte es euch für eine Familie vielleicht gereicht. Ich hätte mein Tun auf mich nehmen, mich nicht feige herumdrücken sollen, hinter deinem Rock verstecken . . .“

Die Frau stellte sich ihm gegenüber auf, sah ihm in die Augen. Dann aber sagte sie doch nichts, zog nur ihren Handrücken an dem trockenen Mund vorbei.

Ferenc wiederholt: „Ich hätt mich nicht hinter deinem Rock verstecken sollen!“

Julisch ging mit dem Wassergries in die Stube zu dem Kind. Als sie zurückkam, hatte das Weinen aufgehört. Sie setzten sich hin, schluckten die Mehlklöße mit unbeweglichen Gesichtern herunter. Ferenc fragte wie gewöhnlich: „Gibts was Neues bei deinen Leuten?“

Aber statt des gewohnten „Ach nee“ sagte Julisch hastig: „Deinetwegen ha-

ben sie sich die Mäuler zerrissen. Du sollst am Gut vorbeigekommen sein, vorige Woche."
Ferenc' Hals wurde blutrot: „Und was soll denn schon Großes dabei sein? Wer will mir denn das verbieten?"
Julisch blickte nicht von ihrem Teller auf. Sie sprach schnell, abgehackt: „Sie sollen dann in der Nacht alle zusammengewesen sein in der alten Scheune ... Es sollen sogar welche aus Kürtösch herübergekommen sein ... Und da haben sie ihr Lied gesungen ... die sind ja verrückt, in der Nacht zu singen ... sich sogleich fassen zu lassen ... Die Gendarmerie war im nu da ... als ob sie bestellt gewesen wäre ..." Sie hob den Kopf, sah aber an ihm vorbei. „Und da sprach man auch davon, daß du vorher dagewesen bist!"
Ferenc schlug mit der Faust auf. Der Wasserkrug wankte, er fing ihn auf. Das Kind heulte. Ferenc schrie: „Gib ihm, zum Donnerwetter, noch von dem Giftzeug! Mehr schaden kanns ihm auch nicht als all das andere, was er nicht bekommt! Als das ganze dreckige Leben, das auf ihn wartet!"
Julisch sprang auf, rannte in die Stube.
Er bückte sich vor, über den Wasserkrug in seinen Händen: „Ich ... ich ... ein Verräter ... ?" Er redete laut, als ob seine Gedanken nur dadurch unauslöschbarer werden könnten: „Sie haben recht ... ich bin wahr und wahrhaftig einer!"
Umständlich, schwer stand er auf. Er hielt den Krug noch zwischen den Handflächen — in seinem etwas breitgezogenen Spiegelbild auf dem Wasser sah er jetzt ganz deutlich den murmelspielenden Jungen. Durch das zerrissene Weinen seines kleinen Buben rief er in die Stube: „He, Julisch — und wen sollen sie da mitgenommen haben?"
Es kam keine Antwort. Er stieß die Tür mit dem Stiefel auf.
Julisch machte eine hastige Bewegung mit der Flasche in der Hand. Er riß ihr das Kind weg, drehte es um und schüttelte es, als wollte er eine Flasche ausleeren. Der Kopf des Kleinen füllte sich mit Blut; sein Wimmern klang wie das Rangsen einer ungeölten Tür ... Behutsam legte er ihn dann auf das hohe Bett. Es war still geworden. Die Flasche stand auf dem Tisch, beinahe leer, der Kork lag daneben. Ferenc nahm sie, roch an der Öffnung, verkorkte sie dann mit der Umständlichkeit, mit der man einen guten Wein zupfropft.
Julisch streckte die Arme vor: „Ich hab ihm nicht zuviel gegeben! Die ganze Woche schon ... immer etwas ... dreimal am Tage etwas ... selten mehr ... aber zusammen macht es dann so viel aus ..." Sie schluchzte.
Ferenc stand mit gespreizten Beinen, wie aus Holz. „Laß man", sagte er. „Wozu soll es auch leben... ? Du siehst doch ..."
Er nahm seinen Hut, ging die Dorfstraße hinunter, kam auf die Landstraße. Es regnete noch immer, fisselig, als sollte alles undurchdringlich bleiben und gerade so wie bisher. Es spritzte hoch auf, wenn er in die Pfützen trat.
Die Turmuhr von Malomköveschi schlug neunmal, schon weit hinter ihm. Es war sicher, war nicht einmal mehr zu ändern: er ging auf den Gutshof.
Er wußte noch nicht, was er da wollte ...

„DEUTSCHLAND—EIN GREUELMÄRCHEN"

Aus dem gleichnamigen Szenen-Zyklus

von

Bertolt Brecht

ARBEITSDIENST

Die Klassenversöhner pressen
für Stiefel und schlechtes Fressen
die Armen zum Arbeitsdienst.
Sie sehen ein Jahr in der gleichen
Montur die Söhne der Reichen.
Hätten lieber einen Gewinnst.
Aus: „Die deutsche Heerschau."

Moor. EINE ARBEITSDIENSTKOLONNE bei der Arbeit. Ein JUNGER ARBEITER und ein STUDENT schippen zusammen.

DER STUDENT: Warum haben sie den Kleinen, Kräftigen von der dritten Kolonne eingelocht?

DER JUNGE ARBEITER *(grinsend)*: Der Gruppenführer hat gesagt, wir lernen, was Arbeiten ist und er hat halblaut gesagt, er will auch lernen, was Lohntütenkriegen ist. Das haben sie krumm genommen.

DER STUDENT: Warum sagt er sowas?

DER JUNGE ARBEITER: Wahrscheinlich, weil er schon weiß, was Arbeiten ist. Er hat schon mit sechs Jahren seiner Mutter die Zeitungen ausgetragen.

DER STUDENT: Obacht, er kommt her.

DER JUNGE ARBEITER: Wenn er herschaut, kann ich nicht nur eine Handbreit aufhacken.

DER STUDENT: Aber mehr kann ich nicht schaufeln.

DER JUNGE ARBEITER: Wenn er mich erwischt, setzts was.

DER STUDENT: Dann schmeiß ich auch keine Manoli mehr.

DER JUNGE ARBEITER: Aber er muß mich erwischen!

DER STUDENT: Du willst auf Urlaub. Meinst du, ich zahl dir, wenn du nicht einmal das riskieren willst?

DER JUNGE ARBEITER: Das, was du da zahlst, ist schon lang abgegolten.

DER STUDENT: Aber ich zahl dir nicht.

DER GRUPPENFÜHRER *(kommt und schaut zu)*: So. Herr Doktor, jetzt siehst du was Arbeiten heißt, siehst dus?

DER STUDENT: Jawohl, Herr Gruppenführer.

Der junge Arbeiter hackt nur eine Handbreit Erde auf, der Student gibt sich den Anschein, als schaufle er aus Leibeskräften.

DER GRUPPENFÜHRER: Das verdankst du dem Führer.

DER STUDENT: Jawohl, Herr Gruppenführer.

DER GRUPPENFÜHRER: Das heißts: Schulter an Schulter und kein Standesdünkel. In seinen Arbeitslagern wünscht der Führer keine Unterschiede. Da kommts mal nicht drauf an, was der Herr Papa ist. Weitermachen.

Er geht.

DER STUDENT: Das war keine Handbreit.

DER JUNGE ARBEITER: Doch war es.

DER STUDENT: Zigaretten gibts nicht, heute.

DER JUNGE ARBEITER: Wenn ich dich erwische, wenn wir draußen sind, kannst du was erleben!

DIE STUNDE DES ARBEITERS

Es kommen die Goebbelsorgane
und drücken die Membrane
dem Volk in die schwielige Hand.
Doch weil sie dem Volk nicht trauen
halten sie ihre Klauen
Zwischen Lipp und Kelchesrand.
Aus: „Die deutsche Heerschau."

Büro des Werkmeisters in einer Fabrik. Ein RADIOANSAGER mit einem Mikrophon unterhält sich mit einem ARBEITER in mittleren Jahren, einem ALTEN ARBEITER und einer ARBEITERIN. Im Hintergrund ein HERR VOM BÜRO und ein VIERSCHRÖTIGER MENSCH in SA-Uniform.

DER ANSAGER: Wir stehen mitten im Getriebe der Schwungräder und Treibriemen, umgeben von emsig und unverdrossen arbeitenden Volksgenossen, die das Ihrige dazu beitragen, daß unser liebes Vaterland mit all dem versehen wird, was es braucht. Wir sind heute vormittag in der Spinnerei Fuchs A.-G. und wiewohl die Arbeit schwer ist und jeden Muskel anspannt, sehen wir doch um uns nur lauter fröhliche und zufriedene Gesichter. Aber wir wollen unsere Volksgenossen selber sprechen lassen. *(Zu dem alten Arbeiter)* Sie sind einundzwanzig Jahre im Betrieb, Herr ...

DER ALTE ARBEITER: Sedelmaier.

DER ANSAGER: Herr Sedelmaier. Nun, Herr Sedelmaier, wie kommt es, daß wir hier lauter so freudige und unverdrossene Gesichter sehen?

DER ALTE ARBEITER *(nach einigem Nachdenken)*: Die machen ja immer Witze.

DER ANSAGER: So. Ja und so geht unter munteren Scherzworten die Ar-

beit leicht von der Hand, wie? Der Nationalsozialismus kennt keinen lebensfeindlichen Pessimismus, meinen Sie. Früher war das anders, wie?

DER ALTE ARBEITER: Jaja.

DER ANSAGER: In der Systemzeit gabs für die Arbeiter nichts zu lachen, meinen Sie. Da hieß es: wofür arbeiten wir!

DER ALTE ARBEITER: Ja, da gibts schon einige, die das sagen.

DER ANSAGER: Wie meinen? Ach so, Sie deuten auf die Meckerer hin, die es immer mal zwischendurch gibt, wenn sie auch immer weniger werden, weil sie einsehen, daß alles nicht hilft, sondern alles aufwärts geht im Dritten Reich, seit wieder eine starke Hand da ist. Das wollen Sie *(zur Arbeiterin)* doch auch sagen, Fräulein ...

DIE ARBEITERIN: Schmidt.

DER ANSAGER: Fräulein Schmidt. An welchem unserer stählernen Maschinengiganten arbeiten denn Sie?

DIE ARBEITERIN *(auswendig)*: Und da ist ja auch die Arbeit bei der Ausschmückung des Arbeitsraums, die uns viel Freude bereitet. Das Führerbild ist auf Grund einer freiwilligen Spende zustandegekommen und sind wir sehr stolz darauf. Wie auch auf die Geranienstöcke, die eine Farbe in das Grau des Arbeitsraums hineinzaubern, eine Anregung von Fräulein Kinze.

DIE ANSAGER: Da schmücken Sie also die Arbeitsstätte mit Blumen, den lieblichen Kindern des Feldes? Und sonst ist wohl auch allerhand anders geworden im Betrieb, seit sich Deutschlands Geschick gewendet hat?

DER HERR VOM BÜRO *(sagt ein)*: Waschräume.

DIE ARBEITERIN: Die Waschräume sind ein Gedanke des Herrn Direktors Bäuschle persönlich, wofür wir herzlichen Dank abstatten möchten. Wer will, kann sich in den schönen Waschräumen waschen, wenn es nicht zu viel sind und Gedränge.

DER ANSAGER: Ja, da will wohl jeder zuerst ran, wie? Da ist immer ein lustiges Gebalge?

DIE ARBEITERIN: Es sind nur sechs Hähne für fünfhundertzweiundfünfzig. Da ist immer ein Krakehl. Manche sind unverschämt.

DER ANSAGER: Aber alles geht in bestem Einvernehmen vor sich. Und jetzt will uns noch Herr, wie ist doch gleich der Name, etwas sagen.

DER ARBEITER: Mahn.

DER ANSAGER: Mahn also. Herr Mahn. Wie ist das nun, Herr Mahn, haben die vielen Neueinstellungen in der Fabrik sich auf den Geist der Arbeitskollegen ausgewirkt?

DER ARBEITER: Wie meinen Sie das?

DER ANSAGER: Nun, freut ihr euch, daß wieder alle Räder sich drehen und alle Hände Arbeit haben?

DER ARBEITER: Jawohl.

DER ANSAGER: Und daß jeder wieder am Ende der Woche seine Lohntüte nach Hause nehmen kann, das wollen wir doch auch nicht vergessen.

DER ARBEITER: Nein.

DER ANSAGER: Das war ja nicht immer so. In der Systemzeit mußte so mancher Volksgenosse den bitteren Gang zur Wohlfahrt antreten. Und sich mit einem Almosen abfinden.

DER ARBEITER: Achtzehn Mark fünfzig. Abzüge keine.

DER ANSAGER *(lacht künstlich)*: Hahaha! Famoser Witz! Da war nicht viel abzuziehen.

DER ARBEITER: Nein, jetzt ist mehr.

Der Herr vom Büro tritt nervös vor, ebenso der Vierschrötige in SA-Uniform.

DER ANSAGER: Ja, so sind alle wieder zu Arbeit und Brot gekommen im Dritten Reich. Sie haben ganz recht, Herr, wie war doch der Name? Kein Rad steht mehr still, kein Arm braucht mehr zu rosten im Deutschland Adolf Hitlers. *(Er schiebt den Arbeiter brutal vom Mikrophon.)* In freudiger Zusammenarbeit gehen der Arbeiter der Stirn und der Arbeiter der Faust an den Wiederaufbau unseres lieben deutschen Vaterlandes. Heil Hitler!

DIE KISTE

Sie kommen mit zinnernen Särgen
worinnen sie verbergen
was sie aus einem Menschen gemacht.
Er hat sich nicht ergeben
er kämpfte für ein besseres Leben
in der großen Klassenschlacht.
Aus: „Die deutsche Heerschau."

Arbeiterwohnung. Eine FRAU mit ZWEI KINDERN. Ein JUNGER ARBEITER und SEINE FRAU, die zu Besuch sind.
Die Frau weint. Man hört vom Treppenhaus her Tritte. Die Tür steht auf.

DIE FRAU: Er hat doch nur gesagt, daß sie Hungerlöhne zahlen. Das ist doch wahr. Die Älteste hat es auf der Lunge und wir können keine Milch kaufen. Sie können ihm doch nichts getan haben.

SA-Leute bringen eine große Kiste herein und stellen sie auf den Boden.

SA-MANN: Nun machen Sie nur kein Theater. Ne Lungenentzündung kann jeder mal kriegen. Da sind die Papiere. Alles in bester Ordnung.

Die SA-Leute ab.

EIN KIND: Mutter, ist da Vater drin?

DER ARBEITER *(ist zur Kiste gegangen)*: Sie ist aus Zink.

DAS KIND: Können wir nicht aufmachen?

DER ARBEITER *(rasend)*: Ja, das können wir. Wo hast du die Werkzeugkiste?

Er sucht nach Werkzeug. Seine junge Frau will ihn zurückhalten.

DIE JUNGE FRAU: Mach nicht auf, Hans! Sie holen dich nur auch.

DER ARBEITER: Ich will sehen, was sie mit ihm gemacht haben. Die haben ja Furcht, daß man das sieht. Sonst brächten sie ihn nicht in Zink. Laß mich!

DIE JUNGE FRAU: Ich laß dich nicht. Hast du sie nicht gehört?

DER ARBEITER: Vielleicht darf man ihn wenigstens noch sehen, wie?

DIE FRAU (*nimmt ihre Kinder bei der Hand und geht zu der Zinkkiste*): Ich hab noch einen Bruder, den sie holen können, Hans. Und dich können sie auch holen. Die Kiste kann zubleiben. Wir müssen ihn nicht sehen. Wir werden ihn nicht vergessen.

DAS GESTÄNDNIS

von

Adam Scharrer

Wenn Martin Brenner über seine Flöte hinweg lachte, schien alles an ihm zu lachen: die schwarzen Augen, der schwarze Schnurrbart, die Finger und die Flöte. Berta Knauf, die im „Gasthaus von Friedrich Seitz" in Altendorf als Magd diente, fühlte sich von diesem Lachen beunruhigt und verfolgt wie von einem Scheinwerfer, aber beim Musikantentanz war sie die erste, die um Martin warb. Als Martin aus dem Wirtshaus kam, stand sie mit klopfendem Herzen im Hof, und als sie sah, daß er sie bemerkt hatte, ging sie in den Kuhstall und ließ die Tür offen.

Die überschwengliche Glückseligkeit Bertas war jedoch nicht von langer Dauer, denn wenn auch Martin auf allen Hochzeiten, Kindtaufen, Richtfesten oder im Wirtshaus zum Tanz aufspielte: mehr als ein paar Groschen konnte er nie zusammensparen. „Überleg es dir ernsthaft", sagte Martin, als sie beide wußten, wie sie zueinander standen. „Daß ich dich gern hab ist schon wahr, aber aufs Heiraten bin ich ganz und gar nicht eingerichtet."

So sehr aber Berta sich das auch überlegte: immer wieder ertappte sie sich dabei, daß sie die Sorgen Martins zu den ihrigen machte, und das waren Sorgen schier ohne Ende. Martin war der Älteste von vier Geschwistern und hatte für die ganze Familie zu sorgen. Ein Bruder war sechzehn Jahre alt, die beiden Schwestern gingen noch in die Schule. Der Vater war ein willensschwacher Mensch und noch dazu ein Krüppel: — infolge einer vernachlässigten Hüftgelenkentzündung hing ihm das rechte Bein krumm und verdorrt am Körper. Die Mutter war eine verschlossene, bis zum Geiz sparsame Frau, aber sie hatte dazu auch ihren Grund. Jede Rolle Nähgarn, jedes

Stück Stoff, jeder Sack und jeder Strick kostete Geld, alles war teurer geworden, die Preise dagegen, die der Reichsnährstand für die landwirtschaftlichen Produkte bezahlte, waren niedriger als vor Hitler und von den Steuern war kein Pfennig nachgelassen worden. Martins einziger Sonntagsanzug war verschossen und eingelaufen, aber die Groschen, die Martin für einen neuen zurücklegte, mußten dann doch immer wieder für anderes ausgegeben werden. Da war die Umlage zum „Bauerntag" zu bezahlen, dann der Beitrag zur „Landhilfe", zum Kriegerdenkmal, auch mit den Mitgliedsbeiträgen für die Reichsnährstandkasse war Martin einige Monate im Rückstand.

Aber eines Tages entdeckte Berta zu ihrem Schrecken, daß es für sie nichts mehr zu überlegen gab. Traurig, wie eine Bettlerin, stand sie vor Martin.
„Dann nützt eben alles nichts, dann müssen wir eben Hochzeit machen", sagte Martin.

Er räumte die kleine Kammer aus, die bis dahin zur Aufbewahrung von Gerümpel gedient hatte. Die Dielen waren morsch und löcherig, die Wände fleckig und feucht, von der Decke waren große Stücke Mörtel abgefallen, das Fenster war bis auf zwei kleine Scheiben mit Brettern vernagelt.
Während Martin noch überlegte, wie er die Kammer mit möglichst geringem Geldaufwand in Ordnung bringen könnte, traten der Ortsbauernführer Dekker und die „Hofberater" Lutscher und Heuchling ins Haus. Decker wollte wissen, wieviel Kartoffeln, Eier, Fett und Fleisch Martin für die Winterhilfe zur Verfügung stellen könnte.
Martin stopfte sich umständlich Tabak in seine Pfeife, und stellte die Gegenfrage: „Ich dachte immer noch, Hitler will uns kleinen Bauern helfen?"
„Wir können nicht bei jeder Sache vom Hundertsten ins Tausendste kommen!" sagte Decker mißmutig und abweisend. „Überleg dir, was du geben willst. Schreib es auf und schick mir den Zettel." Ohne ein Antwort abzuwarten ging er, Lutscher und Heuchling folgten ihm.

Martin war nicht der einzige in Altendorf, dem dieses „Überlegen" Kopfschmerzen machte. Er hoffte im Wirtshaus näheres darüber zu erfahren. Es war Sonnabend. Schon von draußen hörte Martin, daß es in der Gaststube ziemlich laut herging.

Als er in die Wirtsstube trat, führte Säger das Wort.
Da die Preise für Kraftfutter und die Pacht für Wiesen im gleichen Tempo anstiegen, wie der Milchpreis durch den Reichsnährstand gesenkt worden war, hatte Säger zwei Kühe mit großem Schaden verkaufen müssen, denn auch die Viehpreise waren durch den Mangel an Futtermitteln herabgedrückt worden. Die anderen drei Kühe standen dürr und hungrig im Stall. „Wenn man aber ausrechnet, was der Reichsnährstand uns zahlt und was dieselben Sachen in der Stadt kosten, da kommt auch eine ganz schöne Winterhilfe heraus. Fragt sich nur für wen", so sagte Säger laut und fand allgemeine Zustimmung.
Der alte Mühlberger schrie, just in dem Augenblick, als Decker in die Stube trat, wie zum Trotz: „Blutsauger sinds alle miteinander!"

„Solltest lieber Milch trinken!“ suchte Decker zu scherzen. „Sonst, wenn wieder mal ein Wind kommt?“ Decker lachte überlegen und spielte auf ein Vorkommnis an, das noch in aller Erinnerung war. Vor einigen Jahren, im Spätherbst, hatte der Sturm die alte Scheune Mühlbergers abgedeckt und das Heu auseinandergejagt. Mühlberger war verzweifelt umhergerannt und hatte versucht, das davonfliegende Heu zu retten. Auch der hagelkalte Regen, der auf den Wind gefolgt war, hatte Mühlberger nicht abschrecken können. Er lag dann lange krank im Bett, und seitdem steckte ihm die Gicht in den Knochen. Er konnte ohne Stock nicht mehr gehen, hatte Kühe und Acker verkaufen müssen und konnte sich nur noch Ziegen halten. Die Tochter, die Eva, arbeitete in der Konservenfabrik in Langenbrück.

„Vielleicht kommt auch einmal ein Sturm, der dich hochnimmt“, antwortete Mühlberger.

Schallendes Gelächter. Auch der Erbhofbauer Kraft, der Decker gerade gegenüber saß, lachte mit.

Mühlberger kam durch das zustimmende Lachen noch mehr in Eifer und sagte in die nun folgende Pause hinein:

„Durch das Erbhofgesetz sind außer dem Erbhofprinzen alle anderen Kinder gleich von jung auf überflüssiger Ballast. Sie kommen schon als Hungerleider auf die Welt. Ein Vater, der ein solches Gesetz lobt und trotzdem einen Haufen Kinder in die Welt setzt, der muß schon einen Stein dort haben, wo andere Menschen ein Herz haben.“

Das war ganz offen auf Decker gemünzt, denn von Kraft wußten alle, daß er aus den von Mühlberger vorgebrachten Gründen gegen das Erbhofgesetz war. Und, als wäre der Teufel mit im Spiel, hatte Kraft am vergangenen Sonntag beim „Schützentreffen“ den ersten Preis geholt, Decker aber hatte dreimal an der Scheibe vorbeigeschossen.

„Ich gratuliere noch nachträglich“, versuchte Decker bei Kraft sich anzubiedern und zu zeigen, als könnten ihm die Redereien Mühlbergers nichts anhaben. „Du hast aber auch mehr Glück gehabt als Verstand.“

„Sicher“, sagte Kraft. „Wenn es nach dem Verstand gegangen wäre, hätte dir keiner den ersten Preis weggeschnappt.“

Wieder schallendes, schadenfrohes Gelächter.

„... Den Juden Falkenstern konnte man vom Hof jagen, wenn er einem das Fell über die Ohren ziehen wollte!“ nahm Säger mit der ihm eigenen Hartnäckigkeit das Gespräch am anderen Tisch wieder auf. „Aber er mußte mit seiner Kundschaft rechnen. Er fuhr mit seinem Wägelchen im größten Dreck durch die Dörfer und suchte im Guten mit den Leuten einig zu werden. Wir hätten schöne Augen gemacht, wenn er eines Tags seine Agenten im Auto geschickt hätte.“

„Und dem Juden Rosenbaum hat man auch schwer angekreidet, daß er Anzugstoffe mit Flecken und Webefehlern verkauft hat“, ergänzte Martin. „Aber wenn aus einem schadhaften Stück Stoff ein Anzug oder ein Mantel herauszuschneiden ist, und man bekommt es billiger, ich denk, das ist immer noch

besser, als wenn man sich — mit Respekt zu sagen — die Scham nicht mehr verdecken kann. Und er hat auf lange Zeit hinaus kreditiert."
„An Geld ist doch heutzutage kein Mangel", höhnte Säger nun wieder. „Die Genossenschaftsbank gibt es zu zehn Prozent Zinsen, das ist doch ein Kinderspiel, und wahr und wahrhaftig keine Zinsknechtschaft. Aber du, mit deinen acht Hektar sandigen Boden und deinen zwei zaundürren Kühen, bist halt auch dran wie einer, der unheilbar krank ist. Der stirbt ja doch, sagen die Herren Doktoren!"
„Und wenn der Hund verreckt ist, kommen die Geier angeflattert!" platzte Mühlberger erneut dazwischen und erinnerte damit an vier andere Gehöfte in Altendorf, die seit Hitlers Machtantritt ausgepfändet worden waren.
Martin trank den Rest seines Bieres aus. „Mag schon stimmen", sagte er dann nachdenklich, „stimmt aber nicht immer. Es soll schon vorgekommen sein, daß so ein totgesagter Patient den Doktor überlebt hat."
Da schlug Decker mit der Faust auf den Tisch, daß die Gläser und Aschenbecher tanzten. Zornrot im Gesicht schrie er Martin an: „Jetzt langts! Schluß mit einer solch niederträchtigen Hetz! Du bist ein Ausbund von Unehrlichkeit! Ein Judenknecht bist du! Da steckt die Kommune dahinter, das ist so gewiß, wie das Amen in der Kirche!"
Martin kämpfte vergebens gegen den Zorn an, der in ihm hochkroch. Decker war ein verbissener Hitlergegner gewesen, bevor er Erbhofbauer geworden war. Aber nun hatte er für sich allein über einhundert Hektar Land, acht Kühe im Stall, vier belgische Pferde, die besten im Dorf. Seine beiden Schwestern hatte er mit einigen hundert Mark abgefunden.
„Ich bin unehrlich?" fragte Martin gedehnt und stand auf. „Du nicht? Ich?"
Martin hielt den Blick Deckers aus, als gäbe es gar nichts auszuhalten.
„Werde ich dir gleich zeigen!" brüllte Decker und wollte auf Martin los.
Martin griff seinen Stuhl an zwei Beinen, riß ihn mit einem Ruck auseinander. „Bleib mir vom Leib!" drohte er. „Ich sage dirs im Guten. Bleib mir vom Leib!"
Decker faßte nach seinem Revolver, doch ehe er ihn aus der Ledertasche brachte, war er auf den Stuhl niedergezwungen.
„Halt du dein Maul über Unehrlichkeit!"
„Angst habt ihr vor jedem offenen Wort!"
„Suchst wohl einen Sündenbock!"
„Martin hat weiter nichts gesagt, als was wahr ist!"
Selbst ein Bauer wie der Marchandt, der dreißig Hektar Boden hatte, sagte laut: „Wenn jeder, der sagt wo ihn der Schuh drückt, über den Haufen geschossen werden soll, dazu braucht man nicht viel Gedanken!" Marchandt sah aus, als wäre er auf den Tod beleidigt. In seinem hageren Gesicht lag offene Verachtung.
Franz Seitz, der in SA-Uniform bediente und den Decker zu seinem Stellvertreter ernannt hatte, schaute ebenso hilflos drein wie sein Vater. Beide suchten Decker zu beruhigen, denn sie fürchteten eine mordsmäßige Prügelei und der Ausgang schien ihnen nicht zweifelhaft.

Schließlich stand Decker ganz unvermittelt auf und ging.
Martin und Berta rechneten damit, daß Decker die Sache vor Gericht bringen würde, aber mehr als ein Dutzend Bauern waren bereit, als Zeugen für Martin einzustehen. Aber diese Sorge blieb dennoch und dazu die Sorge um die Hochzeit. Über diese Sorgen redeten sie manchen Abend, wenn Martins Eltern und Geschwister bereits schliefen. Berta hatte von Kindheit an gespart und zweihundert Mark zusammengebracht. Dafür konnten sie einen Hektar Wiese pachten und ein Rind nachziehen. Aber dann fehlte das Geld für die Ausbesserung der Kammer. Martin rechnete, daß er den Winter über als Musikant etwas verdienen könnte, aber das reichte nicht. So blieb keine andere Wahl, als von Bertas Geld etwas abzuzwacken für die Kammer. Man mußte das Geld eben später wieder zulegen. Tisch und Kommode wollten Martins Eltern abgeben. Kleiderschrank und Korbkoffer besaß Berta und ihre in Langenbrück verheiratete Schwester hatte ihr als Hochzeitsgeschenk drei Stühle versprochen.
Es war an einem der nächsten Tage um Mitternacht, Berta hatte sich verabschiedet und Martin war zu Bett gegangen, konnte aber nicht einschlafen. Da hörte er plötzlich die Hunde im Dorf laut losbellen. Dann heulte der „Spitz" unten im Hof kläglich auf. Martin hörte Stöße an der Haustür. Dann Rufe: „Aufmachen!" Er rannte die Stiege hinunter. Unten schloß der Vater gerade auf; er wurde zur Seite gestoßen, daß er über seine Krücke stolperte und zusammensackte. Vier SS-Leute stürzten in den Flur, warfen sich auf Martin, banden ihm die Hände auf dem Rücken zusammen und stießen ihn in ein Auto. Einer der SS-Leute setzte sich rechts, ein anderer links neben ihn. „Bleib ruhig sitzen und schrei nicht!" sagte einer und hielt Martin einen Revolver an den Kopf.
Das Auto fuhr ins obere Dorf und einige Minuten später saß Mühlberger neben Martin. Dann fuhr das Auto im raschen Tempo zum Dorf hinaus und holte dort ein anderes Auto ein. Der Chauffeur hupte dreimal, der im vorderen Auto ebenfalls. Im zweiten Auto saßen Kraft und Säger.
Die Autos hielten und machten das nächstemal in Langenbrück im Gefängnishof halt.
Noch an demselben Tage fuhren die Autos nach Altendorf zurück. Sie hielten vor den Häusern der Verhafteten und die SS führten gemeinsam mit den SA von Altendorf Haussuchungen durch. Im Reisighaufen hinter Martins Haus fanden sie ein Gewehr. Bei Kraft, im Backofen, ebenfalls. Bei Säger suchten sie lange vergebens, bis der lange Lutscher auf den Gedanken kam, die Jauchegrube leerzupumpen. In dieser Jauchegrube lag ein geladener Revolver. Bei Mühlberger fanden sie im Veteranenkalender kommunistische Flugblätter.
Am nächsten Tage wurden im ganzen Dorf überraschenderweise Milchproben durchgeführt. Bei den Kühen Marchandts stimmte die von ihm angegebene Milchmenge nicht mit den Feststellungen der Hofberater überein. Marchandt erklärte, und versuchte durch Zeugen nachzuweisen, daß er erst vor einigen Tagen mit der Rübenfütterung begonnen hatte. „Als Zeugen gelten

nur unsere Hofberater!" erklärte Decker streng. Marchandt mußte einhundertsiebzig Liter Milch unentgeltlich nachliefern und zweihundert Mark Strafe bezahlen. An der Gemeindetafel wurde ein Bericht über ihn ausgehängt mit der Überschrift: „Ein betrügerischer Volksgenosse!" Franz Seitz ließ Berta in die gute Stube rufen und stellte die ganz überflüssige Frage: „Du bist mit dem Brenner-Martin gegangen?"
„Das bin ich!" sagte Berta. „Und ich möchte ihn auch jetzt nicht verleugnen!"
„Heutzutage muß jeder wissen, was er will und was er macht! Am besten ist es, du suchst dir einen anderen Dienst."

Berta brachte ihre Sachen zu Martins Eltern und schlief in Martins Kammer auf dem Boden.
Sie fühlte sich überflüssig und unglücklich in diesem Haus. Das Mehl für Brot reichte kaum bis zum Sommer. Das Schwein, das zum Februar geschlachtet werden sollte, war höchstens auf fünfzig Kilo zu bringen. Bis das so weit war, gab es magere Suppen, Kartoffeln oder Rübenbrei ohne Fleisch und Fett. Jeder Bissen, den Berta aß, ging den andern ab und das Brot schmeckte Berta mit jedem Tag bitterer. So verging Woche um Woche. Die ersten Nachrichten, die über das Schicksal der Verhafteten eintrafen, betrafen Kraft und Mühlberger. Sie waren noch in Langenbrück. Mühlberger lag im Gefängnislazarett. Von Martin und Säger wußte man in Altendof nur, daß sie weiterbefördert worden waren.
Endlich traf auch von ihnen Nachricht ein. Martin schrieb: „Liebe Eltern und Geschwister! Mir geht es gut. Macht euch nur keine Sorgen um mich. Herzliche Grüße, auch an Berta, euer Martin. Auch einen Gruß von Säger." Darunter war ein Stempel mit einem Hakenkreuz und der Aufschrift „Konzentrationslager Dachau".
„Er soll sich gut halten, daß er zum Frühjahr wieder freikommt, wenn die Arbeit losgeht", sagte die Alte nach langem Schweigen. „Mit der Hochzeit wird es ja vorerst nichts werden." Nach einer Weile fügte sie hinzu: „Früher, als du nicht bei Seitz gewesen bist, ist er, wenn er nicht gespielt hat, selten ins Wirtshaus gegangen." Ein wehleidiger Seufzer der Alten unterstrich ihre Meinung über die Schuld Bertas an Martins Unglück.

Berta schrieb sich in einem langen Brief an Martin ihre Sorgen und Hoffnungen vom Herzen. Am anderen Tag ging sie an Martins Stelle zur Gemeindearbeit: Steine brechen, an die Straße fahren und kleinschlagen. Marchandt nahm ihr das Brecheisen aus den Händen. „Brechen, aufladen und abladen besorgen wir schon, Berta. Auch schlagen brauchst du nicht." Er gab Berta sein Ochsenfuhrwerk und von den Bäumen, die am Steinbruch gefällt werden mußten, warfen die Männer für Berta zwei dicke Halbstämme in den Hof.
Der Alte wunderte sich darüber nicht wenig und als Martin dann an Berta schrieb, sie solle mit dem Maurer, dem alten Weißwasser, über die Ausbesserung der Kammer sprechen und sich dann in der Kammer einrichten, fragte

die Alte Berta kategorisch: „Hast ihm sicher den Kopf heiß gemacht, daß er so schreibt?“
„Gar nicht!“ antwortete Berta. „Ich möchte nur wissen, woran ich bin und wo ich hingehöre!“
Als Weißwasser, ein sechzigjähriger Mann erklärte: „Das mach ich für den Martin auf Kredit!“ gab die Alte sich zufrieden. Die Kammer mußte möglichst rasch ausgetrocknet werden; Weißwasser besserte zuerst den Kachelofen aus, damit man heizen konnte.
Einige Tage später lagen neben den zwei noch fünf Halbstämme im Hof; aus jedem konnten sechs volle Bretter herausgeschnitten werden. „Die reichen für den Fußboden“, sagte Weißwasser. Als Berta einwendete, daß sie über die Erneuerung des Fußbodens erst mit ihren Schwiegereltern sprechen müsse, wehrte Weißwasser ab: „Was dich und die Kammer anbetrifft, Berta, richten wir uns nur nach Martin.“
Weißwasser schlug den alten Mörtel von der Decke und den Wänden und dielte die Stube. Berta half ihm bei allen Arbeiten. Eine Woche später war die Kammer fertig. Die Wände waren hellblau gestrichen und oben durch ein mehrfarbenes Schablonenmuster abgesetzt. Die Decke war mattweiß. Fußboden, Fenster und Tür waren wie neu. Die Alten und die Kinder betrachteten die Kammer wie ein Wunder, und als Berta sich einzurichten begann, gab die Alte ohne Mahnung Tisch und Kommode her. Über dem Bett hing ein Foto von Martin und im Geschirrschrank — hinter dem Glas — stand seine Flöte.
Der lange Lutscher sprach Berta auf dem Weg zum Steinbruch an: „Du sollst dich ja wunderbar eingerichtet haben, Berta!“ Ein pfiffigdummes Lachen hing in seinem krankhaft mageren Gesicht.
„Bin ich dir Rechenschaft schuldig?“ fragte Berta und blieb vor Lutscher stehen.
„Stürz dich nicht ins Unglück, Lutscher!“ rief ihm einer zu.
„Fall der Berta nicht in die Arm, die erdrückt dich wie einen Frosch!“ ein anderer.
Alle lachten, einige Mägde so unbändig, daß Lutscher, blaß vor Zorn, eine Weile schweigend mittappte und die Hänseleien ruhig über sich ergehen ließ.
Doch dann blieb er plötzlich stehen und platzte heraus:
„Mir ist das nicht zum Lachen! Das läßt sich leicht ausrechnen, was in die Kammer für Geld hineingesteckt worden ist. Und wie hat der Brenner-Martin immer gejammert, als ob er schon am Verhungern wär, wenn er für die Allgemeinheit was opfern sollte. Und ob solche, mit Verlaub zu sagen, Volksgenossen, über ihr Verhalten keine Rechenschaft schuldig sind, das möcht ich doch stark anzweifeln.“ Lutscher sah aufgeregt auf die vor ihm stehenden Menschen, fuhr mit der Faust durch die Luft und schrie noch lauter: „Ganz genau werden sie Auskunft geben! Das ist nicht mehr als recht und billig!“
Eisiges Schweigen war die Antwort. Alle wußten, daß aus Lutscher Decker sprach. Einige gingen auf die andere Seite der Straße, die andern blieben zu-

rück. Aber alle hörten noch, als Lutscher dann wieder begann: „Daß die Mühlberger-Eva sich nicht mehr im Dorf sehen läßt, ist das vielleicht auch ein Beweis von einem reinen Gewissen? Das Gegenteil, denk ich, ist das! Auch da wird noch dahintergeleuchtet werden! Fall auf Fall kann man nehmen und immer zeigt sich, daß die, die zum Zappeln gebracht werden, schon wissen, warum sie zappeln!"

Was Lutscher dann noch sagte, hörte nur noch Heuchling, der neben ihm ging. Heuchling trug stets eine schmutzige Schürze, unter dem speckigen Hut eine Zipfelmütze und im Herzen den Wunsch, Erbhofbauer zu werden. Seine Frau litt seit der Geburt des ersten Kindes an einer Unterleibskrankheit, aber Heuchling hatte die Kosten für ärztliche Behandlung gescheut. Nun lag die Frau siech und unheilbar herum. Unter Vertrauten sprach Heuchling ganz offen davon, daß er sich nach dem Tode seiner Frau das Land, das er zum Erbhof noch nötig hatte, anheiraten würde. Er war der einzige, der Lutscher beipflichtete, als dieser zu Beginn der Arbeit sagte:

„Ich bin damit nicht einverstanden, daß die einen Steine brechen, auf- und abladen und die andern neben den Ochsen einherspazieren."

„Du sollst dich meinetwegen nicht überanstrengen", antwortete Berta. „Mit dir nehm ich es noch auf." Sie ließ sich von den anderen auch nicht abbringen, sondern half ihren Wagen volladen, wie die anderen und es traf sich, daß sowohl Lutscher als auch Berta an diesem Nachmittag mit den Ochsen fuhren und beide drei Fuhren auf- und abzuladen hatten. Lutscher kam dabei trotz der Kälte arg in Schweiß, atmete pfeifend und wurde zuletzt trotz aller Sticheleien ganz still.

„Der macht überhaupt nicht mehr lang", meinte Berta auf dem Weg ins Dorf. „Der pfeift ja schon auf dem letzten Lungenfetzen."

„Jetzt ist, scheints, die Mühlberger-Eva auch noch dran?" fragte Marchandt wie für sich selber. „Es langt wohl nicht, was man den Leuten angetan hat. Wie ein Mensch, der doch wissen muß, daß ihn die Würmer schon halb aufgefressen haben und daß sie ihn bald ganz auffressen werden, so niederträchtig sein kann, ist mir ein Rätsel."

„Aus Angst vor dem eigenen Tod!" meinte Frau Säger. „Als ich das letztemal bei ihnen war", berichtete sie, „saß er am Tisch und aß mit einem Löffel aus einem Topf so was dickflüssiges zähes, gelbes, wie Wachs sah das aus und gerochen hat es wie ... na einfach schauderhaft, die ganze Stube hat danach gestunken. Das hatte er sich selbst zusammengekocht, aus Honig, Schmalz, Brennessel, Zwiebel, Schlehensaft, weiß der Teufel, was das für ein Rezept ist. Damit will er sich die Schwindsucht wegessen. Nachher ist er ins Wirtshaus gegangen und hat ein Glas Bier getrunken. Da haben sie ihm sicher Schnaps eingegossen und ihn dann eifersüchtig gemacht. Er lief heim, fiel über seine Frau her und wollte wissen, mit wem sie ihn hintergeht. Sie stauchte ihn zusammen und sagte ihm, er soll nichts trinken, wenn er nichts vertragen kann. Da fing er an zu greinen und zu jammern, daß sie nichts mehr von ihm wissen will. Wie ein Hund hat er gewinselt, sie soll ihm einen Kuß geben. Aber sie — vielleicht hat sie sich geekelt — hat gesagt: ‚Wenn

du dich so benimmst, dann kannst du lang warten. Leg dich ins Bett, sonst geh ich fort.' Da fing er erst recht zu heulen an wie ein Kind. ‚Ich muß sterben, ich muß sterben!' hat er geplärrt, bis sie sich erbarmt und ihn beruhigt hat. Und dann, ich hab so etwas von einem Mannsbild noch nicht gesehen. hat er sich gefreut wie ein Kind und gesagt: ‚Gell Liesel, du bleibst mir doch treu? Und ich werde auch wieder gesund, nicht Liesel?' Sie brachte ihn ins Bett und dann — wir sind Geschwisterkinder — hat sie mir ihr Herz ausgeschüttet. Wenn er dann wieder nüchtern ist, möchte er seiner Frau imponieren, möchte seine Männlichkeit zeigen, der Jammerlappen. Deswegen ist er auch in der SA und drängt sich überall vor, wo es was zu kommandieren und zu kujonieren gibt. Mir hat er das Haus verboten, weil ich ihm damals schon gesagt habe, daß er sich von Decker zu jedem Lumpenstück brauchen läßt. Und weil ihn kein Mensch ernst nimmt, ist er rachsüchtig wie der Teufel. Der ist zu allem fähig, zu allem!"

Als es dunkel geworden war, kam der alte Weißwasser zu Berta. „Möchte mir mal ansehen, wie du dich eingerichtet hast", sagte er und gab Berta eine Rechnung über siebzig Mark. „Im Fall du gefragt wirst, was die Sache kostet, zeigst du die unquittierte Rechnung, verstehst du?" Berta nickte.
„Mit Mühlberger soll es schlecht gehen", berichtete Weißwasser dann. „Die Eva versucht jeden Tag Sprecherlaubnis zu bekommen und versäumt dann immer den Zug. Drei Nächte hat sie in der Fabrik im Kesselhaus geschlafen. Zum Glück sind der Nachtwächter und der Heizer vernünftige Menschen."
Berta nickte wieder. Sie ging mit Weißwasser vors Haus. Eine trostlos finstere, regnerische Nacht lag über dem Dorf, man konnte nicht die Hand vor Augen sehen. „Man muß heutzutage lernen, sich auch im Dunkeln zurechtzufinden", sagte Weißwasser. „Gute Nacht!"
Berta ging in ihre Kammer zurück und saß noch eine Weile sinnend am Tisch. Dann nahm sie ihr Umschlagetuch über, ging zu Frau Mühlberger, gab ihr einen Zettel und sagte: „Da ist die Adresse meiner Schwester in Langenbrück. Dort kann Eva schlafen, wenn es notwendig ist. Sie braucht nichts weiter zu sagen, als einen Gruß von mir."
Frau Mühlberger wischte sich mit der Schürze über die Augen und konnte nur sagen: „Ich dank dir, Berta. Komm setz dich, ich hab noch warmen Kaffee. Ich dachte, daß Eva heute kommt und habe wieder umsonst gewartet."
Frau Mühlberger griff in die Röhre nach der Kanne, goß ein und fuhr fort: „Hast ja wohl auch gehört, was der Lutscher, der Lump, dahererzählt? Vielleicht ist es das Beste, Eva bleibt in Langenbrück. Den Lumpen hier im Dorf ist alles zuzutrauen."
Frau Mühlberger zeigte mit der Hand auf ein Brett über der Tür. „Seit Jahr und Tag lag dort der Veteranenkalender, ohne daß ihn ein Mensch angefaßt hat. Bis an dem Morgen vor der Haussuchung der Lutscher gekommen ist und sich den Kalender geborgt hat, um, wie er sagte, ein Rezept herauszuschreiben. Eva hat den Kalender vom Brett genommen, ihn dem Lutscher gegeben, und den Kalender genau so, wie Lutscher ihn zurückgebracht hat,

wieder auf das Brett gelegt. Bei der Haussuchung sind dann die Zettel dringewesen. Und bis auf den heutigen Tag warten wir auf eine Gerichtsverhandlung, um das alles zu sagen und zu beschwören. Aber wenn keine Verhandlung kommt, dann soll der Herr Decker und seine Trabanten bei der nächsten Gelegenheit das vor allen Leuten zu hören bekommen. Und sie sollen auch hören, was in den Flugblättern steht." Nach kurzer Pause fuhr Frau Mühlberger mit gedämpfter Stimme fort: „Dir kann ich es ja sagen, Berta. Der Lutscher hat im Eifer gleich drei Flugblätter in den Kalender gelegt und eines haben sie vergessen." Frau Mühlberger holte den Kalender, nahm das vergessene Flugblatt heraus und gab es Berta. „Es ist uns Wort für Wort aus der Seele gesprochen. Wort für Wort, Berta, schade drum, daß so ein Flugblatt nicht unter die Leute kommt."
Berta hatte kaum zu Ende gelesen, als sich vom Hof das freudige Gewinsel des Hundes hören ließ. Dann klopfte jemand an die Fensterläden.
„Das ist Eva!" sagte Frau Mühlberger. Sie war erschrocken, denn um diese Zeit fuhren Vorortzüge nur noch bis Ottenhausen, das war von Altendorf zehn Kilometer entfernt.
Frau Mühlberger öffnete. Eva umarmte die Mutter und schluchzte laut auf.
„Tot?" fragte Frau Mühlberger mit starrem Gesicht.
Eva nickte.
Frau Mühlberger hängte Evas durchnäßten Mantel an das Ofengeländer und holte Hausschuhe. Eva wischte sich die Tränen aus den Augen, gab Berta die Hand, setzte sich auf das alte Ledersofa und erzählte:
„Ich dachte, ich bekomme nun doch Besuchserlaubnis. ‚Melden Sie sich im Zimmer 17', sagte der Portier zu mir. Dort sagte mir der Arzt: ‚Ich muß Ihnen leider die traurige Mitteilung machen, daß Ihr Vater verstorben ist. Er ist bereits beerdigt. Wir mußten wegen der Gefährlichkeit der Krankheit und der Ansteckungsgefahr bestimmte Vorschriften einhalten.' Als ich Krach machte, sagte der SS-Offizier: ‚Ich warne Sie dringend vor Verbreitung unwahrer Nachrichten. Eine amtliche Nachricht geht den Angehörigen noch zu.' Als ich dann fragte, wo der Vater begraben wurde, sagten sie mir die Nummer. Die fand ich dann auch, auf einer handgroßen Holztafel, auf dem Armenhäuslerfriedhof."

In den ersten Morgenstunden war die Nachricht vom Tode Mühlbergers in allen Häusern. Lutscher erfuhr es, als er die Milch zum Sammelpunkt fuhr, und er erschrak sichtlich über die Teilnahme der Leute. „Er hätt doch sowieso nicht mehr lang gelebt. Er war doch ein todkranker Mann!" suchte er zu beruhigen, mußte sich aber von Frau Säger sagen lassen: „Du bist doch auch schon halb tot und läufst noch rum."
Das traf Lutscher so unverhofft und hart, daß er einige Male zum Reden ansetzte, aber nichts herausbrachte. Seine Kinnbacken zuckten und sein Gesicht färbte sich krankhaft gelb.
„Das kann mir ganz recht sein, daß du frei heraussagst, daß du mir nach dem Leben trachtest!" schrie er dann los. „Und daß du das vor allen Leuten

sagst!" Lutscher sah sich um, als suche er nach zuverlässigen Zeugen. Am nächsten stand Berta. Sie sagte: „Willst du schon wieder was zusammenlügen? Langt es dir noch nicht, was du mit deiner Lügnerei angerichtet hast?" Lutscher trumpfte wild auf: „Wo hab ich gelogen! Beweis es mir. Auf der Stelle beweis es mir!" Er stellte sich vor Berta. „Du gehst mir nicht vom Hof ohne den Beweis, oder ich kenne keine Gnade, absolut keine Gnade!"
„Geh mir aus dem Weg!" sagte Berta, entschlossen, ihre Arme zu gebrauchen. Doch bevor es dazu kam, stellte sich Frau Säger zwischen die beiden und sagte zu Lutscher: „Das ist schon genug bewiesen, Karl. Du wirst dich wundern über die Zeugen, die gegen dich aufmarschieren. Ich sag dir, du wirst dich wundern!"
Lutscher stand noch sprachlos auf demselben Fleck, als Berta und Emma aus dem Hof waren. „Ist denn das wahr, was du da sagtest oder wolltest du ihn bloß schrecken?" fragte Berta.
„Vor allen Dingen schrecken!" sagte Frau Säger mit sachlichem Eifer. „Den muß man da packen, wo er es spürt. Der hat nicht nur die Flugblätter in den Veteranenkalender geschmuggelt. Er weiß auch, wer den Revolver in die Dunggrube geworfen hat, und weiß auch, wie die Gewehre unter den Reisighaufen und in den Backofen gekommen sind. Der muß Blut schwitzen vor Angst und in der Angst muß er rausplappern, was wir wissen wollen. Das ist mein Plan schon lange!"
Eine Stunde später ging Lutscher zu Heuchling. Frau Säger erfuhr von der Magd Heuchlings: „Sie haben sich gestritten, daß ich es bis in den Kuhstall hörte." Und Berta erfuhr von Weißwasser, daß Lutscher am Nachmittag auch bei Mühlbergers gewesen war und Frau Mühlberger und Eva beschuldigt hatte, sie hätten im Dorf herumerzählt, er, Lutscher, hätte die Flugblätter in den Veteranenkalender gelegt. Frau Mühlberger hatte ihn jedoch abgefertigt: „Daß du das gemacht hast, Karl, hat niemand gesagt. Ich hab nur gesagt, daß du dir den Kalender geborgt hast. Ich denke nicht, daß du unseren Vater auf dem Gewissen hast. Du bist doch als grundehrlicher Mensch bekannt!"
Decker stellte mit steigendem Unbehagen fest, wie die Redereien im Dorf um sich fraßen und sich alle zu der Meinung zuspitzten: weder Martin, noch Kraft, noch Säger hatten Schußwaffen versteckt gehabt, und hätte der Lutscher von Mühlberger den Veteranenkalender nicht geborgt, wären dort auch keine Flugblätter gefunden worden. Decker hielt der SA eine feurige Rede über mangelnde Disziplin und unsoldatisches Verhalten. Er betonte scharf, daß der SA-Mann sich fernhalten müsse von allem Klatsch. Er sei Soldat und nichts als Soldat und nur dem Führer verantwortlich. Streit der SA-Leute untereinander, und noch in Gegenwart Außenstehender, würde in Zukunft scharf geahndet werden. Seien Differenzen zu schlichten, wäre er, Decker, die dafür berufene Instanz. In schweren Fällen müsse das Ehrengericht angerufen werden. Nur so könne die SA allen jüdischen und marxistischen Maulwürfen und Wühlmäusen die Stirn bieten. Decker wiederholte noch einmal, warum Martin nicht nötig gehabt hätte, über die eigene Not zu lamentieren und die Leute gegen die Regierung aufzuhetzen. Aber Martin sei eben mehr

Musikant als Bauer. Mühlberger hätte nicht Äcker und Kühe zu verkaufen und nachher über Blutsaugerei zu schreien brauchen. Die sieben Hektar Land hätten Eva und ihre Mutter bearbeiten können, aber Mühlberger hätte anders gerechnet: Es lohne sich für den Reichsnährstand nicht, die Milch von den wenigen Ziegen im Dorf einzuziehen. Eva könnte Ziegenmilch und Butter in der Konservenfabrik verkaufen. Auch hinter dem Geschrei Sägers stecke nichts anderes, als daß er das Bauerntum an den Nagel hängen wollte. Man habe es mit Leuten zu tun, die kein Bauernblut in den Adern hätten. Kraft hätte es nur auf den Posten als Ortsbauernführer abgesehen und nur deswegen mit diesen Leuten an einem Strang gezogen. Mitgegangen, mitgehangen. Über allem kleinlichen Schacher stehe das Schicksal des Volkes, des Vaterlandes und dieses Schicksal liege in den Händen der SA.
Einige Tage später stieg Kraft aus dem Lokalzug und ging ins Dorf, als wäre er nur für einen Tag in Geschäften oder zu Besuch in Langenbrück gewesen. Decker instruierte die SA, Kraft hätte sich wahrscheinlich auf Kosten der anderen freigeredet, vielleicht wären die auch gar nicht in Dachau, wenn Kraft sie nicht aufgeputscht hätte.
Am andern Tage machte der Gemeindediener bekannt, daß die Kreisleitung des Reichsnährstandes zu einem Bauernappell aufrief. Decker lief in neuen schwarzen Reithosen und neuen, weichen, enganliegenden Stiefeln und mit frisch rasiertem Gesicht und Genick im Dorf herum und überwachte das Ankleben der schreiend grellen Plakate.

Tagsüber wurde Gemeindeholz gefällt. Die Mahnung Deckers an die SA, sich zurückzuhalten, wurde auf eine Weise befolgt, die einer stummen Verschwörung gegen die SA glich. Lutscher fiel es schwer, und er versuchte die Isolierung manchmal mit täppischen Scherzen zu durchbrechen.
„Das Bücken fällt dir halt schon immer schwerer, gelt?" fragte er Berta.
„Schau, daß du fortkommst", sonst zeig ich dir, wer flinker ist, ich oder du!"
Lutscher lachte so unbändig, daß es durch den ganzen Wald schallte.
„Schau, daß du fortkommst", wiederholte Berta, „ich sag dirs nicht zum drittenmal!"
Lutscher lachte kindisch und meckernd weiter. Berta ließ die Säge los, und einige Baumlängen weiter, hinter einem Haufen Äste, holte sie Lutscher ein. Als sie ihn von vorn packte, lachte er immer noch. Als sie ihm aber mit einem Ruck das Kreuz durchriß, schrie er abgebrochen auf und knickte um. Berta schnürte ihm die Arme über der Brust zusammen, daß sie in allen Gelenken krachten. Lutschers Gesicht erstarrte in tödlichem Schreck. „Was machst du, Berta?" keuchte er. Berta kniete sich mit ihrem ganzen Gewicht auf ihn und anwortete: „Jetzt gehts ans Sterben, Karl!" Sie drückte ihm die Arme in den Hals, daß sein Gesicht blau anlief. Die Augen traten ihm aus dem Kopf. „Hab Erbarmen!" keuchte er. Er hörte nicht mehr das Gejohle der sich um ihn sammelnden Männer und Frauen. Er hörte nur noch, wie Berta, das Gesicht dicht über dem seinen, sagte: „Erbarmen, Lump? Erbarmen mit dir?

Hast du Erbarmen gehabt, als du die Flugblätter und Flinten versteckt hast? Hast dich schlecht verkauft an deinen Freund Heuchling, Karl. Er wird dir nicht lang nachtrauern."

Lutscher wehrte sich mit letzter Kraft, um Luft zum Sprechen zu bekommen. „Der war es ja selber!" stieß er heraus.

Berta ließ ihn los und stand auf. Lutscher blieb wie im Starrkrampf liegen, sah in den Himmel und wiederholte wie ein Gebet und so laut, daß alle Umstehenden es hören konnten: „Die Gewehre hat der Heuchling versteckt. Der Heuchling — der Heuchling . . ."

Der Bauernappell war für acht Uhr abends angesetzt. Die Leute erschienen auffallend pünktlich und nicht nur die Männer, sondern auch Frauen, obwohl dies seit dem nach der Hitlerherrschaft eingeführten Brauch nicht erwünscht war. Berta, Frau Säger und Frau Mühlberger saßen in den ersten Stuhlreihen.

Decker war gegen Abend mit seinem Motorrad nach Langenbrück gefahren, um, wie er sagte, den Redner zu holen, aber um die festgesetzte Zeit waren weder Decker noch ein Redner anwesend. Auch die SA war nicht im Schwung. Lutscher lag zu Hause im Bett. Heuchling lehnte mürrisch am Fenster. Franz Seitz quälte sich unten in der Wirtsstube am Telefon, um Anschluß nach Langenbrück zu bekommen und als er mit Decker gesprochen hatte, kam er ganz verlegen in den Saal und gab bekannt: „Decker hat durchgesagt, daß der Appell ausfallen muß. Geht nach Hause, Leute."

Franz Seitz ging sofort wieder nach unten. Er hatte noch andere Sorgen. Zu Ehren der Gäste aus der Kreisleitung des Reichsnährstandes war ein Essen vorgesehen und dieses Essen war zum Auftischen fertig. Ungerechnet Wein, Bier, Cognak und Rauchzeug, bedeutete der Ausfall des Appells einen Schaden von wenig gerechnet hundert Mark. „Denkst du denn, der Decker bezahlt einen Pfennig!" tobte der alte Seitz. „Das wär schon schwergefallen, wenn es gut ausgegangen wär. Für die Kundschaft, die man eintauscht, gegen die, die vertrieben wird, bedank ich mich!"

Franz ging verärgert aus der Küche. Oben im Saal hielt jemand eine Rede. Eine Frau! Franz war mit drei Sprüngen oben, riß die Tür auf und schrie: „Ich hab doch gesagt, nach Hause gehen!"

Das wirkte dumm und lächerlich und Frau Mühlberger kam nun erst recht in Eifer. Sie redete, als hätte sie Wort für Wort einstudiert. Nichts vergaß sie, was Hitler versprochen hatte, nichts von dem, was während der Hitlerherrschaft geschehen war und just in dem Augenblick, als sie zornig hinausschrie: „Blutsauger sinds alle miteinander!" trat Decker ein.

Er war ganz außer Atem und sah um sich, als hätte er sich verirrt.

„Hast du nicht bekanntgegeben, daß der Appell ausfällt?" wandte er sich an Franz.

„Hab ich. Zweimal habe ich es schon gesagt!"

„Schluß sage ich! Auf der Stelle wird der Saal geräumt!" schrie Decker rot vor Zorn. Wie ein Habicht auf der Suche nach einem Opfer, sah er von Gesicht zu Gesicht, entschlossen, jeden Widerstand zu brechen.

Da stand Berta auf und fragte: „Warum darf über das, was das ganze Dorf weiß und was die Wahrheit ist, nicht gesprochen werden?"
„Du bist ein dummes Weibsbild!" fuhr Decker sie an. „Nimmst für Wahrheit, was ein Verrückter daherphantasiert. Möchtest es als Wahrheit ausgeben, weil es dir in den Kram paßt. Paß gut auf, daß dir dein gottloses Maul nicht gestopft wird!"
Nun fragte Frau Säger: „Ist seine Frau deiner Ansicht nach auch verrückt Decker?"
Decker witterte in dieser Frage eine gefährliche Falle. Wenn er ja sagte, widersprach er dem, was er bis dahin immer über Liesel Lutscher gesagt hatte; sagte er nein, forderte er die Säger ja geradezu zum Reden heraus. Doch die Säger wartete die Entscheidung nicht ab. „Die Liesel weiß nicht erst seit heute, wer die Flugblätter und die Gewehre versteckt hat!" sagte sie mit Nachdruck. „Sie hat es nur erst heute gestanden. Sie hat auch gestanden, daß sie die Lügerei nicht mehr aushält. Und sie hat es gestanden vor Leuten, auf die auch du viel gibst, Decker!"
Es war beängstigend still geworden und Decker war offensichtlich aus der Fassung gekommen. Frau Säger nützte das aus. „Wir wollen unsere Männer wiederhaben!" schrie sie laut. „Was Ihr mit ihnen gemacht habt und weiter mit ihnen machen wollt, das ist ein himmelschreiendes Unrecht!"
„Richtig!"
„Ein himmelschreiendes Unrecht!"
„Eine Schande!"
„Eine richtige Verbrecherbande ist das, die uns kujoniert!" dröhnte es Dekker entgegen.
Der versuchte sich dennoch zu behaupten. „Bald wird sich zeigen, wo die Verbrecher und noch mehr Verbrecher sitzen!" drohte er. „Die Mühlberger hat genug verraten! Ich habe alles gehört! Was sie sagte, war genau das, was in den Flugblättern stand. Mir macht keiner was vor!"
Da richtete Marchandt sich in seiner ganzen Breite vor Decker auf. Die Fäuste ballend, bebend vor Zorn, sagte er langsam und laut:
„Und wenn auch ich da hinkommen soll, Decker, wo du glaubst, du hast dann Ruh vor uns, so sage ich dir jetzt, hier auf dieser Stelle doch noch: Jedes Wort von dir ist List und Lug und Trug! Hast du nicht gewußt, daß der Lutscher ein Hanswurst ist? Soll er erst jetzt einer sein, weil er ein einziges Mal die Wahrheit gesagt hat? Und weißt du nicht mehr, wie du früher über Heuchling gesprochen hast? Ein Gauner, hast du gesagt, ist er, ein Lump, der für Geld den eigenen Vater an den Galgen bringt. Weißt du das nicht mehr, Decker? Oder willst du das nicht wissen? Laß dir gesagt sein, es gibt unter uns noch mehr Leute, die zwingst du mit Hunderten von Lutschern und mit Hunderten von Heuchlingen nicht nieder. Die kannst du noch nicht einmal damit schrecken, daß sie, wie der Mühlberger, wie Hunde eingescharrt werden sollen!"
Decker versuchte, sich durch eine letzte Drohung einen guten Abgang zu verschaffen. Aber dieser Versuch erstickte in dem wütenden Protest. Er sah

nur haßerfüllte Gesichter vor sich und darunter das verächtliche Lächeln Krafts. Decker drehte sich kurz um und schlug die Tür hinter sich zu.

Ein kalter Wind lag über Altendorf. Die Nachrichten von Martin und Säger waren selten geworden. Nur daß sie noch lebten, erfuhr man aus den wenigen Zeilen ihrer Briefe. Nach jeder überlebten Nacht liefen die Fragen von Haus zu Haus: „Sind die SS-Leute mit ihren Autos von Langenbrück dagewesen und haben wieder wen verhaftet?" Alle Gespräche während der Gemeindearbeit und der gegenseitigen Besuche an den langen Abenden drehten sich um die Frage: „Kommt es denn nach all dem zu keiner Gerichtsverhandlung? Haben Leute, wie der Decker, nur Macht und keine Verantwortung?"
Decker schien sich darüber keine Sorgen zu machen. Er erteilte weiter seine Befehle, ging ins Wirtshaus und fast jeden Abend lauerte er auf seinem Hochstand auf einen Rehbock.
Bis die Leute eines Morgens Briefe fanden, die unmöglich der Briefträger ausgetragen haben konnte. Sie waren durch die Haus- und die Stalltür, durch die Scheunentore oder auch in die Backöfen gesteckt worden. Decker rief die SA zusammen und gab Befehl. die Briefe einzusammeln. Lutscher war angeblich immer noch krank. Franz Seitz mußte angeblich in dringenden Geschäften nach Langenbrück. Deswegen wurde Heuchling das Kommando über die Einsammlung der Briefe übertragen.
Zum Unglück für sich begann Heuchling bei Kraft. Der sagte vom Hof aus: „Du willst mir wohl wieder was bringen, Heuchling? Troll dich, sonst lasse ich die Hunde los!"
„Das soll dir teuer zu stehen kommen! Sofort mach ich Meldung!" drohte Heuchling zurück und ging mit seiner Kolonne ein Haus weiter zu Marchandt. Der stand mit einer Axt in der Hand vorm Zaun und sagte: „Bleib draußen, Heuchling! Mach nur ruhig deine Meldung, vielleicht hört man uns dann auch einmal an."
Die SA fand mehr verschlossene Türen als offene. „Jetzt muß radikal durchgegriffen werden!" tobte Decker.
Berta hatte den Brief am Morgen zwischen Fenster und Fensterladen gefunden, ihn flüchtig überflogen und ihn auf dem Boden zwischen die Ziegel gesteckt. Nun, als die Haustür verschlossen war, las sie ihn aufmerksam, Wort für Wort. Viele dieser Worte und Sätze kamen ihr seltsam bekannt vor. Es waren dieselben, die sie schon bei Mühlberger in dem Flugblatt gelesen hatte. Aber es war auch noch von etwas anderem die Rede, und das gab diesen Worten und Sätzen erst Gewicht und Wucht. Dort stand, wie Mühlberger, Säger und Martin sich zeitlebens geplagt und immer versucht hatten, sich und ihre Angehörigen durch ehrliche Arbeit vor der ärgsten Not zu schützen. Dann stand in großem Druck: „Die Gefangenen in den Konzentrationslagern und Gefängnissen, das sind unsere Schwestern und Brüder. Wir alle müssen und werden für sie einstehen! Die werktätige Bevölkerung in Stadt und Land muß sich zu einer Front zusammenschließen, um sie den blutigen Krallen der faschistischen Henkersknechte zu entreißen!"

Berta las mit angehaltenem Atem und es war ihr, als wäre der draußen tobende Schneesturm schon das Signal zu diesem Kampf. Wie gebannt saß sie noch über dem Brief und sah auf die kleinen, regelmäßigen, mit Tinte geschriebenen Buchstaben, als jemand an die Fensterläden klopfte. Berta faltete den Brief zusammen, steckte ihn in die Rocktasche, trat leise ans Fenster und horchte. Zwischen zwei Windstößen hörte sie die Stimme Weißwassers: „Mach auf, Berta!"

Als Berta die Haustür aufschloß, kam auch Martins Mutter aus der Tür. „Ein Sauwetter!" schimpfte Weißwasser und schüttelte den Schnee von Mütze und Joppe. „Aber das hilft alles nichts, ich brauch notwendig Geld, Berta!"

Die Alte ging wieder in die Stube. Weißwasser folgte Berta in die Kammer und sagte: „Gib die Quittung Berta. Zwanzig Mark erhalten", schrieb er darauf und dazu das Datum. „Das ist nur, wenn jemand fragen sollte", sagte er, „man weiß nicht, ob einem nicht auch bei dem übelsten Wetter nachspioniert wird. Hast du den Brief gelesen?"

„Grad eben", sagte Berta. „Mir ist noch ganz heiß."

„Verbrenn ihn und im Falle du verhaftet wirst, Berta, nicht weich werden! Daß du den Lutscher zum Plappern gebrachst hast, dafür kannst du einstehen. Dafür stehen wir alle ein. Aber einen Verdacht, wo die Briefe her sind, kannst du nur dahin haben, daß es der Lutscher oder der Heuchling gemacht haben kann. Dabei müssen wir bleiben, um jeden Preis. Alle müssen wir dabei bleiben!"

„Meinst du, daß wieder verhaftet wird?" fragte Berta langsam, den Schreck in sich niederkämpfend.

Weißwasser horchte angestrengt an der Tür. Als er sich überzeugt hatte, daß die Alten nicht lauschten, erzählte er rasch:

„Kraft hat einen Brief an die Parteileitung geschrieben, das Flugblatt beigelegt und verlangt, daß die Sachen, die da stehen, untersucht werden. Und der Marchandt hat an den Reichsnährstand geschrieben. Die umliegenden Dörfer, Rattern, Windfang, Rehberg und Büscheldorf sind auch mit den Briefen versorgt und mit allem, was in Altendorf passiert ist, bekanntgemacht. Die Sache muß jetzt endlich untersucht werden und dann müssen auch der Martin und der Säger freigelassen werden. Oder es wird wieder verhaftet, dann müssen die Verhafteten beim Verhör das sagen, was die Herren nicht wissen wollen. Ich hab mit allen Leuten, denen man trauen kann, gesprochen. Wir sind auf alles gefaßt und haben ausgemacht, daß einer vom anderen nichts weiß."

„Ich bin dabei", sagte Berta und sie wunderte sich selbst, daß sie gar keine Angst mehr verspürte.

Weißwasser reichte ihr die Hand. Berta griff zu. „Der Lutscher ist heute nachmittag mit dem Messer auf seine Frau losgegangen", berichtete Weißwasser dann noch. „Draußen im Hof hat sie aber die Mistgabel erwischt und ihm die Zinken vor den Bauch gehalten. Darüber ist er so erschrocken, daß er zusammengeklappt ist wie ein Taschenmesser."

Am Morgen ging Berta zum Krämer, um Seife zu kaufen und erfuhr dort, daß

Lutscher in der Nacht nicht nach Hause gekommen war und auch niemand wußte, wo er steckte. Und die Liesel war nach dem Streit zu ihren Eltern nach Büscheldorf gegangen. Dort war sie auch noch. „Vielleicht ist er ihr nachgelaufen", vermutete Frau Säger. „Er hat ja gottsjämmerlich gebettelt und gebarmt, daß sie bei ihm bleiben soll." Doch bald stellte sich heraus, daß diese Vermutung nicht stimmte. Lutscher war am Abend im Wirtshaus gewesen, hatte sich mit dem jungen Seitz herumgestritten, auf Decker geschimpft und gedroht: „Mit dem Erzhalunken rechne ich noch ab!"
Wie der Knecht Deckers erzählte, hatte Lutscher gegen Abend Decker noch sprechen wollen, aber Decker war nicht zu Hause gewesen. Seltsamerweise war auch Decker über Nacht nicht nach Hause gekommen. Es kam wohl öfter vor, daß Decker eine Nacht mit seinen Freunden in Windfang, Rehberg oder Langenbrück verbrachte, aber durch telefonische Anfrage wurde festgestellt, daß Decker weder in Reherg, noch in Windfang war. Auch in Langenbrück konnte er nicht sein. Den letzten Zug hatte er nicht benutzt und sein Motorrad stand zu Hause. Er hätte bei dem gegen Abend einsetzenden Schneesturm auch nicht fahren können.
Franz Seitz telefonierte an die Polizei und rief die SA zusammen und schon nach wenigen Minuten fand die SA deutliche Spuren.
Um den Weg zum Hochstand abzukürzen, hatte Decker zwei dicke Bohlen über den Bach legen lassen. Nach der Dorfseite lagen sie auf einem dicken Weidenstumpf, mit eisernen Klammern gesichert. Diese Klammern waren herausgerissen, offensichtlich in der Absicht, die Bohlen zum Abrutschen zu bringen. Decker war rücklings auf die kantigen Eisbatzen gefallen, ehe er in die schmale Wasserrinne gerutscht war. Dort hing er noch, bis zum Revolver unter Wasser, Arme und Kopf steif und hart wie Eis. Und während die SA die sich ansammelnden Menschen von der Unglücksstätte fernhielt, um dem Polizeihund die Spur freizuhalten, wurde auch Lutscher gefunden. Er hatte sich einige Meter abseits vom Weg zum Dorf durch die Angst und den Sturm in den Schneewehen verirrt. Nun hatte der Wind einen Stiefel freigeweht. Das Brecheisen, mit dem Lutscher die Klammern gelöst hatte, war in seinen Händen festgefroren.

Einige Wochen später veröffentlichte „Der amtliche Anzeiger für Langenbrück und Umgebung" folgenden Bericht:
„Durch das nunmehr vorliegende Untersuchungsergebnis der geheimen Staatspolizei über die Hintergründe des Mordes an dem Ortsbauernführer Johannes Decker aus Altendorf, ist der zwingende und unzweifelhafte Nachweis erbracht, daß es sich um ein von langer Hand vorbereitetes kommunistisches Verbrechen handelt, das mit der erneut einsetzenden Umsturzpropaganda im ursächlichen Zusammenhang steht. Schon vor einigen Monaten wurden bei dem Kommunisten Mühlberger Flugblätter beschlagnahmt. Lutscher hatte auch damals seine Hände mit im Spiele und die SA-Uniform als Schutzschild für sein verbrecherisches Treiben mißbraucht. An warnenden Stimmen ihm gegenüber hat es nicht gefehlt, aber es gelang ihm immer wieder, die SA-Ka-

meraden irrezuführen. Einfachen Menschen mit natürlichem, gesundem Empfinden ist es eben unfaßbar, daß die Kommunisten rücksichtslos die eigenen Genossen ausliefern, wenn sie glauben, um diesen Preis ihre verbrecherische Wühlarbeit weiter fortsetzen zu können. Diese Leichtgläubigkeit hat sich nun leider wieder einmal bitter gerächt. Wie die Untersuchung weiter ergab, hatte Lutscher seine endliche Entlarvung befürchtet. Es waren bereits diesbezügliche Schritte durch den nun ermordeten SA-Sturmführer und Ortsbauernführer Decker eingeleitet. Leider ist es Lutscher noch gelungen, seine Drohung, ‚abzurechnen', in der denkbar grauenhaftesten Weise zu verwirklichen. Für die Bevölkerung von Altendorf muß diese grausige Tragödie eine ernste Warnung und Verpflichtung sein, Augen und Ohren offenzuhalten und mitzuhelfen, auch die letzten Reste und Keime der marxistischen Brut zu vernichten. Nur so dient jeder Volksgenosse sich selbst, seinem Volk, seinem Führer und seinem Vaterlande."

Einige Tage später wurde Eva Mühlberger verhaftet. „Aus der Fabrik heraus", sagte Weißwasser. Berta schien dies alles so sinnlos, so unfaßbar dumm und brutal, daß sie erst nach langem Schweigen auf den Gedanken kam, „gegen Eva kann doch nichts vorgebracht werden, rein gar nichts". Sie wunderte sich über Weißwasser, der wie ein Kranker umherging. Sie hatte ihn nie so niedergedrückt und mutlos gesehen und hielt ihm vor: „Was soll ich denn sagen? Bald brauch ich die Hebamme und der Martin ist immer noch nicht da."

„Das ist es, was auch mir Sorge macht", bekannte Weißwasser nun. „Wenn die Eva verpfiffen worden ist, verschlechtern sich auch die Aussichten für Säger und Martin."

Berta horchte erschrocken auf: „Wegen der Briefe?"

„Ja. Ich möchte dir das nicht verheimlichen, Berta, damit du dir keine falschen Hoffnungen machst. Aus Eva werden sie ja nichts herausbekommen, aber wenn sich ein Lump dazwischengedrängt hat, komm vielleicht auch ich dran und jeder Handschlag für die Kammer kann dann zurückschlagen auf Martin. Wenn sie merken, daß ein Zusammenhalt hinter uns steckt, noch übers Dorf hinaus, in die Stadt, dann sind sie zu allem fähig."

Wieder begann das Grübeln und Warten, immer war man auf das Schlimmste gefaßt. Aber was sich dann ereignete, kam doch unerwartet. Frau Heuchling starb. Heuchling verkaufte Haus und Hof für zweiundzwanzigtausend Mark und verdingte sich als Knecht zu einer Erbhofwitwe nach Salzingen, zwei Bahnstunden hinter Langenbrück.

„Anständige Leute halten halt genau das Trauerjahr ein", sagte Marchandt, als Weißwasser eines Tages zu ihm kam. „Es kommt halt nichts bei raus, wenn man den Teufel bei seiner Großmutter verklagt. Und daß der Lutscher-Karl noch als Leiche zu so einem Mordssündenbock aufgeblasen wird, das hätte er sich bei Lebzeiten sicher nicht träumen lassen."

Weißwasser hatte von dieser Untersuchung von Anfang an nicht viel erwartet. Er hielt jeden Tag, seit Eva verhaftet und er noch in Freiheit war, für

einen Gewinn und die Gewißheit: Sie wissen doch nichts, sie tappen doch im Dunkeln! siegte wieder in ihm. „Aber wenn man ein bißchen was dazu tun kann, daß ein Teufel den anderen holt, das ist auch besser wie nichts", meinte er.

Dann erzählte er, warum er eigentlich gekommen war. Bei Frau Mühlberger fehlte es am Allernötigsten. Doch da war mit einem Sack Mehl und Kartoffeln schon viel geholfen. Schlimmer stand es mit Frau Säger. „Sie hat zweihundertzwanzig Mark Hypothekenzinsen aufzubringen und nur noch acht Tage dafür Zeit", berichtete Weißwasser und als er das erstaunte Gesicht Marchandts sah, sagte er streng: „An Sicherheit kann die Säger nichts bieten, darüber brauchen wir erst gar nicht zu reden. Sie hat ja mehr Schulden als Ziegel auf dem Hausdach. Aber sie aussteigern lassen, grad jetzt, das wär für jeden anständigen Menschen in Altendorf ewige Schande."

„Schon wahr", lenkte Marchandt ein. Er wußte, daß Kraft in solchen Angelegenheiten immer mit sich reden ließ. An Berta hatte Kraft vor einigen Tagen erst ein Kalb verkauft und ihr gesagt, sie könne es bei ihm stehenlassen bis zur Weide und bezahlen könnte es Martin, wenn er zurückkäme und Geld hätte.

Als hätte Weißwasser die Gedanken Marchandts erraten, berichtete er: „Kraft hat für die Säger hundert Mark zugesagt. Bleiben noch einhundertzwanzig."

Die mußten nun in kleinen Summen aufgebracht werden, und es war reiflich zu überlegen, wen man ins Vertrauen ziehen durfte. Einen Tag vor Ablauf der Frist fehlten noch dreißig Mark.

„Soviel hab ich noch", entschied Berta und am Abend brachte sie das Geld zu Frau Säger. Die sagte nur: „Ich dank dir, Berta, wart ein wenig, gleich hab ich Zeit." Sie brachte ihre Kinder zu Bett und plapperte mit ihnen als wäre sie selbst noch ein Kind. Dann kam sie mit einem Stück Schinken und einem Laib Brot zurück. „Laß dirs gut schmecken!" sagte sie. „Die Feste müssen so gefeiert werden, wie sie fallen."

Berta, plötzlich von einer wahren Gier nach dem Fleisch befallen, griff zu und scherzte: „Nun ist dir wohl ein Stein vom Herzen!"

„Dir nicht?" frage Frau Säger. „Jetzt geben sie doch selbst zu, daß ihr Geschmier in den Zeitungen bloß für die Dummen ist." Und als sie sah, wie ahnungslos Berta dreinschaute, fragte sie: „War Weißwasser heut nachmittag nicht bei dir?"

„Nein."

„Darum auch. Die Eva ist frei! Weißwasser ist sicher zu dir gegangen als du schon auf dem Weg zu mir warst. Er hat jetzt große Hoffnung, daß auch unsere Männer freikommen. Wir haben gut getroffen, sagt er, und der Gegenschlag war ein Schlag in die Luft."

Als der Schinken aufgegessen war, hörte Frau Säger die Hoftür knarren. „Das kann nur Weißwasser sein", vermutete sie, zweifelte dann aber doch, öffnete, als der späte Gast ins Haus ging, die Stubentür, schrie auf und taumelte auf

den Mann zu. Berta sah nun Säger stehen, lang und knochig, einen Pappkarton in der Hand. „Ich komme wohl ganz unverhofft?“ versuchte er zu scherzen, ein wehes Lächeln in dem bärtigen Gesicht. Dann schob er seine Frau behutsam in die Stube.

Berta gab ihm die Hand, schluckte, als hätte sie Angst vor den eigenen Worten und fragte dann: „Ist der Martin auch gekommen?“

Säger nickte.

„Gute Nacht!“ sagte Berta und lief aus dem Haus. Es war dunkel, die Straße aufgeweicht vom Regen, voller Löcher und Pfützen. Berta stolperte, lief weiter, ihren hohen Leib mit den Händen haltend.

„Martin!“

Martin blieb stehen, sah, wie Berta erschöpft am Zaun lehnte und kam zurück.

„Martin!“

„Berta!“

Dann gingen sie ins Haus, in die Kammer. Eltern und Geschwister schliefen schon.

SPAZIERGANG IN MADRID

von

Axel Fröhlau

Mein Herz hämmerte
wie der Schnabel eines Vogels
an die Käfigstäbe.
Es dämmerte.

In Cuatro Caminos
rief ein Junge. „Es lebe . . .“
Dann fiel die Granate.

Eine Frau lief vorüber mit grauem Gesicht,
in den Ohren trug sie Watte,
aber es half nicht:
ein Kind schrie —
es war sehr weit,
vielleicht beim Standbild des Cervantes —
und starb vor der Zeit.

Vor der Telefonica
hielten mich meine Füße fest.
Stumm grüßte meine Faust.
„So also haben sie gehaust,
doch du stehst noch immer da . . . "
Im Halse saß ein trocknes Schlucken,
und das Herz schwoll,
als hätte ich meinen leiblichen Bruder gefunden.
Und es waren nur steinerne Wunden.

Häuser sah ich
halbiert wie ein Brot;
wie bei Bauchschüssen
quollen die Därme.
Rot stand im Westen das Firmament.
Sie sagten: „Es brennt . . . "
Aber die Wärme
kam von den Menschen der Stadt.

Um die Ecke lugte ein Soldat.
Ein Junge mit lustigen Pupillen
rief mich an:
„Keine Angst, Fremder —
No pasaran!"
und lief mit einigen Knirpsen davon.
Sie spielten
inmitten aller Schrecken ringsum
„Nicht-Intervention":
sie spielten Verstecken.

Und die Granaten fielen und fielen
wie schwerer Hagel in reifes Getreide.

Eine alte Frau
in schwarzer Seide
lag am Gehsteig.
Erschlagen.
Einen Arbeiter hörte ich sagen:
„Heut waren es achtzehn."

MÄRZTAGE IN WIEN

von

Bruno Frei

Wir bringen diese Schilderung eines Augenzeugen der Ereignisse, die zu der überstürzten Annexion Österreichs durch Deutschland geführt haben, weil sie außer einer lebendigen Darstellung des unmittelbar Vergangenen auch einen Ausblick und Hinweis auf die zukünftige Entwicklung enthält: Die österreichische Freiheitsbewegung konnte sich in den zwei Tagen, die ihr blieben, nicht entfalten, aber sie ist doch zu einer Kraft geworden, die in den kommenden Kämpfen gegen den deutschen Faschismus noch eine große Rolle zu spielen berufen ist.

Diese Rückkehr war ein verwirrendes Erlebnis vom ersten Tag an, und die schmerzhafte Spannung der widerspruchsvollen Eindrücke löste sich erst in der tragischen Gewißheit der letzten Stunde. Es war ein alt-neues Wien, durch das der Märzsturm brauste, mit voreiligem Sonnenschein und erstarrendem Frost. Das Erbe ruhmvoller Vergangenheit kreuzte sich mit den ersten zarten Ansätzen einer verheißungsvollen Zukunft, in einer Gegenwart, deren Auf und Ab schwindlig machte. Ist das ein Untergang oder eine Wiedergeburt? Wird dieser Bericht ein Totenlied oder eine Geburtsanzeige? Beides stand im morgenden Tag, der Abend mußte die Lösung bringen, denn nichts war entschieden, alles war möglich, seitdem die inneren Fronten in Fluß geraten waren vor dem heißen Atem des feindlichen Riesen, der auf seine Beute lauerte.

Zuerst war es ein Untertauchen in den lauen Wellen des unwiderstehlichen Gefühls, das nach langem Fernsein die Berührung mit dem Boden der Heimat hervorruft. Aber was ist Heimat? Ist es die Erinnerung an die schmucklose Allerweltsgasse, in der die dumpfen Jahre der Kindheit dahinrollten? Ist es die liebenswerte Silhouette dieser Stadt am Strom, mit Riesenrad und Stefansdom als Wahrzeichen, Shanghaier Lastträgern wohlbekannt aus Hollywoodfilmen. Man muß die Höhen des Wienerwaldrandes besteigen, um dieses Postkartenbild in sich wachzurufen. Da ist inzwischen die neue Höhenstraße gebaut worden vom Kobenzl über den Kahlenberg zum Leopoldsberg, und wo wir als Kinder sonntags der pustenden Zahnradbahn unsere Taschentücher zuwinkten, wartet heute die neue Autostraße auf den versprochenen Fremdenverkehr. Da liegt die Stadt in der Landschaft, angelehnt an die weinbepflanzten Hügel von Grinzing und Sievering — unverändert. Und dennoch weckt das altgewohnte Bild heftige Gegengefühle. Sie haben diese Straße gebaut für Müßiggänger und Fremde, die anderen aber haben Wohnhäuser gebaut aus den Steuern der Reichen. Das durfte nicht sein, und so haben sie eines Tages mit ihren Kanonen auf die Wohnhäuser geschossen, damit das Volk wieder bescheidener werde. Ist das da unten nicht der mächtige

Gebäudekomplex des Karl-Marx-Hofes, auf dessen Treppen vor vier Jahren der Bürgerkrieg tobte? In der Ferne glitzern in der kalten Märzsonne die weißen Flächen der Floridsdorfer Neubauten, wo die letzten Schutzbündler ihre letzten Patronen verschossen, ehe sie den heroischen Rückzug an die March antraten, der am Roten Platz in Moskau endete. Haben sie nicht damals den Besten die Heimat aus dem Herzen gerissen? Man spricht mit alten Freunden, die geblieben sind. Hast du vergessen? Niemand hat vergessen — wer kann in vier Jahren das Sterben von Genossen vergessen? — aber . . . Was denn für ein „Aber"? „Aber wir haben uns nicht begnügt, nicht zu vergessen, wir haben manches dazugelernt." Vieldeutiges Bekenntnis, aber aus den Augen strahlt kecker Mut, fast ein Versprechen. Es gibt Geheimnisse, vielleicht werden sie sich bald entschleiern. Die alten Häuser in der inneren Stadt tragen würdig ihre Geschichte, und wieder verlieren sich die Gedanken an eine karge Jugend, die auf dem Galeriestehplatz des Burgtheaters ein stolzes Erbe zu erkämpfen träumte. Und da prahlt auf dem erinnerungsschweren „Am Hof" das Gebäude der Vaterländischen Front, deren Trutzfahne den Zwiespalt wieder aufreißt. Heimat oder Feindesland? Wir oder ihr? Wie stehen die Fronten?

Seit einigen Stunden gibt es etwas völlig Neues. Ein fremdes Zeichen ist aufgetaucht. Allzubekannt, aber dieser Stadt bis zum heutigen Tage fremd, ja feindlich. Gestern hatte Seyss-Inquart in Linz zum erstenmal erläutert, was der „deutsche Friede" praktisch bedeutet. Das war nun alles sehr verklausuliert und absichtlich verkompliziert . . . aber eines war sehr einfach. Man durfte in Österreich Hitlerabzeichen tragen und wer für das Hakenkreuz demonstrieren wollte, der brauchte es nur anzustecken. Erst schaute man jedem nach, der so ein Zeichen im Knopfloch trug — es waren in Wien nicht allzuviele — dann schaute man auf sein eigenes Knopfloch. Dies war in den meisten Fällen leer. Das rotweißrote Bändchen der Vaterländischen Front trugen nur die Anhänger der Regierung, wobei eine genauere Untersuchung nötig gewesen wäre, den Grad, die Ursache und die Absicht dieser Anhängerschaft festzustellen. Über Nacht hatte dieses Vaterländische Abzeichen seinen Sinn merklich verändert. Bis gestern was es Bekenntnis *für* etwas, heute wurde es Protest *gegen* etwas. Bis gestern grüßte man „Guten Tag" und „Grüß Gott", wer die patriotische Grußform „Österreich" gebrauchte, war als Staatsbeamter zu erkennen. Als man anfing „Heil Hitler" zu grüßen, gab es Leute, die zum erstenmal auf der Straße laut „Österreich" riefen als ob sie sagen wollten: justament. Die den Nazis in Berchtesgaden zugestandene Gesinnungsfreiheit veränderte die staatsbürgerliche Balance so einseitig, daß sich der Ruf nach Gleichberechtigung mit unwiderstehlicher Kraft erhob. Da entschleierte sich ein Teil des Geheimnisses und es wurde plötzlich sichtbar, was sich in den letzten Jahren verändert hatte. Der Ruf nach Freiheit wurde der gemeinsame Ruf aller, die gegen das Hakenkreuz protestieren wollten. Plötzlich, niemand kann sagen wie und wo es begann, grüßte man nicht mehr wie die Illegalen „Freiheit", und nicht mehr wie die Vaterländischen „Österreich" — sondern „Freiheit Österreich"! Und dies so laut und so

allgemein, daß die beglückende Hoffnung sich regte auf eine neue Frontbildung im Zeichen der Freiheit; was sollte wiener sozialistische Arbeiter und tiroler katholische Bauern im Kampfe für die Unabhängigkeit ihres Landes verbinden, wenn nicht die Freiheit, für die die Schutzbündler 1934 ihr Leben ließen, wie anno 1809 Andreas Hofer und seine „Mander"? Für ein freies und unabhängiges Österreich waren die wiener Arbeiter bereit zu kämpfen, wie man eben für seine bedrohte Heimat kämpft. Nur ein freies Land kann Heimat sein, ohne Freiheit ist die Landschaft der Kindheit fremd und fern — Feindesland.

Und so erlebten wir zwiespältigen Gemüts, erregt und beglückt zugleich, im Floridsdorfer Arbeiterheim die erste freie Aussprache der wiener Betriebsdelegierten über die neue Lage. Noch weiß man nichts von einer Volksabstimmung, aber alle Welt spricht von Freiheit und Gleichberechtigung. In einem Floridsdorfer Metallbetrieb war die Initiative entsprungen. Unterschriften zu sammeln, für ein freies und unabhängiges Österreich. Vierzehn Vertrauensmänner aus den wiener Großbetrieben haben am 3. März mit dem Bundeskanzler über die Zukunft des Landes gesprochen. Heute berichtet der Führer der Delegation über die Unterredung. Dreihundert Vertrauensleute, Männer und Frauen, sitzen in dem bunt dekorierten Saal unterhalb des Tonkinos. Statt des Gekichers der Tanzpaare erfüllt feierliches Schweigen den raucherfüllten Raum. Rotdrapiert ist die Rednerbühne — wie lange hat man das nicht gesehen? „Genossinnen und Genossen" sagt der Vorsitzende — wie lange hat man das nicht gehört? Heute gibt es keine Polizei, erfahren wir bald, denn dies war die erste der Bedingungen, die der Regierung von der Verhandlungskommission vorgelegt wurde: freie Aussprache der verantwortlichen Vertrauensmänner der Arbeiterschaft. Und so kamen sie hier zusammen, fast so vollzählig, wie sie vor vier Jahren auseinandergegangen waren. In dieser Zeit waren sie nur illegal zusammengekommen; in Wäldern und Kellern, heute war es wieder wie früher (fast wie früher): der rot drapierte Tisch, der Vorsitzende mit der Glocke, der Referent und die Diskussion. Es war so feierlich, daß es einem den Atem raubte. Aber die Befangenheit währte nicht lange. Diese Männer wußten, was sie wollten. Die Gefahr, die alle bedrohte, war ihnen gegenwärtig, aber auch die widerspruchsvolle Lage, in der sie sich befanden. Hitler war die Gefahr, Schuschnigg der Widerspruch. Was jener wollte, wußte man, aber was wollte dieser? Die Unabhängigkeit Österreichs verteidigen? Bravo, sagten die Männer aus den Fabriken, wir sind dabei, unter der Voraussetzung, daß das unabhängige Österreich zugleich ein freies Österreich ist. Ein faschistisches Österreich kann nicht unabhängig sein. Und so wurde eifrig und erregt über die Vorbedingungen diskutiert, die zu erfüllen sind, damit die sozialistische und kommunistische Arbeiterschaft ihre Kraft in die Wagschale werfe. In den wiener Großbetrieben gab es bis zu diesem Tag keine Nazizellen, wenn man von den wenigen reichsdeutschen Unternehmungen absieht. Ein Band der Kameradschaft umschlang sozialistische, kommunistische und katholische Arbeiter; sie haben die Jahre nicht ungenutzt verstreichen lassen. Sie waren organisiert, obwohl

sie es nicht sein durften. Und nun waren sie eine geschlossene Macht, vielleicht die entscheidende. Wer Österreich verteidigen wollte, mußte mit ihr rechnen. Wer der braunen Flut einen Damm entgegensetzen wollte, mußte sich hier die Waffen holen zu jeder ernsthaften Abwehr. Das erste war die Forderung nach Gleichberechtigung, nach Rechtssicherheit für die bisher verfolgte Bewegung. „Eigentlich ist diese Versammlung noch illegal" sagte ein Redner bitter, aber er hatte Recht. Die Demokratie war toleriert, aber sie war noch ungesetzlich. Ein Redner sagte prophetisch: „Wer weiß, ob diese Regierung, die heute unter dem Druck der Nazis mit uns verhandelt, in vierzehn Tagen noch imstande sein wird, ihre Versprechungen zu halten." Aber die ganze Kraft dieser Männer galt der Vorbereitung für den morgigen Kampf und nicht dem Ressentiment von gestern. Der Kommission wurden Richtlinien gegeben: die Regierung soll Organisationen und Zeitungen zurückgeben. soll die Freiheit sichern, die erst der Unabhängigkeit einen Inhalt gibt. Unsere Toten sollen nicht umsonst gefallen sein. Freiheit, Genossen! Und nie noch hat eine Versammlung das Lied der Arbeit inbrünstiger angestimmt, das Lied von der hohen Braut, die schon dem Menschen angetraut, eh er noch selbst ward Mensch.

Ein Zipfelchen des Schleiers hatte sich gehoben. Unter der Decke der österreichischen Diktatur pochte das lebendige Herz der Arbeiterbewegung in gleichmäßigerem Rhythmus als früher. Die österreichischen Gewerkschaften waren als faschistische Organisationen gegründet worden, aber plötzlich zeigte sich, daß sie Instrumente der Arbeiterklasse geworden waren. Sie wurden zum Mittelpunkt der Widerstandsbewegung. Als wenige Tage nach jener denkwürdigen Versammlung die Volksabstimmung für ein freies und unabhängiges Österreich verkündet wurde, da zeigte sich die Zauberkraft des Wortes Freiheit, das alle anderen Inhalte der Abstimmungsparole überstrahlte und zum Bindeglied der bis zu diesem Tage noch ungeborenen österreichischen Front wurde.

Hinter der Stefanskirche im Hauptquartier der katholischen Verbände sprechen wir mit der Leiterin der katholischen Frauenorganisationen. Hier redet man im Angesichte der großen Kruzifixe, die jedes Zimmer schmücken, leise. Leichter Geruch von Weihrauch hängt in der Luft. Die alte Dame in schwarzem Kleid spricht freundlich, aber mit großem Nachdruck. „Uns geht es um die Erziehung unserer Kinder. Wir wollen unser Land vor dem Unglück bewahren, das die Katholiken im Reich betroffen hat, die ihre Kinder nicht mehr christlich erziehen dürfen. Wir wollen über die Zukunft unserer Kinder frei bestimmen und keinem Zwang gehorchen." Staunend stellt man fest, wie verschieden der Inhalt der Freiheitslosung sein kann. Ein großes Plakat wird eben druckfertig vorgelegt, das am nächsten Tag auf den Anschlagsäulen kleben wird: Es trägt die Überschrift: „Gebet", der Text: „Herrgott, mach, daß wir als freie Männer in einem freien Lande leben können!" Ein Flugblatt an die „Christlichen Österreicher" erinnert: „Katholische Stifte haben deutsche Kunst und Kultur in dieses Land getragen. Katholische Geschlechter deutsche Städte und deutsche Dörfer aufgebaut. Seit tausend Jah-

ren hat dieses deutsche Volk der Ostmark aus christlichem, aus katholischem Geiste eine Kultur geschaffen, die heute noch als eine der reifsten Früchte deutschen Schaffens von aller Welt bewundert wird." Leise spricht die Dame am Telefon mit einem katholischen Arbeiterführer, den der Besucher zu sprechen gewünscht hatte. Die Zusammenkunft wird für Sonnabend, den 12. März verabredet. Sie konnte nicht mehr stattfinden. Die Armee der Knechtschaft ist inzwischen einmarschiert und hat die zarten Keime der Freiheit mit roher Hand abgerissen.

In diesen Tagen wandelten sich viele Menschen, viele Begriffe veränderten ihren scheinbar festgefügten Sinn! Je näher der würgende Zugriff herankam, je faßbarer die Gefahr, desto rascher verflüchtigten sich Vorurteile und Wertskalen, die das Gefüge der Gesellschaft zu bilden schienen. Angesichts der drohenden Invasion rückten die Menschen zusammen und krampfhaft suchte man Worte für alle, Worte an alle. Starre Fronten schmolzen zusammen und man suchte nach verbindenden Worten. Österreich — wie stehst du dazu? Ach, es war ein leeres, ein oberflächliches, ein falsches, ein heuchlerisches Wort bis zu diesem Tage, das man den zahlreichsten und besten Teil seiner Bürger ausschloß aus dem gemeinsamen Haus. Aber nun, da der Feind vor der Türe steht, um einzubrechen und die Eigentümer in die Gesindestube zu verweisen, da sieht man sich um Hilfe um. Helft und rettet uns! Rettet euch und rettet uns damit! So brach das Gebälk über manchem vaterländischen Herd zusammen, als die Blitze schon zuckten am gewitterschweren Himmel und der Sturm mit mörderischer Kraft über das Land fegte. Da saßen wir um das Radio im Salon eines Industriellen und horchten auf die erregte Stimme des Bundeskanzlers, der in Innsbruck sprach und die Entscheidung heraufbeschwor. Wie wird das ausgehen? Gespannt starrten alle auf den Lautsprecherkasten. Da stand eine weißhaarige Dame auf, sie hatte sich zuvor in der Konversation als Legitimistin deklariert und zog aus dem Täschchen ein rotes Flugblatt, das man in der Stadt verteilt hatte. Es war gezeichnet von der „Sozialen Arbeitsgemeinschaft" der Vaterländischen Front, und forderte die volle und uneingeschränkte Demokratie auch und vor allem für die Arbeiter, die bereit sind, für ein freies und unabhängiges Österreich zu kämpfen. „Die Arbeiter werden Österreich vor dem preußischen Kommißstiefel retten", sagte die zitternde Stimme der Legitimistin, und sie streichelte mit großer Geste das rote Papier, unfähig, ihre Erregung zu meistern. „Wenn es noch Zeit ist", sagte eine Stimme aus der Kaminecke.

In wievielen Salons, in wievielen Stuben wurde angstvoll und hoffnungsvoll die Frage gestellt, die die Schicksalsfrage Österreichs war: ist es noch Zeit, die Fehler der Vergangenheit zu liquidieren? Ist es noch Zeit, die Kraft zu entfesseln, die nötig ist, um das Verhängnis aufzuhalten? Ist es noch Zeit, die Arbeiter mit dem Vaterlande zu versöhnen? Ist es noch Zeit, die Freiheit mit der Unabhängigkeit zu vermählen?

Manche aber zögerten. Sie wollten vor dem Zwang dieses Dilemmas nicht kapitulieren. Sie fürchteten sich vor der Freiheit mehr als vor Hitler. Diese Kapitulanten von morgen hatten ihre Hoffnungen auf den faschistischen

Freund jenseits des Brenners gesetzt. Sie wollten, daß die Volksabstimmung das Werk der Kanonen im Februar 1934 sanktionieren und legalisieren sollte. Sie bremsten, sie verschleppten, sie verdrehten die Verhandlungen, die die österreichische Demokratie sichern sollten. Sie erlagen dem Trommelfeuer der deutschen Sender, sie waren bereit, die keimende österreichische Demokratie zur Zielscheibe der Kanonen des Antikominternpaktes zu machen. Sie wollten ein Plebiszit im Halbdunkel. Aber auch dazu war es zu spät. Die Lawine war im Rollen. Man konnte nur noch zu Hitler desertieren. Die angesetzte Volksabstimmung wurde antifaschistisch, ob man es gewollt hatte oder nicht. Das ließ sich nicht rückgängig machen, so wenig, wie die Millionen Flugblätter, die vom Märzwind aufgewirbelt über die Häuser flatterten, wieder zu friedlichen Fichtenstämmen im Walde rückverwandelt werden konnten. Und auf diesen Flugblättern stand die Verheißung der Freiheit. „Keine Ehre ohne Freiheit", „Deutsch sein, heißt frei sein". Es war ein Durchbruch des Freiheitswillens aus der Tiefe der Volksseele. Vieltausendfach übertönte der Ruf „Freiheit Österreich" das heisere „Heil Hitler" der Nazidemonstranten.

Es war der Märzwind, der vor neunzig Jahren auf den Tag genau durch die gleichen Straßen fegte und das Volk von Wien gegen Metternich, den „Henker Europas" zum Kampf rief. Es konnte nicht ausbleiben, daß der Funke dieses historischen Kurzschlusses über fast ein Jahrhundert das Massenbewußtsein erhellte. Und in der Tat — da mischte sich schon ein Flugblatt der Arbeiterkammer in die Papierberge, die die Straßenbahnschienen zu verstopfen begannen, mit dem so endenden Texte: „Am 13. März 1848 und am 13. März 1938 siegt in Wien die Freiheit — darum ja." Aus der tiefsten Tiefe der Erinnerung taucht die Stube der Großmutter auf, die in der Glasvitrine neben der bronzenen Rokokouhr ein rauchgeschwärztes Eisenstück verwahrte. Es war die Kugel, die dem Großvater galt, als er 1848 auf dem Glacis vom Rennweg als Bürgergardist Wache stand. Sie traf nicht, die gute Kugel, aber der böse Fürst Windischgrätz rückte mit den „Kaiserlichen" dennoch ein und Großvater mußte sich verstecken. Und wieder stehen die Enkel im Kampf um die Freiheit. Arbeiter, Studenten, und Bürger, — werden sie wieder die Wache der Freiheit beziehen wie ihre Großväter? Oder werden sie sich diesmal ohne Kampf verstecken müssen bis ihre Stunde wieder schlägt? Welch eine Verkehrung der Begriffe! In Linz sah ich zur Begrüßung Seyss-Inquarts schwarzrotgoldene Fahnen am Marktplatz hängen. Die Hakenkreuzfahne war damals noch verboten. Großdeutsche waren es, die Hitlers Statthalter mit dem Symbol von 1848 begrüßten, das in Frankfurt über dem ersten deutschen Parlament flatterte. Nach der gewaltsamen Eroberung Österreichs haben Naziredner diese Geschichtslüge auszubauen versucht und Hitler als den Vollstrecker des Erbes von 1848 angepriesen. Wenn die Bewegung für ein freies und unabhängiges Österreich noch zwei Wochen Zeit gehabt hätte sich zu entfalten, dann wäre aus den Traditionen von 1848 und 1918 ein neues Österreich entstanden, das seine Vorbilder nicht in Berlin sondern in Madrid holt, ein Österreich, das für seine Freiheit und Unabhängigkeit

kämpft und seine Kapitulanten als Hoch- und Landesverräter unschädlich macht.

Aber die Freiheitsbewegung hatte kaum zwei Tage, sich zu entfalten. Als am 10. März abends in sämtlichen wiener Arbeiterheimen die Branchenversammlungen der Gewerkschaften zusammentraten, um alle Vertrauensmänner über die Volksabstimmung zu unterrichten, da wußte niemand, daß vierundzwanzig Stunden später die Kapitulation der Staatsgewalt eine vollendete Tatsache sein würde. Zwei Tage war die Freiheitsbewegung erst alt, aber schon war sie so machtvoll, daß sie das Gesicht der Stadt veränderte. Man wartete nicht mehr auf die Bewilligung neuer Abzeichen für die Bekundung der sozialistischen Gesinnung. Man steckte sich rote Nelken an, wie früher am 1. Mai. Man bereitete den ersten legalen Arbeiteraufmarsch vor, der in alter Weise über die Ringstraße gehen sollte, am Vorabend der Volksabstimmung. Man nahm zur Kenntnis, daß die Regierung die gewerkschaftlichen, kulturellen und sportlichen Organisationen den freigewählten Vertrauensmännern der sozialistischen Arbeiterschaft zurückzugeben beabsichtige, wenn auch eine Verständigung in der Frage der unabhängigen Arbeiterpresse noch nicht erzielt war. Das Selbstbewußtsein war gewachsen, ohne in leere Kraftmeierei auszuarten. In einer poetischen Erinnerung vergleicht ein Redner die neue Lage mit der des gefesselten Tell auf dem Herrenschiff von Uri, während der Sturm über den See fegte:

> Da sprach der Vogt zu mir: Tell, wenn du dirs
> getrautest, uns zu helfen aus dem Sturm,
> so möcht ich dich der Bande wohl entledigen.

Tell aber sprang, der Fesseln ledig, auf die Felsplatte, in die Freiheit.

Und die Nazis? Sie brachen sich an der Mauer der Ablehnung dieser antinationalsozialistischen Stadt im deutschen Sprachbereich. Sie blickten über die Grenze, wenn es eine Rettung gab, dann mußte sie von dort kommen. In diesem Lande konnte der Nationalsozialismus nur durch den Willen eines Eroberers eingeführt werden. Mitteleuropa hat nun sein Abessinien. Wenn heute in Paris österreichische Emigranten eintreffen, bedarf es keiner weltanschaulichen Begründung für ihre Emigration; ihre Nationalität wird als ausreichend angesehen. Mit Bombern und Tanks kann niemand Abneigung in Liebe verwandeln. Die soziale Demagogie kann Oberflächenwirkungen erzielen. Aber die wiener Arbeiter, die eine Illegalität hinter sich haben, erleben und erleiden die zweite nicht unvorbereitet. Dem österreichischen Faschismus standen sie isoliert gegenüber, dem Nationalsozialismus aber als Teil einer nationalen Unabhängigkeitsbewegung. Ein Österreich ist untergegangen, ein neues wurde geboren und du kannst sagen, du bist dabei gewesen.

Eine Lehre schließt das Erlebnis dieser Tage ab und erhellt alle Verwirrung: man kann die Unabhängigkeit eines Landes nur verteidigen zugleich mit seiner Freiheit. Dies gilt nicht nur für Österreich.

Walther von der Vogelweide

1170—1230

ÖSTERREICHISCHE LIEDER

I

Wien sprach zu mir:
Walther, wie lieb war ich dir.
Nun leide ich zum Gotterbarmen.
In Würden ward ich frei und groß.
Es lebte jeglicher Genoß
als Artusheld. Weh jetzt den Armen!

Sieh, wie vor Jammer ich vergehe.
Mein Dach verfault, es bröckeln meine Wände.
Ich weiß es, niemand kann mich fürder lieben.
Gold, Silber, Rosse hat man fortgetrieben —
kein Kranz, den man bei mir noch bände,
kein Weib, das man zum Tanz noch fände
zu Wien! Oh wehe!

II

Ja, wenn Herr Walther kröche,
es gält euch lieb und treu
als Weizen statt als Spreu.
Doch singt ihr eins — sing ich schon drei.

Das gleicht sich so wie Arsch und Mond!
Herr Walther singt das, was er will,
der Welt zu Nutz, der Welt zu Spiel:
wie man die tollen Hunde lohnt!

III

Hab ich das nicht fein gemacht,
daß unter eine Krone zwei Deutsche ich gebracht?
Das Reich so zu zerstören
und unsre Macht zu mehren!
Denn beider Opferstock ist unser Silberkasten,
und jeder Pfennig fällt in unsern Schrein.
Drum esset Hühner, trinket Wein,
und laßt die deutschen Gimpel fasten!

IV

Herr über Österreich, ich gehör zu den einfachen Leuten
auf dem Acker — nicht auf die Jagd. Ich will jetzt nicht reiten!

Die wollen mich,
darum bleibe ich!
Auch du begehrst den biederen Mann,
doch weißt du nicht, wie man ihn finden kann.

Trenne mich von ihm, und du tust mir Leide!
Du hattest genug an Wald und Heide!
Unser Ungemach ging dich nichts an!
Wir haben auch deinem Gemach nichts getan!
Heb dich von uns! Es wird sanfter für beide!

V

Mir graust, wenn diese Kächler mich anlachen.
Ihre Zunge trieft vor Honig, vor Galle trieft ihr Herz.

Wahrer Freunde Lachen verdeckt nicht fremden Schmerz,
ist lauter wie das Abendrot, ankündend ein glücklich Erwacl n.

Lacht wie ich! Oder kommt mir nicht nah!
Ach, wenn ich euch lächeln sah,
kam stets noch ein wahres Nein auf zwei gelogene Ja!

Aus dem Mittelhochdeutschen von *JOHANNES WÜSTEN*

DER WEG INS NACHTASYL

Fragment eines Filmszenariums

von

Maxim Gorki

ERSTE EPISODE: LUKA

I

Dorfversammlung. Die Bauern beraten über den Ankauf der Wiesen, die dem Gutsbesitzer gehören. Starke Erregung, heftiger Streit, es sind etwa dreißig Bauern, alles alte Männer oder Greise. Besonders erregt ist einer der Bauern, ein Mann von etwa vierzig Jahren; er ist abgerissen wie ein Bettler; er schüttelt seine Lumpen und zieht eine Bäuerin an der Hand, seine Frau, sie ist nur halb so alt wie er, hübsch, wesentlich besser gekleidet als er.

Man schiebt den Bauern beiseite: das kennt man schon, arm sind sie alle, er beschwert sich offenbar über seine Frau, daß sie schlecht arbeitet; die Frau schämt sich darüber, wie man ihren Mann behandelt, schämt sich seiner Armut; sie reißt ihre Hand aus seinem Griff los und drängt ihn ebenfalls beiseite. Die Bauernversammlung findet auf der Dorfstraße vor dem Haus des Dorfschulzen statt; der Schulze sitzt auf der kleinen Treppe, die zum Hause hinaufführt, blickt belustigt auf den Kampf zwischen dem Mann und der Frau und blinzelt der Frau zu. Der Schulze ist später Luka aus dem „Nachtasyl"; jetzt ist er ein gut aussehender Mann von fünfundvierzig Jahren mit dem Ansatz einer Glatze. Der Erregung und dem Streit der Bauern gegenüber verhält er sich gleichgültig. Die Bauernversammlung wählt eine Abordnung zum Gutsbesitzer, vier Bauern, unter ihnen auch der arme Bauer. Die Abordnung schlägt dem Schulzen vor, zum Gutsbesitzer mitzugehen, aber der lehnt es ab. Sich bekreuzigend, gehen die zur Abordnung bestimmten Bauern fort. Die übrigen zerstreuen sich in die Häuser; der Schulze bleibt auf der Treppe sitzen. Die Frau des armen Bauern geht an ihm vorüber, lächelt ihn an und fragt:

„Soll ich kommen?"

„Komm!"

Über die Dorfstraße kommt ein alter wandernder Bettler, mit einem Stock in der Hand, einem Sack auf dem Rücken und einem Eßnapf am Gürtel; er bleibt vor dem Schulzen stehen und bittet um eine milde Gabe; der Schulze winkt ihm ab.

„Zieh ab, zieh ab; von eurer Sorte ziehen viele herum, Nichtstuer!"

„Paß nur auf! Alle Menschen sind Wanderer auf dieser Erde, keiner sitzt

fest auf seinem Platz!"
Diese Worte bringen den Schulzen in Wut; er kommt die Treppe herunter, weist den Weg hinab in die Ferne und gibt dem Wanderer einen Stoß an die Schulter:
„Mach, daß du fortkommst, marsch!"
Der Wanderer geht ab. Nach einer Weile wendet er sich um, zeigt mit der Hand in den Himmel und schüttelt den Kopf. Der Schulze blickt ihm ärgerlich nach und droht mit dem Finger.

II

Ein Park. Krokettplatz. Es spielen: der Sohn des Gutsbesitzers (ein Kadettenschüler); seine Partnerin: eine Dame, etwa zehn Jahre älter, auffallend gekleidet, mit den betont schönen Gesten einer Schauspielerin. Die andere Partei bilden: ein Backfisch, sehr lebendig und komisch; ein junger Geck, ebenfalls Schauspieler. Der Kadett ist später der Baron in „Nachtasyl". Auf einer Bank sitzt, dem Spiel zuschauend. ein Offizier a. D., ein kranker Mann, der Vater des Kadetten. Ein Dienstmädchen kommt und meldet:
„Die Bauern sind da!"
Der Gutsbesitzer runzelt die Stirn, steht auf; der Kadett faßt ihn unter den Arm und schlägt der Dame vor:
„Kommen Sie, wir wollen uns das ansehen; die Bauern sind immer so komisch!"

III

Die Bauern tragen dem Gutsbesitzer ihre Bitte vor; einer von ihnen hält immerfort den armen Bauern zurück, der etwas sagen will; der reißt sich los, fällt auf die Knie und schreit seinen Kummer heraus; der Kadett findet seine Verzweiflung komisch, er und der Schauspieler lachen; die Dame blickt sie vorwurfsvoll an und hält sie zurück; der Gutsbesitzer sagt:
„Hat euch der Schulze denn nicht gesagt, daß er diese Wiesen mir schon abgekauft hat?"
Die Bauern sind tief betroffen. Einer von ihnen setzt seine Mütze auf und geht fort, die zwei anderen bleiben verwirrt mit gesenktem Kopf stehen, der vierte kniet noch einige Augenblicke, steht dann langsam auf und schwankt. Der Kadett lacht und wirft ihm ein Geldstück vor die Füße; der Bauer sieht es nicht, er blickt wie verloren von einem zum andern.

IV

Die Bauern kehren, über die Lage beratend, ins Dorf zurück.
„Jetzt wird uns der Schulze das Fell über die Ohren ziehen."
Einer der Bauern sagt zu dem armen Bauern:
„Sag doch deiner Frau, sie soll den Schulzen bitten, daß er uns die Wiesen weiterverkauft, er hört auf sie, sie ist bei ihm die Frau im Hause."

Alle drei lachen nervös. Der vierte blickt sie an, beginnt zu verstehen, dann hat er begriffen und geht mit den Fäusten auf die andern Bauern los. Sie bringen ihn zu Fall und gehen fort.

V

Der arme Bauer geht im Selbstgespräch übers Feld, er zählt etwas an den Fingern ab, bleibt stehen, blickt geradeaus; sein Gesicht spiegelt das schwere Drama wider, das sich in ihm abspielt. Jetzt hat er einen Entschluß gefaßt und geht schnell weiter.

VI

Nacht. Der arme Bauer kommt, mit einem Strick in der Hand. Er geht zum Tore des Schulzenhofes, macht den Strick am Torbalken fest, steckt den Kopf in die Schlinge. Das ist ein alter Brauch der Rache, den die Bauern dieser Gegend von dem Stamm der Mordwinen übernommen haben: der Beleidigte erhängt sich am Tor des Beleidigers.

VII

Eine halbe Stunde später. Aus dem Hause kommt der Schulze auf die Treppe heraus, hinter ihm die Frau des Selbstmörders; sie umarmt ihn, küßt ihn; er streichelt ihr zärtlich lächelnd den Kopf, die Wangen, sie läuft schnell die Treppe hinunter, wendet sich nach links, sieht den Erhängten — erschrickt, läuft zu dem Schulzen zurück; er ist die Treppe heruntergekommen, stößt die Frau zur Seite und steht wie angewurzelt, nicht imstande, die Augen von dem Selbstmörder abzuwenden. Im ersten Augenblick kann die Frau ihren Mann nicht erkennen. Dann erkennt sie ihn, schreit auf, weicht zurück, sieht sich angstvoll um und rennt fort. Der Schulze steht weiter wie angewurzelt da, mit hängendem Kopf, die Arme am Leib, in der gleichen Haltung wie der Selbstmörder.

VIII

Morgengrauen. Vor dem Schulzenhaus steht eine Menschenmenge, Bauern, Weiber; sie blicken auf den Erhängten, auf den Schulzen, der steht an der Treppe; die Bauern machen einander mit Blicken auf ihn aufmerksam. Einer von den Bauern der Abordnung sagt:
„Nu, — hast einen Menschen umgebracht?"
Eine Alte droht mit dem Stock.
Der Schulze blickt die Leute mit hängendem Kopf von unten an, sie rücken immer näher gegen ihn vor; es sieht aus, als würden sie gleich losschlagen und ihn verprügeln.

IX

Eine zweispännige Kutsche biegt in die Dorfstraße; in der Kutsche sitzen der Kadett und die Dame. Sie haben sich erhoben, betrachten den Erhängten und die Menge; der Kadett blickt suchend, als warte er, wem man hier applaudieren müsse. Bauernweiber führen die Frau des Selbstmörders untergefaßt herbei; sie windet sich unter ihren Griffen und fürchtet sich, die Leiche anzusehen. Einer von den Bauern erzählt dem Kadetten, was vorgefallen ist. Der Kadett sagt zu seiner Dame:
„Denken Sie bloß, ein richtiges Drama!"
Die Dame betrachtet aufmerksam aber mit innerem Widerwillen die Frau des Selbstmörders und sagt dann:
„Aber wissen Sie, auf der Bühne, im Theater wären die Bewegungen und die Gesten dieser Frau völlig unnatürlich, ja sogar unanständig."
„Gewiß doch. Überhaupt, diese Leute eignen sich höchstens zu unanständigen Tragikomödien. Kutscher, wir fahren weiter!"
Sie fahren fort.

XI

Das Erscheinen der Kutsche hat die Leute abgelenkt und etwas beruhigt. Eine von den Frauen bietet dem Schulzen eine Schöpfkelle mit Wasser an; er schiebt ihre Hand beiseite und blickt streng auf die Frau des Selbstmörders; diese steht etwas abseits zwischen den Weibern, die auf sie einschimpfen. Der Schulze geht einige Schritte vorwärts, sagt zu den Bauern:
„Ich tret euch die Wiesen ab. Ich sehe jetzt — der Teufel hat mich geritten."
Er geht langsam ins Haus; die Bauern sind fröhlich erregt, einer von ihnen zeigt auf den Selbstmörder:
„Da hat er sich also doch nicht umsonst umgebracht."

XII

Abend. Am Tor des Schulzenhauses liegt mit Binsenmatten zugedeckt die Leiche. Vor der Treppe Bauern — Männer, Weiber, Kinder. Auf den Stufen ein Polizeibeamter, der Gendarmerieinspektor; hinter ihm auf dem Treppenabsatz ein Tisch, am Tisch sitzt ein Schreiber und nimmt das Protokoll des Verhörs auf. Der Schulze steht vor dem Polizeibeamten und sagt, auf die Frau des Selbstmörders zeigend:
„Ich hab sie mit Gewalt gezwungen, mit mir zu schlafen, sie ist unschuldig ..."
Der Polizeiinspektor gibt Befehl, ihn zu verhaften; die Bauern packen den Schulzen an den Armen und führen ihn ab. Der Polizeibeamte droht der Frau mit dem Finger und schreit sie an; sie steht da und blickt dem Verhafteten aus den Augenwinkeln nach; der Ausdruck ihres Gesichts ist stumpf, aber aus den Augen rollen Tränen.

XIII

Nacht. Das Arrestlokal, halb von Bäumen verdeckt. In der Mauer ein kleines quadratisches Fenster; es ist von außen mit zwei dünnen gekreuzten Eisenstäben vergittert. An der Tür sitzt schlafend der wachthabende Bauer mit einem Knüppel auf den Knien. Im Fenster erscheint eine Hand, sie versucht die Festigkeit der Eisenstäbe, biegt sie auseinander — der Kopf des Schulzen zeigt sich. Unter den Bäumen sieht man eine Frau mit einem Stein in der Hand. Sie zeigt dem Schulzen den Stein und weist mit der anderen Hand auf den Wächter. Der Schulze macht eine abwehrende Handbewegung; sein Gesicht verschwindet, er bricht den Fensterrahmen aus.

XIV

Unter den Bäumen. Der Schulze und die Frau des Selbstmörders. Sie faßt ihn an der Hand, an den Schultern, und sagt:
„Laß mich nicht allein hier zurück! Denk doch, was soll aus mir werden?"
„Und was soll aus mir werden?"
Er verschwindet zwischen den Bäumen. Die Frau blickt ihm nach, sieht sich um, geht unschlüssig fort.

XV

Eine in weiter Ferne sich verlierende Landstraße. Öde Felder. Auf der Straße geht ein Wanderer mit dem Sack auf dem Rücken, dem Stab in der Hand, dem blechernen Teekessel und Eßnapf am Gürtel. Er ist genau so gekleidet wie der wandernde Bettler auf dem ersten Bild, aber es ist der Schulze, Luka.

ZWEITE EPISODE: SATIN

I

Ein kleines Zimmer, das Fenster führt in den Garten; eine Bettstatt, ein Bücherbrett, unter ihm ein Tisch, auf ihm ebenfalls Bücher, eine Lampe, an den Wänden Reproduktionen von Bildern. Abend. Am Fenster sitzt der Telegrafist Satin, 23 bis 25 Jahre alt; er liest mit gespannter Aufmerksamkeit in einem Buch; er trägt eine weiße Hausjacke. Er hebt den Kopf; das Gesicht ist erregt, es ist das Gesicht eines Träumers. Er sagt, wie ein Mensch, der die Wahrheit gefunden hat, mit begeistertem Lächeln vor sich hin:
„Ja, der Mensch ist alles, alles ist für den Menschen da."
Es klopft.

II

Herein kommt die Hausfrau, eine ärmlich, aber anständig gekleidete Frau mit müdem, traurigem Gesichtsausdruck. Satin steht auf, schiebt ihr höflich einen Stuhl hin, aber sie winkt ab, sie will sich nicht setzen und sagt:

„Ich muß sie noch einmal darauf aufmerksam machen: morgen wird mein Haus und mein ganzer Besitz versteigert, und ich werde mit der Tochter auf die Straße geworfen."
Sie geht hinaus. Satin reibt sich nachdenklich und als sei er eben aufgewacht, die Wange, die Augen, und blickt dann in den Garten hinaus.

III

Auf dem Gartenweg geht nervös ein Mädchen auf und ab; es geht auf Krükken und hinkt; es ist siebzehn bis achtzehn Jahre alt. Es lehnt sich an einen Baum, umfaßt ihn, und weint vor sich hin.

IV

Satin geht im Zimmer auf und ab; er ist erregt, er will rauchen, aber die Streichholzschachtel ist leer. Er wirft sie ärgerlich zu Boden, setzt die Mütze auf und geht fort.

VI

Satin sitzt nachdenklich auf einer Bank in der Allee des Stadtparks, in den Fingern der linken Hand hält er die nicht angezündete Zigarette. Vorbei gehen: der Kadett „Baron", an seinem Arm die Dame; der Kadett raucht. Satin lüftet die Mütze und bittet um Feuer; der Kadett blickt ihn verächtlich an und wirft ihm die Zigarette vor die Füße. Satin ist empört, wütend tritt er den rauchenden Stummel aus, wirft seine Zigarette fort, ballt die Fäuste, geht ein paar Schritte hinter dem Kadetten her, macht aber halt, zuckt die Achseln. Dann setzt er sich wieder hin, nimmt Geldscheine aus der Tasche und zählt.

VII

Ein Spielklub. Satin spielt. Am gleichen Tisch mit ihm sitzen: der geckenhafte Schauspieler, ein angetrunkener dicker Herr und ein spitzbübisch aussehender Kleinbürger von ungefähr vierzig Jahren — der Kostyljew aus dem „Nachtasyl" muß ihm ähnlich sehen. Der dicke Herr spielt sich auf, entzündet eine große Banknote an der Kerze und steckt sich damit die Zigarette an. Satin sieht das, sein Gesicht wird böse, das hinkende, im Garten weinende Mädchen taucht in seinen Gedanken auf (das Bild hier wiederholen). Er blickt seinen Partner mit haßerfüllten Augen an. Er hat viel gewonnen, ein Haufen Banknoten liegt vor ihm. Der Kostyljew ähnlich sehende Mann hat unbemerkt mit dem Ellbogen Satins Geld zu sich auf die Knie geschoben und setzt es jetzt als sein eigenes Geld.

VIII

Das Spiel ist hitzig; alle Spieler, mit Ausnahme des Dicken, sind erregt. Der Schauspieler verliert, der Spitzbübische ebenfalls. Eine reichlich zweifelhafte

aussehende Dame tritt zu dem Dicken, sie raucht, blinzelt schläfrig, legt ihm die Hand auf die Schulter, macht aber Augen zu Satin hinüber; der sieht sie böse an. Alle trinken. Ein kahler Diener mit häßlichem Gesicht reicht Wein herum.

IX

Satin verliert. Er setzt seine Uhr. Der dicke Herr lacht. Der Spitzbübische sieht die Uhr an und gibt Satin zehn Rubel. Satin setzt und verliert. Er steht auf, sehr langsam. Der Schauspieler, der dicke Mann, die Dame lachen.

X

Satin auf der Straße. Er ist stark betrunken. Es dämmert. Der Spitzbübische holt Satin ein und sagt:
„Ich habe auch verspielt."
Er geht neben Satin her, blickt sich vorsichtig um, redet auf Satin ein:
„Man kann das Verlorene zurückbekommen."
„Wie?"
Eine Droschke überholt sie, im Wagen der dicke Herr und die Dame. Der Kutscher fährt langsam, der dicke Herr schwankt und döst, die Dame stützt ihn. Satins Begleiter geht schneller und zieht Satin hinter sich her.

XI

Die Droschke macht vor der Tür eines großen Hauses halt; der dicke Herr klettert schwerfällig aus dem Wagen; die Dame, ebenfalls betrunken, winkt ihm mit der Hand nach, gibt dem Kutscher einen Stoß in den Rücken, er fährt schnell fort und sie verschwinden um die Ecke. Der Betrunkene versucht schwankend, auf den Klingelknopf zu drücken, kann ihn aber nicht finden. Satins Begleiter springt mit einem Anlauf auf ihn zu, wirft ihn auf die Erde, setzt sich dem Dicken rittlings auf den Bauch, fingert geschickt in seinen Taschen herum, springt auf, stopft Satin eine Handvoll Banknoten in die Hände:
„Verlust und Gewinn!"
Er entflieht. Satin betrachtet das Geld und läuft dann ebenfalls fort, in der anderen Richtung. Der Betrunkene hat sich aufgesetzt, blickt ihm nach und öffnet langsam den Mund — er schreit mit geschlossenen Augen; er sieht sehr komisch aus.

XIII

Morgen. Satin ist zu Hause, geht im Zimmer auf und ab, lauscht. Auf dem Tisch ein Haufen Geld, Satin blickt ihn immer wieder verstohlen an. Die Hausfrau kommt herein. Satin zeigt auf das Geld:
„Ich hab etwas Geld für Sie besorgt, wollen Sie es nicht nehmen?"

„Das ist sehr großherzig, aber Sie sind doch selbst ein armer Mensch ..."
Sie ist beinahe zu Tränen gerührt, blickt ihn dankbar an, wendet sich zur Tür und ruft:
„Lisa!"
Das hinkende Mädchen kommt herein, die Mutter erklärt ihr, um was es sich handelt. Satin steht halb abgewandt: das Mädchen geht auf ihn zu:
„Woher haben Sie das Geld? Ist das Ihr eigenes, ist das ehrlich verdientes Geld?"
Satin antwortet nicht gleich, er zuckt die Achseln:
„Ja, ehrlich verdient, ich habe mit meiner Ehre dafür gezahlt ..."
„Das ist doppelsinnig ... Mama auf einen Augenblick!"
Sie zieht die Mutter hinaus. Satin nimmt das Geld, reißt es in kleine Stücke, wirft sie auf die Erde, trampelt sie durcheinander. In diesem Augenblick kommt ein Polizeibeamter herein, hinter ihm der dicke Herr, seine Dame, noch ein Polizist; das Zimmer füllt sich mit Menschen. Man faßt Satin am Arm. Er leistet keinen Widerstand und folgt willig.

XIV

Nacht. Gefängniszelle. Auf den Pritschen fünf Verhaftete; sie spielen bei dem Licht von zwei Kerzenstummeln Karten. Ein gut aussehender Häftling mit wallendem Vollbart und aufgewirbelten Schnurrbartenden unterrichtet seine Genossen im Falschspielen. Unter seinen Schülern befindet sich Satin.

XV

Gefängniszelle. Alle schlafen. Satin sitzt auf der Pritsche, die Hände um die Knie geschlungen, er schaukelt hin und her. Dann steht er auf, tritt an die Wand und ritzt mit einem Glasscherben Zeichen ein. Unter seinen Händen entsteht an der Wand die Inschrift:
„Der Mensch ist alles, alles ist für den Menschen da."
Er betrachtet die Inschrift und lacht.

DRITTE EPISODE: BARON, NASTJA.

I

Wohltätigkeitsbasar zugunsten der Armen in der Provinzstadt. Ein Säulensaal mit Galerien; Verkaufsstände, Damen bieten Champagner, Obst, Blumen feil. Auf der Bühne trägt die Dame, mit welcher der Baron Krokett gespielt hat, keuchend und mit den übertriebenen Gesten völliger Talentlosigkeit Gedichte vor. An einem der Stände verkauft eine dicke, luxuriös und geschmacklos angezogene Dame Champagner; hinter ihr das nette Dienstmädchen — es ist die Nastja aus dem „Nachtasyl" — sie räumt die leeren Flaschen weg, spült die Gläser.

II

In den Saal kommt der Baron; er kauft an den Ständen verschiedene Gegenstände, er ist schon ganz mit Einkäufen behangen, an den Knöpfen seiner Weste, an den Frackaufschlägen baumelt Kinderspielzeug: Puppen, Pferdchen Pierrots; am Schlips hat er einen Handspiegel befestigt; in der einen Hand hält er ein Bilboquetspiel, mit der anderen verteilt er seine Einkäufe an die Damen. Er macht das komisch und führt sich überhaupt kindisch auf, aber auf freundliche Art und unterhält die Leute. Der Dame, die Gedichte vorgetragen hat, bietet er den Handspiegel an und sagt dabei:
„Für Sie, in der sich die Seelen der Frauen der ganzen Welt widerspiegeln!"
Sie fragt:
„Hast du Geld bekommen?"
„Ja, aber es ist schon wieder weggeflattert, wie Vögel."
Sie schiebt ihn mit einer leichten Handbewegung beiseite und geht fort.

III

Vor dem Verkaufsstand der dicken Dame zwei Männer: Baron und ein Ulanen-Offizier; dieser ist wie aus dem Bilderbogen geschnitten, in Lackstiefeln und mit Schleppsäbel; ein Geck, der genau weiß, daß er hübsch ist. Nastja ist von seiner Erscheinung so geblendet, daß ihr ein Glas aus der Hand fällt; es zerbricht. Die dicke Dame schimpft sie aus. Baron scherzt mit der Dame, trinkt mit ihr Champagner; Baron ist angeheitert, komisch, ist sich aber des Komischen noch bewußt und spielt sogar damit.

IV

Tanz. Auf der Galerie spielt ein Militärorchester. Durch die Tanzenden hindurch, die Paare störend, geht der Baron, er verteilt mit Verbeugungen Spielzeug an die Damen. Seine Dame tanzt mit dem Ulanen Mazurka. Hinter einer Säule hervor sieht Nastja verloren zu, wie der Ulan tanzt. Der dicke Herr, den wir schon aus der Episode mit Satin kennen, im Gehrock, beobachtet Nastja. Er leckt sich den Schnurrbart, zwirbelt ihn auf, tritt auf Nastja zu, redet mit ihr, sie antwortet, ohne den Ulanen aus den Augen zu lassen.

V

Der Tanz geht zu Ende. Der Ulan geht mit der Dame. Baron gibt dem Ulanen ein Spielzeugpferdchen:
„Da hast du ein goldenes Pferd, das kannst du gebrauchen. Auf ihm wirst du in der Liebe das Rennen machen!"
Die Dame wirft ihm einen wütenden Blick zu:
„Soll das ein Witz sein?"
Baron verneigt sich, er schwankt leicht.

VI

Nastja hört die Worte Barons, sie seufzt. Der Herr im Gehrock lacht und flüstert ihr etwas zu. Die dicke Dame entdeckt Nastja und fährt sie wütend an; Nastja achtet nicht gleich auf sie, sie ist wie im Traum. Der dicke Herr geht fort.

VII

Aus einer Tür mit der Aufschrift „Dienstbotenvermittlung" kommt Nastja. Sie ist schlecht gekleidet und sehr mager. Auf der Straße vor dem Vermittlungsbüro singt ein alter Straßenmusikant zur Gitarre, Nastja ist stehengeblieben und hört zu. Baron kommt, nachlässig gekleidet, er bleibt ebenfalls stehen. Er nimmt dem Alten die Gitarre aus der Hand, versucht zu spielen, bringt es nicht fertig, lacht. Nastja ist fortgegangen. Baron schlägt dem Alten vor, ihm das Instrument zu verkaufen; der weigert sich. Baron zieht Geld aus den Taschen, steckt es dem Alten in die Hand; schließlich gibt der verwunderte Alte ihm die Gitarre, geht schnell fort, wobei er sich mehrmals umblickt. Baron geht in der entgegengesetzten Richtung, er probiert die Saiten, er stößt mit dem Hals der Gitarre den dicken Herrn an, der ärgerlich aufschreit. Baron blickt ihn an, lächelt, geht weiter.

VIII

Auf einer Bank auf dem Boulevard sitzt der Baron, er versucht, auf der Gitarre zu spielen. Er droht ihr mit dem Finger. Spielt von neuem. Hört auf. Sitzt nachdenklich da. Plötzlich hebt er die Gitarre, haut sie gegen einen Baum, so daß sie in Splitter geht, wirft das Griffbrett fort, steckt die Hände in die Taschen und geht, vor sich hinpfeifend, ab.

IX

Gefängnistor. Seitlich davon, an einen Laternenpfahl gelehnt, steht der spitzbübisch aussehende kleine Mann, der den betrunkenen Dicken ausgeraubt hat. Das Tor öffnet sich; heraus kommt mit einem kleinen Bündel am Arm ein hübsches Mädchen — die spätere Wassilissa aus dem „Nachtasyl". Sie sieht sich ängstlich um und geht schnell fort. Der Spitzbübische geht ihr nach.

X

Nastja sitzt mit einem Buch in der Hand auf einer Bank in der Allee des Stadtparks; ihre Augen sind geschlossen: in Gedanken sieht sie den Ulanen, wie er Mazurka tanzt. Fünf Häftlinge in Begleitung eines Gefangenen-

wärters kommen die Allee entlang. Als letzter geht Satin, er macht dem auf der Bank sitzenden Mädchen eine lange Nase, lacht, sagt ein paar Worte zu dem Wärter.

XI

Der dicke Herr setzt sich auf die Bank neben Nastja. Er zieht ein Etui hervor und zündet sich eine Zigarre an. Nastja blickt ihn gleichgültig an, sie hat ihn nicht erkannt. Er lüftet den Hut und spricht sie an.

XII

Satin sitzt am Rande des Parkwegs auf der Erde, er zerschlägt mit dem Hammer Steine zur Ausbesserung des Weges. Nastja und der dicke Herr gehen an ihm vorbei; der dicke Herr schwingt sein Stöckchen und stößt Satin beinahe an; der hebt wütend den Kopf, läßt ihn aber gleich wieder sinken und blickt dann dem dicken Herrn verstohlen nach.

XIII

Eine Straße. Eine kleine Kirche. Aus ihrer Vorhalle kommen der Spitzbübische (Kostyljew) und das Mädchen (Wassilissa) heraus, sie sind eben getraut; hinter ihnen Wassilissas Schwester Natascha — sieben bis neun Jahre — Polizeimeister Medwedjew, der junge Kürschner Bubnow, dick mit blödem Gesicht. Wassilissa sieht aus wie zum Unglück verurteilt.
Baron kommt, in Gedanken vertieft, vorbeigeritten, er hält gerade auf die aus der Kirche kommenden Leute zu, wendet schnell zur Seite, gibt dem Pferd die Sporen, reitet im Trab weiter.

XIV

In einem Ausflugslokal vor der Stadt sitzt an einem Tischchen der Baron; er zerreißt eine Zeitung und macht aus den Papierfetzen kleine Gänse, Körbchen, Kähne. Ihm gegenüber an einem andern Tisch sitzt der dicke Herr, trinkt Wein und beobachtet den Baron. Baron bemerkt es, lächelt und schlägt ihm vor:
„Hören Sie, kaufen Sie mir ein Pferd ab."
„Ich kaufe nur Frauen."
Baron lacht, steht auf, geht zu dem Dicken, setzt sich neben ihn.

XV

In einer Droschke fahren, nebeneinandersitzend, Baron und sein neuer Bekannter; sie sind beide betrunken und singen. Der Kutscher schüttelt den Kopf und lacht ... (Hier bricht das Manuskript ab.)

Aus dem Russischen von *Alfred Kurella*

CARL VON OSSIETZKY

Wenn diese Zeilen in die Hände der Leser kommen, sind zwei Monate verstrichen seit dem Mord an Carl von Ossietzky. Die Blätter der Zeitungen, die Nummern der Zeitschriften, die unserem großen Toten Nachrufe gewidmet haben, sind verloren oder verlegt. Aber sein Gedächtnis soll nicht verloren, nicht verlegt werden.

Die schwersten Jahre der Emigration liegen nicht hinter uns — sie liegen vor uns. Die Zeit ist grausam. Sie wird uns noch manches Opfer entreißen. Nicht nur mit Kugel und Beil — auch mit den Rädern der Zermürbung, mit den Fangstricken der Demagogie.

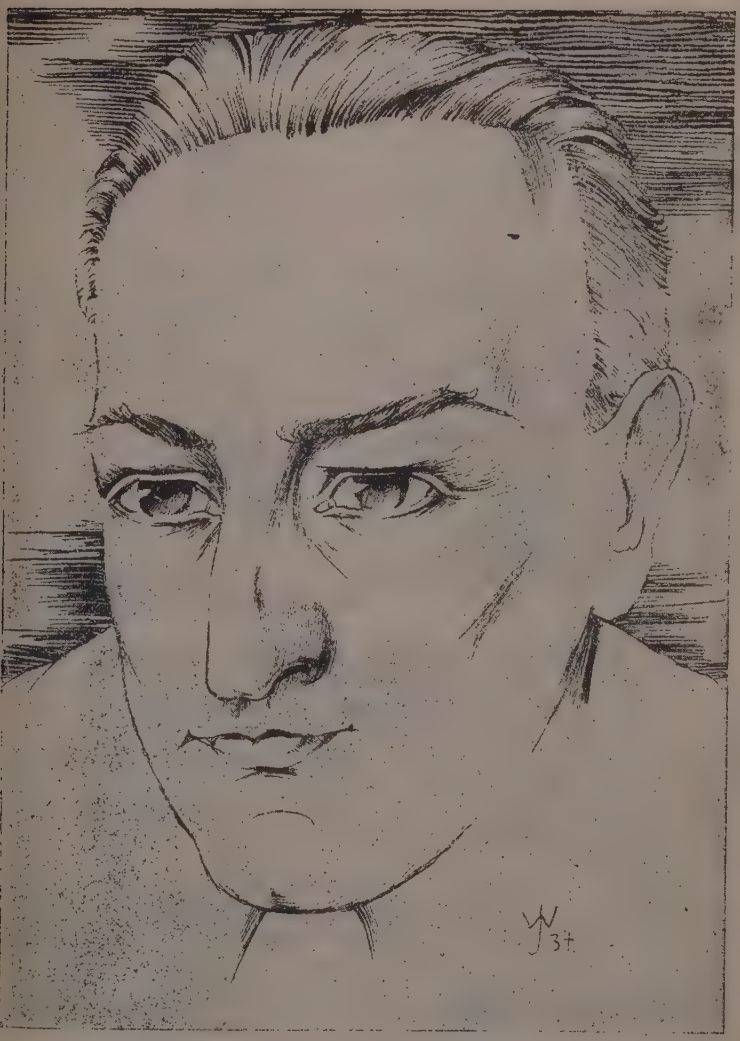
In solchen Zeiten brauchen wir nicht nur Klarheit, wir brauchen auch Charakter. Und das ist es, was wir von Ossietzky vor allem lernen können.

In zwei Büchern, die hier besprochen wurden, hat man eine mehr oder weniger einseitige Auswahl aus dem Werk Ossietzkys getroffen. In den Nachrufen hat man vor allem der letzten Jahre seiner Tätigkeit als Redakteur der Weltbühne gedacht. Aber man tut Ossietzky unrecht, wenn man ihn auswählt, wenn man das letzte Kapitel von dem ganzen Buch seines Lebens isoliert. Was wir bejahen, was uns als Lehre und Ansporn dienen soll, ist *das ganze Leben Ossietzkys*, ist sein Weg, sein Gesetz.

Carl von Ossietzky war Idealist, Patriot, Pazifist im besten tiefsten Sinn dieser Worte. Verbunden mit den edelsten fortschrittlichen Traditionen Deutschlands hat er seine Ideale, sein Bild von Vaterland und Frieden immer von neuem mit der Wirklichkeit konfrontiert. Die Wirklichkeit ging ihm über ihr Gedankenabbild. So hat er seine Vorstellungen einer ständigen Korrektur unterzogen und den Weg zurückgelegt, der ihn, den einstigen offiziellen Pazifisten und Bewunderer Stresemanns, zum Eintreten für die Präsidentschaftskandidatur Ernst Thälmanns und zu seinem Bekenntnis vom 17. Februar 1933 geführt und zu dem gemacht hat, als was er heute vor uns steht: zum Vorläufer und Symbol der deutschen Volksfront.

Dieser Weg spiegelt ein Gesetz wider. Ihm diente sein ewig suchender Geist. Er scheute sich nie, auszusprechen, was er als richtig erkannt hatte. Aber er scheute sich ebensowenig, einen Fehler einzusehen und seine Erkenntnis weiter zu vertiefen. Er war alles andere als ein Dogmatiker oder Sektierer. Er hat gezeigt, daß nicht *der* konsequent und treu ist, der mechanisch an einer ersten Auffassung festhält, sondern der in Verbindung mit den fortschrittlichen Kräften des Volkes mit seiner Zeit geht.

Zu dieser Art von Konsequenz und Treue gehört ein starker, unbeugsamer Charakter. Ossietzky hat ihn bewiesen.


W
37

AN MEINE SOWJETLESER

von

Lion Feuchtwanger

Ich will die russische Gesamtausgabe meiner Werke nicht erscheinen lassen, ohne meinen Sowjet-Lesern zu sagen, wieviel ich ihnen zu verdanken habe.

Das Verhältnis zwischen Buch und Autor wird ein anderes in dem Augenblick, in welchem der Dichter sein Werk als endgültig abgeschlossen ansieht. Wenngleich der wirkliche Dichter nach einem inneren Gesetz arbeitet, das er nicht verletzen kann, so steht es doch, so lange er arbeitet, in seiner Macht, an Menschen und Geschehnissen seines Werkes herumzuexperimentieren, herumzumodellieren, er ist der Schöpfer, und sie sind werdende Geschöpfe, sie sind Ton, den er nach Belieben kneten kann, nach Haß und Laune und Liebe. Sowie er aber sein Werk vollendet hat und in die Welt entläßt, sind diese Menschen und Geschehnisse seiner Macht entzogen, sie leben selbständig weiter, sie wirken fort, ihr Bild verbindet sich in den Seelen von Hunderttausenden mit andern Bildern, formt sich um, zeugt neues Leben, neue Geschöpfe und Begebenheiten. Den Autor selber sehen seine Menschen und Dinge, wenn er ihnen später begegnet, häufig fremd an, sie sind anders geworden, genau so, wie er selber sich mit den Jahren verwandelt hat.

Diese Selbständigkeit der vom Autor geschaffenen Welt, diese Unabhängigkeit des Geschaffenen vom Schöpfer erkannte ich am deutlichsten und am bewegendsten bei der Begegnung mit Sowjet-Lesern. Ich mußte erleben, oder richtiger, ich durfte erleben, daß sich meine Geschöpfe im Gehirn meiner Sowjet-Leser völlig verändert hatten. Dies zwang mich, meine eigenen Geschöpfe mit neuen Augen zu betrachten, so etwa, wie man ein Kind, das man lange nicht gesehen hat, mit neuen Augen anschaut. Ich erkannte so meine früheren Geschöpfe neu, und ich erkannte mich selber neu bei dieser Begegnung.

Im Leben der Bourgeoisie ist die Literatur nichts weiter als sehr gehobener Zeitvertreib, sie ist Luxus, sie hat keine lebenswichtige Funktion. Man liebt sie, man hat sie gern, man würde nicht gern auf sie verzichten, aber man liebt Bücher und kauft sich Bücher, wie man sich einen Hund hält oder eine Katze. Vor dem Krieg pflegte sich der Bourgeois, sowie er ein bißchen zu Gelde gekommen war, in seiner Wohnung eine „gute Stube" einzurichten, auch Salon genannt. Diese gute Stube diente nicht dem Gebrauch, sie war zur Repräsentation bestimmt, in ihr empfing man Besuche, man wohnte nicht in ihr. Eine ähnliche Rolle spielt die Literatur im Gefüge des kapitalistischen

Lebens. Künste und Wissenschaften sind im Hause der Bourgeoisie die gute Stube.

Im Leben der Sowjetbürger ist die Literatur ein Gebrauchsgegenstand. Der Schriftsteller gilt dem Sowjet-Leser als der Sachverständige für Seelisches, und er benötigt ihn wie den Arzt oder den Sporttrainer. Für den Leser der kapitalistischen Welt sind die Menschen der Bücher Spielpuppen für müßige Stunden, Schachfiguren: für den Sowjet-Leser sind sie reale Wesen. Sie werden nicht allein nach ihrer „Schönheit" bewertet und nach ihrer Gefälligkeit, sondern nach ihrer Wirklichkeit. Wenn die Menschen eines Buches mit dem Sowjet-Leser zusammenstoßen, müssen sie sich bewähren, müssen sie zeigen, ob sie leben, ob sie Realität sind.

Dies war eine der wichtigsten Erkenntnisse, welche die Begegnung mit Sowjet-Lesern mir verschaffte. Als ich ihren oft recht unbarmherzigen Fragen über meine Bücher und meine Menschen standhalten mußte, erkannte ich, wie brüchig manche meiner eigenen Gestalten waren und wie launisch und willkürlich manche Schicksale, die ich hatte abrollen lassen. Ich erkannte aber auch die Ursachen dieser Brüchigkeit, ich erkannte die Fehlerquellen. Es gelang mir, den Weg, den ich zurückgelegt hatte, deutlicher zu übersehen, und ich erkannte die Gesetzmäßigkeit in der Entwicklung meiner Schriftstellerei. Heute weiß ich mit Sicherheit, daß zwei große Geschehnisse meine literarische Entwicklung bestimmt haben: das Erlebnis des imperialistischen Krieges und das Erlebnis der sozialistischen Gesellschaft in der Sowjet-Union. Diese beiden Erlebnisse haben mir dazu verholfen, mich zu befreien von gewissen Vorurteilen der Klasse, inmitten deren ich geboren war und den größten Teil meines Lebens verbrachte.

Überschaue ich heute mein Werk, so erkenne ich dankbar, daß mein Schicksal mich rechtzeitig gelehrt hat, mich von einem gefährlichen Ästhetizismus abzukehren und Form und Inhalt ins rechte Verhältnis zu setzen. Dankbar erkenne ich, daß die Linie meines dramatischen sowohl wie meines epischen Werkes sinnvoll ansteigt, und welchen Anteil an dieser sinnvollen Entwicklung das Bestehen einer sozialistischen Gesellschaft trägt.

Gesehen unter solchen Gesichtspunkten, gliedern sich mühelos die Romane, die ich geschrieben, nach der Entwicklung der Grundideen ihres Autors. Es sind da drei Bücher, welche versuchen, die Auseinandersetzung eines Individuums mit der Gesellschaft seiner Zeit zu gestalten, die private Auflehnung eines höchst persönlichen Wesens gegen eine immer sinnloser werdende Gesellschaftsordnung. Es sind dies die Romane „Jud Süß", „Die häßliche Herzogin", „Der falsche Nero". Es ist da ferner die Trilogie „Josephus", von welcher die beiden Bände „Der Jüdische Krieg" und „Die Söhne" geschrieben sind, und welche die Auseinandersetzung zu gestalten sucht zwischen Nationalismus und Internationalismus. Es geht darum, zu zeigen, daß ein Mensch gleichzeitig national und kosmopolitisch sein kann, und auch *für die Lösung dieses Problems hat mir die Lösung des Nationalitätenproblems* in der Sowjetunion wichtige Fingerzeige gegeben. Es ist da schließlich die Tetralogie „Wir Deutsche aus dem zwanzigsten Jahrhundert", von der

die beiden Romane „Erfolg" und „Die Geschwister Oppenheim" geschrieben sind, und an deren drittem Roman „Exil" ich arbeite: Die Zuversicht, daß ich den abschließenden vierten Roman „Rückkehr" werde schreiben können, gibt mir die kraftvolle Existenz der Sowjet-Union.

Es bleibt mir noch übrig, ein weniges über meine Technik zu sagen. Die Technik des historischen Romans, wie ich sie ausgebildet habe, ist viel diskutiert worden, häufig nachgeahmt, selten verstanden. Es ist hier nicht der Ort, auseinanderzusetzen, warum gerade ich nach der Art, wie ich Menschen und Geschehnisse apperzipiere, zuweilen genötigt bin, zeitgenössische Inhalte in der Form historischer Erzählung zu gestalten, gerade weil ich sie möglichst getreu wiedergeben will. Nur soviel: dies Verfahren ist individuell, und es ist an den Autor gebunden. Es muß also falsche Ergebnisse zeitigen, wenn es mechanisch nachgeahmt wird, und es läßt sich keine allgemein gültige Technik daraus ableiten. Ohne weiteres aber gebe ich zu, daß vor allem die beiden ersten historischen Romane, die ich schrieb, das Spielerische, zu welchem die Methode verlockt, nicht ganz vermeiden, daß sie sich also manchmal ins Ästhetizistische verirren, ins Geschmäcklerische, daß sie Spuren dessen aufweisen, was man in der Sowjet-Union Formalismus nennt. (Lassen Sie mich bei diesem Anlaß erwähnen, daß man für mein Gefühl in der Sowjet-Union manchmal mit diesem Formalismus ein gefährliches Spiel treibt, und mit dieser Übertreibung bedenklich in die autonome Sphäre des Künstlers eingreift.)

Ich glaube, daß ich heute den Verlockungen des Formalismus einen erheblich kräftigeren Widerstand entgegensetzen kann als früher. Ich glaube nämlich, einen Prüfstein gefunden zu haben dafür, wieweit ein Werk oder ein Teil eines Werkes artistisch ist und wieweit nicht. Zu allen Zeiten ließen die Nur-Ästheten ein Werk nur dann gelten, wenn es den Beifall der Kenner hatte. Die Reaktion auf dieses einseitige Urteil war natürlich, daß andere ein Werk nur dann gelten lassen wollten, wenn es das Volk, die Massen, mitriß. Ich glaube, daß ein Werk, welches Anspruch erhebt, ein wahres Kunstwerk zu sein, sowohl dem Urteil der Kenner wie dem Urteil der Massen muß standhalten können. Was die Massen, doch nicht den Kenner befriedigt, ist aus zu billigem Material gemacht und somit ohne Dauer; was nur den Kenne bewegt, doch nicht die Massen, wirkt lediglich durch seine Form und nicht durch den Inhalt und ist somit gleichfalls ohne Dauer. Gültigen Anspruch auf dauernden Wert hat also nur, was die Massen bewegt und den Kenner. Die Festigung auch dieser Erkenntnis habe ich der Begegnung mit Sowjet-Lesern zu danken.

Unter den Gesamtausgaben meiner Bücher dürfte die hier vorliegende russische die am vernünftigsten gegliederte sein. Ich hoffe, daß die Begegnung mit ihr meinen Sowjetlesern soviel Nutzen und Genuß bringt, wie mir die Begegnung mit ihnen, und daß sie auf diese Art dazu beiträgt, die gute neue Welt, welche diese Sowjet-Leser aufrichten halfen, zu sichern und zu verbessern.

DIE UNVOLLENDETE DEUTSCHE REVOLUTION VON 1848

von

Kurt Kersten

reihundert Jahre mußten vergehen, bis sich zum ersten Male wieder fast
as ganze deutsche Volk erhob, um einen unerträglichen Druck abzuschüt-
ln, die Rechte und Freiheiten zu erobern, die ein Volk besitzen muß, damit
das Leben lebenswert finden, seine besten Kräfte entwickeln kann. In der
roßen Bauernrevolution des XVI. Jahrhunderts hatten sich in allen Teilen
eutschlands die Kämpfe entsponnen, um Deutschland politisch und sozial
eu zu gestalten. Vor allem an der fehlenden Einheit zwischen allen be-
rückten Klassen scheiterte damals das große Ringen. Die Bauernklasse wur-
e erneut in tiefste Knechtschaft geworfen, die Bürger der deutschen Städte,
e das Bündnis mit den Bauern, zu dem ihnen noch der sterbende Hutten so
ringend geraten hatte, verschmähten, sollten sich vergebens in der Hoff-
ung wiegen, ihre Rechte und Freiheiten seien ihnen für immer gesichert.
n Laufe der Kämpfe des XVI. Jahrhunderts wurden ihnen allmählich alle
irgerlichen Freiheiten geraubt. Dann kam der große Krieg des XVII.
hrhunderts und verwandelte große Strecken unseres Landes in eine Wüste,
rsetzte sie in jenen barbarischen Zustand, den Grimmelshausen so erbar-
ungswürdig geschildert hat.

ährend unser Land zur Ohnmacht verurteilt ist, erlebt England eine
oße Revolution, in der der fürstliche Absolutismus beseitigt wird, die
irgerliche Klasse sich ihre Rechte erkämpft; 150 Jahre später werden in
nerika die Menschenrechte proklamiert, im Jahre 1793 ergreift das franzö-
sche Bürgertum die politische Macht. Während dieser langen Periode
rrscht in unserem Lande Stagnation, festigen die absoluten Gewalten ihre
acht, bleibt Deutschland politisch zerstückelt, entwickelt die bürgerliche
lasse keine fortschrittlichen, politischen Energien; alle Aufgaben, die im
VI. Jahrhundert zu lösen versucht wurden, bleiben offen. Unsere Bauern
getieren, unsere Bürger sind gehorsame Untertanen, Deutschland ist ein
ographischer Begriff. Zum ersten Male wird nun das ganze Volk wieder
s seinem Schlummer emporgerissen, als es von Fremden bedrückt wird,
e in ihrem eigenen Land eine entscheidende Umwälzung vollzogen ha-
n. Am Abend von Valmy war es Goethe als erstem und einzigem Deut-
hen klar, daß man an einem Wendepunkt angelangt war. Der
rsuch, die bürgerliche Revolution auf dem Kontinent zum Scheitern zu
ingen, war mißlungen und der Rückzug aus dem revolutionären Frank-
ch war mehr als ein militärischer Vorgang.

läßt sich klar erkennen, daß eine gerade Linie von Valmy über Jena
ch Leipzig führt. Es ist eine alte Streitfrage, wer den Sieg bei Valmy
fochten hat. Militärisch war es eine Kanonade, die beiderseitigen Posi-

tionen blieben im Verlauf der Schlacht fast unverändert, die Truppen des Herzogs von Braunschweig waren nicht zum Schlagen gekommen, aber fühlten sich geschlagen, man trat den Rückzug an, ohne angegriffen zu haben, ohne zurückgeworfen zu sein. Das war das Entscheidende. Man war subjektiv besiegt. Die *Führung* der Revolutionsarmee aber bestand keineswegs nur aus Revolutionären, es sind viele Offiziere des einstigen Königs, die die Führung innehaben; Dumourier, der bald zum Verräter werden wird, hat sein Patent von Ludwig erhalten, war einer seiner letzten Kriegsminister gewesen, aber viele Soldaten sind Freiwillige, sie und das Korps von Marseille, das den 10. August entschieden hat, zuvor Lafayettes Staatsstreichversuch vereitelte, stellen das Gros der Armee dar, sie fühlen sich subjektiv als die Sieger von Valmy, sie werden und sind es. Das ist abermals entscheidend. Bei Jena wird die preußische Armee von keineswegs unfähigen Offizieren befehligt, aber die Struktur dieser Armee ist durchaus reaktionär, veraltet. Sie wird vernichtet, aber es bleibt immer merkwürdig, daß fast alle späteren Schöpfer der neuen Armee bei Jena und Auerstädt im Gefecht waren. Die Geschlagenen bleiben nie für immer geschlagen, wenn nur die Lehren aus der Niederlage gezogen und verwertet werden, wenn ein neues Fundament gelegt wird. Bei Leipzig kämpft ein völlig erneuertes Heer, weil bestimmte Voraussetzungen sozialer und politischer Natur geschaffen sind. Zwischen Jena und Leipzig, es sind nicht mehr als sieben Jahre, liegt die *Erneuerung Preußens.* Das muß man sehen. Allen Einsichtigen war damals bewußt, daß bei Jena etwas geschehen war, und daß sich etwas ändern mußte. Man muß sehen, daß bei Jena nicht das Volk geschlagen war, sondern der Absolutismus, die Herren, die Gewalten, die Herrscher über das Volk.

Es hat nun nach diesem fürchterlichen Zusammenbruch keine Revolution in Preußen gegeben. Das ist unbestreitbar, es hat seine Gründe, die in den politisch und wirtschaftlich zurückgebliebenen Zuständen zu suchen sind; das ist keine subjektive Schuld unserer damaligen bürgerlichen und bäuerlichen Klasse. Wir erleben in den folgenden Jahren nur eine tiefgreifende Reformperiode, sie bringt uns immerhin einige wesentliche Fortschritte wie die Aufhebung der Leibeigenschaft, die Selbstverwaltung der Städte, das Volksheer; sie bringt uns die Durchführung bürgerlicher Reformen; es kommt aber vor allem auch zu einer Aktivität breitester Massen: sie geraten in Bewegung, entfalten Initiative. Nun vollzieht sich ein Überlagerungsprozeß. Unser Volk ist in dieser Periode national unterdrückt, und diese Unterdrükkung fällt in eine Zeit, da unser Volk sich nach Jahrhunderten wieder seiner Kräfte, Willensregungen, Rechte bewußt wird, da es sich als Nation fühlt. Dieser Prozeß ist fortschrittlicher Natur. Aber durch die fremde Bedrückung drängen alle Energien in Richtung der Lösung der nationalen Frage. Die Frage der politischen Machteroberung wird in die zweite Linie gedrängt. Die Nation will frei sein. Das ist ihr unbestreitbares Recht. Wird es ihr nur von Fremden verwehrt? Die alten Gewalten, König und Junker, hätten die Bedrückung der Nation vorgezogen, wenn sie sich nur das Recht hätten

erkaufen können, die Nation zu unterdrücken, das Volk um seine Rechte zu bringen. Aber das Volk hat die Initiative ergriffen und die alten Gewalten gezwungen, den Krieg für die nationale Befreiung zu führen.

Der Krieg von 1813 ist kein Eroberungskrieg, kein unberechtigter Krieg gewesen, sondern ein notwendiger nationaler Freiheitskampf, in dem die Nation ihre Einheit erringen wollte. Das muß man sehen. Der König wich dieser Entscheidung so lange als möglich aus, vor der Bewaffnung des Volkes schreckte er zurück, die Pläne eines Volksaufstandes nannte er „als Poesie gut". Er fürchtete im Verlaufe des Krieges um die Krone, vielleicht auch um das Leben zu kommen, wie es Ludwig XVI. geschehen war. Nun wurde das Jahr 1813 keine Wiederholung des Jahres 1792: die Krone war außerstande, den Volkskrieg zu sabotieren, wie es Ludwig XVI. versucht hatte. Bei Leipzig siegte das Volk, es hatte die Fürsten zu diesem Sieg gezwungen; nun glaubte man das Anrecht erworben zu haben, an der politischen Macht den selbstverständlichen Anteil nehmen zu müssen. Mit dem nationalen Sieg bei Leipzig, meinte man auch den Volkssieg errungen zu haben, aber wie die Nation gegen den Fremden kämpfen und sich ihr Recht erkämpfen mußte, erwuchs dem Volke die Aufgabe, sich seine Rechte gegen die Herrn zu erkämpfen. Es sind zwei grundverschiedene Aufgaben, zwei andere Fronten. Und es war ein furchtbarer Irrtum der Massen, zu glauben, mit Leipzig würde ihnen „alles andere zufallen". Nach Leipzig mußte das Volk um seine Rechte und Freiheiten im eigenen Lande kämpfen. Alles wäre leichter gewesen, wenn sich nach 1806 keine Reform, keine „Revolution von oben", sondern eine Revolution von unten vollzogen hätte. Das war nicht möglich gewesen. So begann das lange, schwere Ringen um die Volksrechte. Dieser Kampf dauerte ein volles Menschenalter.

Man muß nun erkennen, daß zwischen Leipzig und dem 18. März 1848 ein enger Zusammenhang besteht. In der Zwischenzeit wird der Versuch gemacht, verschiedene Lösungen zu finden. Alle scheitern. In dieser Periode wechseln auch die Fronten, treten verschiedene Fraktionen des Bürgertums auf und ab. Wer 1817 revolutionär war, erweist sich eine Weile später als reaktionär. Man erlebt, wie zuerst die Reformer von 1807 bis 1813 ermatten, versagen, vom Schauplatz verschwinden; ihre Versuche, eine Versöhnung zwischen der feudalen Klasse und der jungen bürgerlichen Klasse herbeizuführen, scheitern. Humboldt, Stein, Gneisenau, Clausewitz, Hardenberg resignieren, die Karlsbader Beschlüsse richten sich nicht nur gegen die rebellierende studentische Jugend, sondern stellen auch jene einst fortschrittliche Front vor die Entscheidung, entweder den Kampf aufzunehmen oder abzudanken. Sie ziehen es vor, sich verbittert ins Privatleben zurückzuziehen oder völlig auf politische Auseinandersetzungen zu verzichten. Sie kapitulieren. Es entsteht bei schmaler Basis in den Massen, bei einer starken Erschöpfung infolge der Auswirkungen des Krieges, der großen wirtschaftlichen Krisen, aber auch durch den reaktionären Druck des Polizeiregimes Metternichs eine konspirativ wirkende politische Bewegung unter der Jugend,

die sich zum individuellen Terror bekennt, auch Terrorakte ausübt wie Karl Sand. Die Verzweiflung treibt zu Attentaten, zu einer ausgedehnten Verschwörertätigkeit. Die Reaktion antwortet mit schärfstem Druck und schlimmsten Verfolgungen. Die Zeit um 1820 gehört zu den düstersten Epochen unserer Geschichte. Dann tritt eine Frontverschiebung ein. Sie ist lehrreich und nicht ohne Aktualität. Aber die Zusammenhänge sind unverkennbar.

Ein volles Menschenalter war über das deutsche Volk in der Zeit zwischen Wiener Kongreß und der Revolution von 1848 der Belagerungszustand verhängt worden; die Reaktion erklärte sich in Permanenz und übte den schwersten Druck auf das gesamte deutsche Volk aus. Kann man sagen, daß das Volk diesen Druck hingenommen hat, die Legende zu recht besteht, die jene Periode als „Biedermeier" klassifiziert? Oder wird man schon genug über diese Zeit gesagt haben, wenn man auf einige ihrer hervorragenden Repräsentanten hinweist?

Die deutsche Literaturwissenschaft hat sich bis in die jüngste Zeit hinein noch immer bemüht, mit Goethes Tod im Jahre 1832 eine große Periode unserer geistigen, literarischen, kulturellen Entwicklung abzuschließen, als ob fortan nur noch Epigonen am Werke gewesen wären. Das Jahr 1832 ist aber ein zufälliger Einschnitt; der „Vormärz" beginnt im Jahre 1815 und die erste Periode des „Vormärz" endet bereits im Juli 1830, da Karl X. und Polignac, über den Versuch, die Presse- und Meinungsfreiheit zu erdrosseln, gestürzt werden. Einige Wochen später stellt sich heraus, daß die „Heilige Allianz" nicht mehr funktioniert, die Bemühungen um eine Intervention in Frankreich scheitern, trotzdem der Zar den schärfsten Druck auf Metternich ausübt. Man wagt nicht mehr zu marschieren, da in Deutschland selbst die Volksmassen in Bewegung geraten sind. Zehn Jahre früher konnte man es sich noch erlauben, in Italien und Spanien einzurücken und die Revolution zu erdrücken; jetzt im Sommer 1930 scheitert der Versuch schon am Beratungstisch. In den rheinischen und westfälischen Städten rebellieren die Textilhandwerker. Man zaudert und verzichtet auf die Intervention zugunsten der Reaktion und Konterrevolution. Die Volksmassen beginnen zu handeln.

Nur wenn man die Legende vom stillen „biedermeierschen" Charakter des Vormärz hinnimmt, übersieht man auch diese Fortschritte, die die Massen in Europa machten, um den Lauf der Geschichte entscheidend beeinflussen zu können.

Der „Deutsche Bund" wie die „Heilige Allianz" waren Institutionen, um die revolutionäre Bewegung, die Aktivität der Massen unmöglich zu machen, überall sofort einzugreifen, wo sich fortschrittliche Regungen zeigten, Massen zu handeln drohten. Fast zehn Jahre lang ist diese Politik erfolgreich. Aber schon im Verlaufe der Kämpfe der Griechen um ihre Freiheit, vermag sich die Politik der „Heiligen Allianz" nicht mehr durchzusetzen; zweierlei tritt hier zutage: die Mächte geraten in Gegensätze, ver-

mögen nicht mehr konform vorzugehen, schwanken zwischen den eigensten, klassenmäßig determinierten Interessen wie Zielen ihrer Politik und den Rücksichten auf den Partner, der zum Rivalen geworden ist. Weder Metternich noch der Zar vermögen entschlossen zu handeln. Es sind die Massen, die nach der Intervention zugunsten der Griechen rufen, selbst Aktivität entfalten, große Solidaritätskundgebungen veranstalten, und die Freiwilligen in Griechenland kämpfen in Missolunghi gegen Metternich, den Zaren und Karl X. wie Friedrich Wilhelm III. Es wäre unrichtig, im Verlaufe dieser Kämpfe, die endgültig durch die Seeschlacht bei Navarin entschieden wurden, nur die Interessen der londoner City wirken zu sehen, während man die Aktivität breitester Volksschichten unterschlägt. Diese Wirksamkeit der Massen nicht sehen wollen, heißt allen Erscheinungen (auch der Literatur) jener Epoche den Humus zu entziehen, aus dem sie emporwuchsen.

Man kann den „Vormärz" nicht genügend beleuchten, wenn man seine Geschichte allein von der Position der Metternichs wie der Heine und Börne her betrachtet, sondern es ist auch notwendig zu verfolgen, wie allmählich das ganze Volk in den Kampf eintrat, die Initiative ergriff, seine Ansprüche geltend machte und vor allem fortan keine Ruhe mehr gab. In manchen Perioden scheint diese Volksinitiative weniger sichtbar, sie verschwindet, wird unterirdisch, illegal, bestimmt ist sie aber immer vorhanden; die Flugblätter Büchners sind von hessischen Bauern verbreitet worden, wie die wandernden Handwerksburschen die ersten sozialistischen Manifeste im Felleisen trugen. Es ist notwendig, heute schärfer denn früher solche Erscheinungen im Auge, im Sinn, im Herzen zu haben, um unsere eigene Zeit vielleicht besser erfassen, standhaft ertragen zu können, nicht kleiner zu werden, weil wir Erben sind.

Eine spätere Geschichtsschreibung hat die Haltung besonders des Bürgertums im „Vormärz" in Vergessenheit zu bringen gesucht; man wollte nichts mit einer Periode gemein haben, in der die Väter fordernd gegenüber den Mächtigen aufgetreten waren, es vorzogen, auf Stellung, Ehren, Würden zu verzichten, als sich den Geboten der Herrn zu fügen. Hambach (1832), Göttingen (1837) sind solche Höhepunkte des bürgerlichen Kampfes im Vormärz; in den Tälern zwischen beiden Gipfeln spielt sich eine sehr intensive meist konspirative Tätigkeit des Liberalismus in Baden, Ostpreußen und im Rheinland ab; die Fäden dieser illegalen Tätigkeit sind nicht immer klar erkennbar, aber wir wissen, daß ein engmaschiges Netz vorhanden war, soviel urkundliches Material auch vernichtet wurde und verschollen ist. Wir wissen weit mehr über die Anfänge der Arbeiterbewegung in Deutschland als über die Tätigkeit des oppositionellen Bürgertums in der gleichen Periode. Was die Arbeiterklasse stolz als erste Regungen ihres politischen Bewußtseins empfand, suchte das Bürgertum schon nach 1849 aus der Welt zu schaffen, die Traditionsfreudigkeit bürgerlicher Kreise ist oft gar nicht so groß wie es scheint. Aber das Zurückweichen vor der Reaktion im Jahre

1848, die Kapitulation im folgenden Jahre, suchte man zu rechtfertigen, indem man die Vergangenheit abschwor.

Etwas anderes, sehr wichtiges, kommt noch hinzu: die bürgerliche Klasse sieht sich bereits im fünften Jahrzehnt des XIX. Jahrhunderts in Deutschland von der proletarischen Klasse trotz ihrer noch schwachen politischen Organisation bedrängt und zieht es vor, sich mit den regierenden Mächten, der junkerlichen, feudalen Klasse zu vergleichen, eine „Vereinbarung" zu treffen. In Preußen bilden diese „Vereinbarer" eine Partei, repräsentieren den Liberalismus und überall, wo im März 1848 die Volkserhebungen stattfinden, erscheinen die „Vereinbarer", um die revolutionäre Bewegung ins Bett der Reformen zu leiten. Die „Vereinbarer" setzen sich sozial aus Finanz- und Handelskapitalisten zusammen, in Berlin erscheinen im Märzkabinett führende rheinische Bankiers. Es gelüstet sie keineswegs, mit voller Kraft nach der politischen Macht zu greifen, sondern sich mit dem bestehenden Regime zu vergleichen. Schon ist das Bürgertum nicht mehr jung genug, um revolutionär auftreten zu können. Noch ist die proletarische Klasse zu jung, um vorstoßen zu können. Zwischen den Klassen treibt das demokratische, zahlenmäßig große, politisch unerfahrene, ungeschulte, schwach organisierte Kleinbürgertum, dessen Haltung im Verlaufe dieser Revolution Marx und Engels so glänzend charakterisiert haben. Trotzdem haben sich Teile dieses demokratischen Kleinbürgertums, sobald die Arbeiter führend waren, hervorragend geschlagen, man muß die Legende zerstören, als sei das Kleinbürgertum damals eine „einzige reaktionäre" Masse gewesen.

Es ist eine andere Frage, ob seine Vertreter die Getriebenen oder die Treibenden waren. Robert Blum versagte sich der Teilnahme am Kampfe in Wien nicht und wurde zum Märtyrer deutschen Freiheitsringens. Im sächsischen und badischen Aufstand sind es demokratische Kleinbürger, die mit den Arbeitern in einer Front um die Durchführung der Reichsverfassung kämpfen, Marx und Engels befürworteten entschlossen, an diesem Kampf für die Verfassung teilzunehmen, die alle bürgerlichen Freiheiten sanktionierte und nur wenige soziale Garantien enthielt. *Die Frage der Bundesgenossen im Kampfe des Volkes um seine Rechte wurde damals von Marx und Engels richtungweisend, lehrreich positiv beantwortet.* Die Vertreter des jungen Proletariats richteten alle Anstrengungen darauf, die bürgerliche Revolution in Deutschland zu Ende zu führen, Versäumnisse der Geschichte nachzuholen.

Die Revolution von 1848 ist bürgerlichen Charakters, trotzdem die Arbeiter und Handwerker in der vordersten Reihe standen und vom Bewußtsein erfüllt waren, die Avantgarde zu bilden. Es gelang ihnen tatsächlich in wichtigen Augenblicken, breite kleinbürgerliche Schichten, auch Bauern mitzureißen. Im März 1848 war dies ebenso der Fall wie im Frühling und Sommer 1849. Dies Bündnis der Klassen gibt der Revolution den Charakter einer großen Volksbewegung. Und trotzdem die Reaktion im

Sommer 1849 gesiegt zu haben scheint, die „Vereinbarer" auf die Übernahme der politischen Macht verzichten müssen, sich mit Reformen zu ihren Gunsten abfinden, hat sich eine Änderung vollzogen. Die Reaktion vom Jahre 1850 ist fortschrittlicher als das feudale Regime des Vormärz, und trotz aller Unterdrückung, allen Terrors hört das Proletariat nicht auf, illlegal zu kämpfen, den Kurs auf die Legalisierung seiner Organisationen zu nehmen. Zwölf Jahre später entsteht der „Allgemeine Deutsche Arbeiterverein".

Läßt sich die nationale Frage isoliert betrachten, stellt sie eine Sonderangelegenheit dar? Das deutsche Bürgertum hat im Vormärz voller Leidenschaft um die nationale Einheit gerungen. Auf dem Hambacher Fest proklamierte man das Ziel der Herstellung der deutschen Einheit, die für das aufblühende deutsche Bürgertum eine wirtschaftliche und politische Notwendigkeit war. Diese fehlende nationale Einheit hat die gesamte Entwicklung in unserem Lande gehemmt und geschädigt, sie hinderte die Bildung und Entfaltung einer breiten deutschen Bürgerpartei, stärkte, begünstigte die Wirksamkeit der Reaktion, erschwerte, daß das Proletariat sich politisch zusammenschloß. Versäumnisse von Jahrhunderten nachzuholen, wurde zur Aufgabe gestellt. Einen Monat lang drängte sich im Jahre 1848 fast alles, um diese Aufgabe zu lösen. Die Reaktion drapierte sich mit den nationalen Symbolen der Einheit, das Bürgertum schuf die Frankfurter Versammlung als Ausdruck nationalen Einheitswillens. Im Feuer der Revolution wäre diese Einheit geschmiedet worden, wenn sich eine breite Front gefunden hätte, um im Kampf diese Einheit zu erringen; sie wurde zu einem großen Teil eine außenpolitische Frage, die zu lösen war durch ein Bündnis mit allen fortschrittlichen Kräften gegen die Unterdrücker der Freiheit. Die Reaktion war voller Bängnisse vor einem solchen Waffengang, der Deutschland ein Jahr 1792 beschieden haben würde. Als im Sommer 1849 der Zar in Ungarn einmarschieren konnte, erkannte man zu spät, wie recht Marx und Engels mit ihrer Forderung des revolutionären Krieges gegen den Zaren gehabt hatten. Inzwischen war das Volk von Paris in der Juni-Schlacht geschlagen, hatte Bonaparte die Macht ergriffen, Garibaldi Rom geräumt, der Prinz von Preußen Rastatt zur Kapitulation gezwungen. Die Bewegung ging durch ganz Europa und nicht klar, nicht scharf genug wurden diese Zusammenhänge erkannt. Der nationale Kampf um Deutschlands Einheit war aufs engste verbunden mit dem politischen und sozialen Kampf der Volksmassen, die um ihre Freiheiten rangen. Dieser große Kampf ist nicht durchgeführt worden, keines der vielen Probleme ist gelöst worden. Alle Fragen blieben offen. Die bürgerliche Klasse erhielt den Wind in die Segel, als das beginnende sechste Jahrzehnt eine unerwartete große Konjunktur brachte, so daß das deutsche Bürgertum bald sich mit seiner politischen Aschenbrödelrolle zufrieden gab. Dem deutschen Proletariat fiel die Aufgabe zu, eine große historische Mission zu übernehmen.

Diese Aufgabe *harrt noch ihrer Lösung*, trotzdem uns jetzt schon neunzig

Jahre von der Revolution des Jahres 1848 trennen, einer unvollendeten, nicht durchgeführten Revolution mit dem Ziele der Aufrichtung einer Volksherrschaft in unserem Lande, die jedem schaffenden Menschen nicht nur die formalen Rechte sichert und nur als vollkommene Demokratie denkbar ist, in der es keinerlei Privilegien mehr gibt und niemand das Recht hat, sich zum Herrn über Knechte zu machen.

RILKE UND RUSSLAND

von

Marga Franck

Rainer Maria Rilke, der im Jahre 1926 starb, war der letzte große Dichter, den das absterbende deutsche Bürgertum hervorbrachte. Er war ein reiner Lyriker, der dem L'art pour l'art-Standpunkt bedingungslos huldigte. Aber seine Lyrik hatte nicht nur einen tiefen Einfluß auf seine Zeitgenossen, sondern wirkte auch weit über den deutschen Sprachbereich hinaus; noch heute erscheinen in Frankreich, mit dem Rilke besonders nahe verbunden war, immer wieder neue Bücher über ihn und Übersetzungen seiner Werke und so verschiedenartige Schriftsteller und Dichter wie Johannes R. Becher, Stefan Zweig, Boris Pasternak, Paul Valéry oder Jean Cassou dürfen sich alle mit gutem Grund auf ihn berufen. Denn bei aller Weltverschlossenheit war Rilke im besten Sinne des Wortes ein europäischer Mensch, den enge Beziehungen mit den Kulturen und Menschen fast aller europäischen Länder verbanden.

Im Dritten Reich wird daher Rilke schweigend geduldet, als kostbares Aushängeschild, das den Vorwurf der Kulturfeindlichkeit zurückdämmen helfen soll. Aber in Wirklichkeit besteht zwischen ihm und dem Nationalsozialismus nicht nur nicht die mindeste Gemeinsamkeit, sondern sie schließen einander in ihrem innersten Wesen eindeutig aus, so wie der Nationalsozialismus, und der Faschismus überhaupt, jede Kultur ausschließt. Nicht zufällig war das grauenvollste Erlebnis, das ihn zu zehnjähriger dichterischer Unfruchtbarkeit verurteilte, für Rilke der Weltkrieg, und es ist ebensowenig zufällig, daß der bekannte Germanist Hermann Pongs im Jahre 1936 einen Aufsatz über Rilke mit den Worten beginnt: „So fremd Rilke in dem klaren willensgerichteten Deutschland der Gegenwart steht . . .“ und dann diese Fremdheit zu wesentlichen Teilen aus Rilkes Versagen vor dem „Kriegserlebnis“ ableitet.

Aber wir würden uns umgekehrt auch einer Vergewaltigung schuldig machen, wenn wir den Dichter einfach für uns reklamierten. Rilke war sein ganzes Leben lang ein „unsäglich Einzelner“, keiner Gruppe oder Weltan-

schauung verschrieben. Er steht an einer Wende; und wir werden ihm nur dann gerecht, wenn wir ihn von diesem Standort her begreifen. Dieser lag in einer vergangenen, nicht in der heute werdenden Welt; aber in diese reicht der Dichter doch wieder dank seiner unantastbaren Lauterkeit genügend hinein, um uns durch die Beschäftigung mit ihm auch wieder zu uns selbst zu führen, um uns an ihm Irrtümer und Grenzen — die auf einer reinen, weltverlorenen Einsicht beruhten — begreifen und vermeiden zu helfen.

In seiner Jugend hat Rilke soziale Neigungen bekannt. Er schrieb ein in Proletarierkreisen spielendes Drama „Gleich und Frei", er ließ drei Hefte seiner Gedichte, die „Wegwarten" auf eigene Kosten drucken und an Leute aus dem Volk verschenken. Heft I dieser Veröffentlichung erschien mit folgender Vorrede:

„... Ihr gebt eure Werke in billigen Ausgaben. Ihr erleichtert dadurch den Reichen das Kaufen; den Armen helft ihr nicht. Den Armen ist alles zu teuer. Und wenn es zwei Kreuzer sind, und die Frage heißt: Buch oder Brot? Brot werden sie wählen, wollt ihr es verargen? Wollt ihr also allen geben, so gebt..."

Aus diesem gefühlsmäßigen Verständnis für die Armen, das niemals bis zur Einsicht in die sozialen Probleme vordrang, entwickelte sich allmählich bei Rilke der mystische Begriff des Armen, als desjenigen, der am freiesten von äußeren Dingen und äußerem Besitz und daher Gott am nächsten und zu einer Vereinigung mit ihm am bereitesten sei. Diese eigentlich biblische Auffassung gipfelte dann im Stundenbuch, dessen wohl umstrittenster Vers „Denn Armut ist ein großer Glanz aus Innen" nur innerhalb dieser Deutung verständlich ist. Rilkes Hingezogensein zu den Armen blieb sein ganzes Leben lang bestehen, aber es blieb, auch später, als sein Gottesbegriff gleichsam „realer" wird, im Bereich dieser mystischen Unwirklichkeit.

Rilkes Leben wurde durch Paris und durch das Vorbild des Bildhauers Auguste Rodin entscheidend beeinflußt. Das bestimmende Erlebnis für seine ganze Entwicklung lag aber in den beiden Reisen, die er, vorher, in den Jahren 1899 und 1900 nach Rußland machte. Rilkes Verständnis für Rußland hängt gerade in negativer Weise von seinem Gefühl der tschechischen Heimat gegenüber ab. Er hat sich dort nie, ebensowenig wie in Österreich (Rilke war von Geburt Österreicher) beheimatet gefühlt, und gerade aus diesem Bewußtsein der Heimat*losigkeit* sucht und findet er in Rußland seine geistige Heimat. Der Plan zu der russischen Reise ist in Gemeinschaft mit Lou Andreas-Salomé entstanden, die denn auch seine Reisegefährtin wird. Rilke verbringt zunächst eine Woche in Moskau und sechs Wochen in Petersburg. Er sieht die wichtigsten Persönlichkeiten des russischen Geisteslebens, studiert alle Sehenswürdigkeiten und arbeitet in den Bibliotheken. Nach Deutschland zurückgekehrt, versucht er vor allem das große Hindernis zu beseitigen, das ihn von der genauen Kenntnis des russischen Volkes trennen muß: er erlernt die russische Sprache, die er, wenn auch nicht fließend, so doch hinreichend zur Verständigung beherrscht hat. Er beschäftigt sich intensiv mit Geschichte und Kunst des Landes.

Die zweite Reise im Jahre 1900 ist also sorgfältig vorbereitet, und diesmal tut Rilke wirklich „einen großen Schritt auf das Herz Rußlands zu". Er fährt in den Süden des Landes zu den Bauern, nach Jasnaja-Poljana zu Tolstoi, nach Kiew, in die Ukraine, verbringt längere Zeit bei dem Bauerndichter Droshin und weilt schließlich wiederum in Petersburg und Moskau. Eine dritte Reise war ebenfalls geplant, ja Rilke hat zeitweise sogar an eine völlige Übersiedlung nach Rußland gedacht, aber es ist nie dazu gekommen. Sein Lebensweg führte ihn nach Westen, aber sein Dasein blieb bis zuletzt mit Rußland, mit den Erlebnissen und Erfahrungen seiner beiden Reisen aufs engste verbunden. Er übersetzt russische Autoren (Droshin, Tschechow, Dostojewski) er bleibt mit seinen russischen Freunden in Verbindung und versucht, seine Kenntnisse der russischen Sprache zu vertiefen. Er bittet die Freunde immer wieder, ihm russisch zu schreiben, und noch in seinem letzten Gruß vom Sterbebett an Lou Andreas-Salomé sind Anrede und Lebewohl in russischer Sprache abgefaßt.

Rilke selbst hat wiederholt ausgesprochen, was ihm als das Fazit seiner beiden russischen Reisen erschien:

„Und ich fühlte in diesen Tagen, daß mir *russische* Dinge die Namen schenken werden für jene fürchtigsten Frömmigkeiten meines Wesens, die sich seit der Kindheit schon danach sehnen, in meine Kunst einzutreten",

schreibt er bei seinem ersten Aufenthalt in Petersburg, und zwei Jahre später, vor seiner Abreise nach Paris, stellt er zurückblickend fest:

„Zwei große Reisen nach Rußland, die ich in den letzten Jahren gemacht habe, haben mir Weiten und Aufgaben gegeben und mich in mir selbst bestärkt und bewahrt."

Oder viel später:

„Was verdanke ich Rußland, — es hat mich zu *dem* gemacht, was ich bin, von dort ging ich innerlich aus, alle Heimat meines Instinkts, all mein innerer Ursprung ist *dort!*"

Was Rilke in Rußland erstmalig erlebte, war die — von ihm so gesehene und empfundene — „Gottverbundenheit" der Menschen, ein Erlebnis, das im „Stundenbuch" seinen dichterischen Niederschlag gefunden hat. In Deutschland hat man sich neuerdings bemüht, den Zusammenhang zwischen Rilkes Stundenbuch und dem Grunewald, Rilkes Wohnort zur Zeit der Niederschrift des Werkes, nachzuweisen, um den Anteil des russischen Erlebens zugunsten des „deutschen Vaterlandes" zu schmälern. Gleichgültig, ob dieses Buch an der Havel entstanden oder niedergeschrieben worden ist, es ist ohne das Rußland-Erlebnis undenkbar und nur durch es verständlich. Rilke selbst nennt es das Buch,

„darin so viel von meiner Liebe für Rußland Zuflucht gefunden hat".

Das „Gotterlebnis" bleibt das Entscheidende der russischen Reisen, das bezeugen alle Äußerungen des Dichters aus dieser Zeit. Gerade daran spürt er, wie sehr Europa und Rußland einander völlig fremd geblieben sind, daß Rußland noch einem anderen, dem „Märtyrerzeitalter", wie er es nennt, angehört. Während die europäischen Staaten sich fieberhaft entwickelt haben,

„bleiben ihm [Rußland] breitere Atemzüge, und in langsamen, immer wieder zögernden Schlägen geht seine Entwicklung vor sich".

Und während die Nachbarländer bereits Jahrhunderte hinter sich haben, dauert in dem weiten Reich des Ostens „noch der erste Tag, der Tag Gottes, der Schöpfungstag". In diesem langsam werdenden, seinen Gott erschaffenden Rußland findet sich Rilke wieder, selbst ein langsam Werdender, ein an seinem Gotte Schaffender. Rußland scheint ihm das einzige Land, „durch welches Gott noch mit der Erde zusammenhängt". Zum ersten Male fand er Gott in allen seinen Schöpfungen, und die russische Frömmigkeit mit ihrer kindlichen Einfachheit und Schlichtheit überwältigt ihn immer wieder von neuem: im Verkehr mit den Bauern, beim Anblick der Bettler oder in der ihm unvergeßlichen Osternacht in Moskau, wo ihm „ein einziges Mal Ostern war", von dem er glaubt, daß es für ein ganzes Leben ausreichen werde.

Aber das, was Rilke den russischen Gott nennt, ist kein fertiges Ding, sondern ein Werdendes. Trotz seiner vollkommenen Bejahung fühlt Rilke, daß Rußland noch nicht zu sich selbst gekommen ist. Gerade das läßt ihn sich diesem Lande so ungeheuer verwandt fühlen: daß es noch nicht vollendet ist, sondern daß dort ein Volk seinen „Gott" noch täglich erschaffen muß. Aus diesem Gefühl heraus sagt er Dinge, die heute geradezu erstaunlich wirken. „Man kann schwer sagen", schreibt er gleich zu Beginn seiner ersten Reise,

„wie neu dieses Land ist, wie zukünftig. Als ob seine Paläste und Kirchen erst sein würden — einmal!"

Und diese Zukunftsträchtigkeit versucht er in einem Brief an Lou Andreas-Salomé aus dem Jahre 1903 genauer zu erklären:

„... Das Abwartende in dem Charakter des russischen Menschen (das des Deutschen sich wichtig fühlende Geschäftigkeit am Unwichtigen Trägheit nennt —) erhielt so eine neue und sichere Aufklärung: vielleicht ist der Russe gemacht, die Menschengeschichte vorbeigehen zu lassen, um später in die Harmonie der Dinge einzufallen mit seinem singenden Herzen. Nur zu dauern hat er, auszuhalten, und wie der Geigenspieler, dem noch kein Zeichen gegeben ist, im Orchester zu sitzen, vorsichtig sein Instrument haltend; damit ihm nichts widerfahre . . ."

Und schon zwei Jahre vorher in seinem Aufsatz über „Russische Kunst" finden wir folgenden Absatz, der heute geradezu prophetisch anmutet:

„Ein großes Vergeuden ist der Sinn unseres westlichen Lebens, während im flachen Nachbarlande alle Kräfte sich aufzusparen scheinen für irgendeinen Beginn, der noch ist, gerade als sollten dort einmal die Kornkammern sein, wenn die anderen, in wachsender Verschwendung verarmten Völker mit hungernden Herzen ihre Heimat verlassen."

Rainer Maria Rilke hat die Verwirklichung seiner Prophezeiung in einem gewissen Sinne noch miterlebt. Aber die Hellsichtigkeit des Dichters hat gewiß niemals an soziale Spannungen gedacht und in ihnen den Grund für Rußlands Bestimmung gesehen. Wie stand er daher zu dem neuen, zum heutigen Rußland, wie stand er zur Sowjetunion?

Wir besitzen nicht viele Äußerungen Rilkes über Sowjetrußland. Sie zeigen aber auf jeden Fall, daß Rilke der Revoluton als solcher negativ gegen-

überstand, daß er in der gewaltsamen Umwälzung nicht den großen neuen Beginn zu sehen vermochte. Im November 1905 fragt er angstvoll:

„Aber was wird dort? — Geht nicht alles verloren?"

Ein Jahr später befindet er sich zugleich mit Gorki auf Capri, den er nicht kennt und zunächst auch nicht kennen lernen will:

„Ja, auch mir fehlt ein russischer Mensch zu wirklich tiefer Aussprache manchmal, zum gegenseitigen großen Verstehen! Ich höre, daß Gorki hier lebt auf Capri — aber ist er wirklich noch ... ein russischer Mensch? Ich fürchte, er ist sehr ... ‚Westler' und verdorben durch den westlichen Ruhm und den internationalen Sozialismus? Was meinen Sie? Würden Sie mir raten, einen Versuch zu machen, ihm zu begegnen?"

Das Zusammentreffen kommt dann durch Vermittlung Ellen Keys zustande, der der Dichter darüber berichtet:

„... Es war lieb und herrlich, ihn [Gorki] zu sehen und zu hören; sein Lächeln kommt mit so tiefer Sicherheit durch all die Traurigkeit seines Gesichtes ... Aber der ‚Demokrat', den er herauskehrt, steht doch arg zwischen uns. Das Hindernis ist umso größer in diesem Fall, als der Revolutionär mir sowohl ein Widerspruch gegen den Künstler wie gegen den Russen scheint: beide haben so sehr viel Grund gegen Revolution zu sein in ihrem Innersten, weil bei beiden nichts so wichtig ist wie Geduld und nichts so natürlich für den einen wie für den anderen."

Rilke hat also nicht begriffen (und er begriff es ebensowenig im Jahre 1917), daß für den Russen der Augenblick gekommen ist, da er einzugreifen hat und daß dieser Eingriff nur mit revolutionärer Gewalt vollzogen werden konnte. Dem langsam werdenden und bauenden Dichter aber war die Gewalt stets fremd, und er hielt sie für das schlechthin Zerstörende, ohne zu erkennen, daß, wo ein neuer Bau aufgeführt werden soll, der alte, morsche weggeräumt werden muß. Im Jahre 1921 erscheint es ihm undenkbar, daß Lou Andreas-Salomé Nachricht aus Rußland hatte:

„... daß da drüben noch Leben ist und sich uns herüber noch mitteilen kann".

Dann wieder mit hoffnungsvollem Zweifel:

„Rußland, dieses ‚Antlitz der Gottesgebärerin', ja auch da: mögen die, die seinen Aufstieg gewahren, nicht zu früh zurücktreten, sondern sparen, sparen damit, es verheimlichen und verstellen, bis sein Glanz reif und die Zeit hinfällig geworden ist. Ich zweifle keinen Augenblick daran, daß der Abschnitt, den wir im Kriege sehen müssen, neue Anfänge erleichtert, aber man zittert um sie, daß sie sich zu früh zeigen und den Ausnutzern in die Hände fallen könnten. Erst müssen die Tage der profiteurs vorüber sein."

Noch eine andere Äußerung ist uns bekannt. Darin heißt es, Rußland habe in den letzten Jahren

„als einziges Land das ganze unendliche Leid auf sich genommen und sich in ihm verwandelt ... Welches das Ergebnis seines Überstehens auf dem Grunde dieses Leids sein wird, ist unabsehlich, aber von diesem westlichen Sich-daran-Vorbeidrücken wird es ganz und gar verschieden sein. Ja nun zeigt es sich heillos, wie dem Westen seine gedankliche Gewissenlosigkeit mehr und mehr zum Vorbehalt geworden ist, zur Ausflucht von den Wirklichkeiten des verhängten Leids und der ernsten endlichen Freude ..."

Demgegenüber steht wieder ein Brief aus dem Jahre 1926 an den im Exil lebenden Leonid Pasternak, in dem die Hoffnung auf eine Auferstehung des

„tiefen, eigentlichen, immer überlebenden Rußland" ausgesprochen wird, das nur in die heimliche Wurzelschicht zurückgefallen sei.

„... wer dürfte zweifeln, daß es da ist und sich in seinem Dunkel, nur unsichtbar für seine eigenen Kinder, langsam mit seiner heiligen Langsamkeit, zu einer vielleicht noch fernen Zukunft zusammennimmt?"

Rilkes Verständnislosigkeit der Sowjet-Union gegenüber beruht aber nicht nur auf seiner Ablehnung jeglicher Gewalt, sondern auch auf den Erfahrungen des Dichters während der deutschen Revolution von 1918, die er in München erlebte.

Rilkes „revolutionärste Zeit" ist zweifellos die Kriegszeit, der gegenüber er nach einer ganz flüchtigen Begeisterung seinen Abscheu aufs schärfste zum Ausdruck brachte, und sein eigenes Versagen in der kurzen Zeit, während der er eingezogen war, hat nicht nur körperliche Gründe. Er weigert sich im Jahre 1915, eine öffentliche Lesung seines „Stundenbuches" zu halten, weil er Angst hat, die einleitenden Worte, die ihm unerläßlich schienen, würden „so unbedingte Widersprüche gegen das Gegenwärtige aufbieten", daß sie die Zensur vor den Kopf stoßen müßten. Aus dieser Einstellung schreibt er im gleichen Jahre:

„Kanns denn keiner hindern und aufhalten? Warum gibt es nicht ein paar, drei, fünf, zehn, die zusammenstehn und auf den Plätzen schreien: Genug! und erschossen werden und wenigstens ihr Leben dafür gegeben haben, daß es genug sei, während die draußen jetzt nur noch untergehen, damit das Entsetzliche währe und währe und des Untergangs kein Absehen sei. Warum gibt es nicht *Einen*, ders nicht mehr erträgt, nicht mehr ertragen mag, schriee er nur eine Nacht lang mitten in der unwahren, mit Fahnen verhängten Stadt, schriee und ließe sich nicht stillen, wer dürfte ihn deshalb Lügner nennen? Wie viele halten diesen Schrei mit Mühe zurück, — oder nicht? Irr ich mich und gibt es nicht viele, die so schreien könnten, so begreif ich die Menschen nicht und bin keiner und hab nichts mit ihnen gemein."

Aber diese Verzweiflung, dieses Aufbegehren führen ihn typischerweise nicht zur Aktion, sondern, im Gegenteil, glaubt er seiner ablehnenden Einstellung am besten gerecht werden zu können, wenn er sich völlig in sich selbst zurückzieht. Er hält sich für

„unberufen, solche Antriebe (die aufbegehrlichen) anders, als eingeschlossen in die härteste Produktion, auszugeben, wo sie dann, so Gott will, jeder Zensur der Welt entrückt und von so unbegreiflichem Einfluß sind, daß keine Hand ihre Wirkung aufhalten kann. Bis dahin ... bin ich (ist mir wieder klar) auf jenes bestimmte Schweigen angewiesen, das seit vielen Monaten meine, meine eigenste Sache war ... es war ein starker Wunsch, an den andern und ihrem Los wenigstens momentan beteiligt zu sein, aber bei näherem Zusehen muß ich Wünsche dieser Art für nicht genau meine halten."

So erwartet er im Jahre 1918 eigentlich nur Frieden und ein großes Aufatmen. Er wird mitten in die münchner Revolutionstage hineingerissen und zum erstenmal spürt man bei ihm aktive Anteilnahme:

„In den letzten Tagen hat München etwas von seiner Leere und Ruhe aufgegeben, die Spannungen des Augenblicks machen sich auch hier bemerkbar, wenngleich sie zwischen den bajuwarischen Temperamenten sich nicht gerade geistig steigernd benehmen. Überall große Versammlungen in den Brauhaussälen, fast jeden Abend ... und wo die Säle nicht ausreichen, Versammlungen unter freiem Himmel nach Tausenden. Unter

Tausenden auch war ich Montag Abend in den Sälen des Hotel Wagner. Professor Max Weber aus Heidelberg, Nationalökonom, der für einen der besten Köpfe und für einen guten Redner gilt, sprach, nach ihm in der Diskussion der anarchisch überanstrengte Mühsam und weiter Studenten, Leute, die vier Jahre an der Front gewesen waren, — alle so einfach, und offen und volkstümlich. Und obwohl man um die Biertische und zwischen den Tischen so saß, daß die Kellnerinnen nur wie Holzwürmer durch die dicke Menschenstruktur sich durchfraßen, — wars gar nicht beklemmend, nicht einmal für den Atem; der Dunst aus Bier und Rauch und Volk ging einem nicht unbequem ein, man gewahrte ihn kaum, so wichtig wars und so über alles gegenwärtig klar, daß die Dinge gesagt werden konnten, die endlich an der Reihe sind, und daß die einfachsten und gültigsten von diesen Dingen, soweit sie einigermaßen aufnehmlich gegeben waren, von der ungeheuren Menge mit einem schweren massiven Beifall begriffen wurden.. Solche Momente sind wunderbar, und wie hat man sie gerade in Deutschland entbehren müssen, wo nur die Aufbegehrung zu Worte kam, oder die Unterwerfung."

In diesen Wochen kann Rilke selbst bei einer solchen Versammlung spontan das Wort ergreifen. Im März 1919 schreibt er dann:

„Was mich angeht, so überwiegt in mir, bei aller Sorge, eine weite, über dieses Allerandringendste hinaus gewendete Zuversicht, ein Gefühl, das ich der Erscheinung des Krieges gegenüber nie gekannt habe. Erst jetzt sind ja eigentlich Ideale deutlich geworden, die menschlichsten und hinreißendsten, und es darf uns nicht beirren, daß die Menge so schwerkörperig und unbeholfen und ratlos für sie einsteht; sie weiß es nicht besser. Und es darf uns, auf der anderen Seite, auch wieder nicht irre machen, daß die, die den Glauben an die Rechtreife dieser Menge noch nicht aufbringen mögen, mit allen veralteten Widerständen sich zu sichern versuchen; strömte nicht zwischen den Parteien der Lügenfluß der Presse, aus dem die trügendsten Dunstmassen fortwährend aufsteigen, vielleicht wäre eine Verständigung verhältnismäßig absehbar. Der Krieg konnte nichts andres als ein Ende sein; er war ein Äußerstes, seiner innersten Un-Natur nach, ein Abbrechen der Menschheit an sich selbst. Es konnte nur ein neuer Anfang des Daseins nach ihm einsetzen, — in diesem Anfang sind wir jetzt, und es ist ja die erste Bedingung der Zukunft, daß er nicht leicht sein kann: wie sollte ers?"

Für einen Menschen wie Rilke jedoch, der — trotz gutem Willen — eine völlig utopische Anschauung von der Revolution und der revolutionären Bereitschaft der Massen hatte, mußte die deutsche — wie wohl auch jede andere — Revolution eine Enttäuschung bedeuten. Und Zeugnis von dieser Enttäuschung Rilkes gibt schon ein Brief vom Dezember 1918:

„Ich gestehe, daß ich zu dem Umsturz selbst zuerst eine gewisse rasche und freudige Zuversicht zu fassen vermocht habe, denn seit ich denken kann, habe ich in der Menschheit nichts dringender gewünscht, als daß sie irgendwann eine ganz neue Seite der Zukunft aufzuschlagen ermächtigt sein möge, auf die nicht die ganze Fehlersumme der verhängnisvollen Vergangenheiten übertragen werden muß. Die Revolution schien mir ein solcher begabter Moment zu sein. Aber er ist von einer so zufälligen und im Tiefsten unbegeisterten Minderheit erfaßt und ausgeübt worden, — der Geist versuchte erst nachträglich einzutreten und einzudringen, und auch dieser war nur Geist dem Namen nach und hatte keine Jugend und kein überzeugendes Feuer in seiner Natur. Vielleicht sind Revolutionen nur möglich in sehr vollblütigen Augenblicken, jedenfalls nicht nach einem mehr als vierjährigen Aderlaß... Übrigens versteh ich unter Revolution die Überwindung von Mißbräuchen zugunsten der tiefsten Tradition, und bei solcher Auffassung seh ich, wie Sie sich vorstellen können, dem Heutigen und Morgigen mit der größten Besorgnis zu..."

Dann erfolgt im Sommer des nächsten Jahres die endgültige Abwendung.

„... aber fürs Gefühl war es eine unbeschreibliche und, was das Schlimmste war, schließlich vergebliche Spannung nach allen Seiten. Denn hinter so viel Umsturz, Lärm

und bösartigem Gedräng stand zuletzt doch kein Wille zu wirklicher Veränderung und Erneuerung, den zu teilen und mitzumachen man ja nur zu bereit gewesen wäre. Der geistige Mensch müßte ja von vornherein ein Gegner und Leugner der Revolutionen sein, gerade er weiß ja, wie langsam sich alle Veränderungen von dauernder Bedeutung vollziehen, wie unscheinbar und, eben durch ihre Langsamkeit, fast unsichtbar sie sind, und wie die Natur die geistige, in ihrem aufbauenden Betreiben, Gewalt kaum irgendwo aufkommen läßt."

Rilke sieht trotzdem die Notwendigkeit des großen Sturmes ein, und daß solche reinen und kraftvollen Antriebe bei der Revolution mitgewirkt haben.

„Aber das Überwiegen materieller Bestrebungen und untergeordneter, ja arger und rachgieriger Impulse zerstörte, fast schon in den ersten Stunden, die reinere Zukunft dieses erst freudigen, später verzweifelten und am Ende schon völlig sinnlosen Andrangs."

Der Geistige könnte im Grunde auf keiner Seite stehen, seine Zukunft, schreibt Rilke,

„war weder bei diesen noch bei jenen und der Geistige ist nun einmal ihr verbündet und zugeschworen, nicht im Sinne des Revolutionärs, der von heute auf morgen eine befreite (was heißt Freiheit?) und glückliche (was heißt Glück?) Menschheit herzustellen sich anmaßen möchte, aber in jenem anderen geduldigen Verstand, daß er in den Herzen jene leisen heimlichen, zitternden Verwandlungen vorbereitet, aus denen allein die Verständigungen und Einigkeiten einer geklärten Ferne hervorgehen werden."

Nach der vorübergehenden Hinwendung zum revolutionären Geschehen und zum Weltgeschehen überhaupt trieb es den Dichter zu seiner Arbeit zurück: er brauchte eine andere Umgebung als die, die für ihn mit Krieg und Revolutionsgeschehen unlöslich verbunden war. Er ging in die Schweiz, und wenn es auch noch einige Zeit dauerte, bis er die Ruhe fand, die er für seine Arbeit suchte, so blieb er dann bis zu seinem Tode in diese seine Arbeit versenkt und stand den Zeitereignissen räumlich und geistig nur noch teilnahmslos gegenüber:

„Meine Neigung ist jetzt mehr denn je, zu tun, was ich wirklich *kann*, ganz entgegen dem Rufe der Zeit, die alle von ihrem eigentlichen Können fort in einen politischen Dilettantismus verführen möchte."

Rilkes Abkehr von der deutschen Revolution dürfte seine Stellung zu Sowjet-Rußland stark beeinflußt haben. In dem Gefühl, durch seine Teilnahme die eigene Grenze überschritten zu haben, kehrte er mit um so größerer Ausschließlichkeit zu sich selbst zurück. Er kam immer mehr dazu, den Weg der Gewalt abzulehnen und in der Revolution einen völligen Bruch mit der Vergangenheit, eine Abkehr von allem zu sehen, was ihm Leben und Welt bedeutete. Aus Unkenntnis des unmittelbaren Zusammenhanges zwischen den ökonomisch-gesellschaftlichen Verhältnissen und dem, was Rilke „geistig" nennt, erschien ihm das letzte zugunsten des ersten vernachlässigt. Der Marxismus hat von jeher von einer proletarischen Kultur gefordert, daß sie

„die wertvollsten Errungenschaften des bürgerlichen Zeitalters durchaus nicht ablehnte, sondern, im Gegenteil, sich alles Wertvolle der mehr als zweitausendjährigen Entwicklung des menschlichen Denkens und der menschlichen Kultur aneignete und verarbeitete". *(Lenin)*

Es ist nicht erstaunlich, daß die Erfüllung dieser Forderung nach der Oktoberrevolution zunächst vor den drängenderen Aufgaben zurücktreten mußte. Seit einigen Jahren aber wird gerade das geistige Erbe nirgends so bewußt gepflegt und lebendig gemacht wie in der Sowjet-Union. Der Kreis hat sich geschlossen: es gibt keine „gewaltsamen Bruchstellen" mehr, sondern die „geschichtliche Kontinuität" ist wiederhergestellt. Rilke müßte *heute* erkennen, daß der „russische Mensch", der, wie er glaubte, unterirdisch warte, wieder erwacht und im doppelten Sinne in dem Neuen „aufgehoben" ist.

FEHLER IM KLEINEN EINMALEINS

von

F. C. Weiskopf

In Heft 4 des „Wort" hat Walter Sturm unter dem Titel „Das kleine Einmaleins des Schreibens" ein Thema behandelt, das trotz seiner Wichtigkeit von uns (Schriftstellern, Kritikern, Zeitschriftenherausgebern) leider noch immer viel zu selten behandelt wird. So anerkennenswert also Sturms Entschluß ist, über das Material des Schriftstellers und über die richtige Behandlung dieses Materials, über die Gesetze der Sprache und über die Verstöße gegen diese Gesetze zu schreiben, so bedenklich erscheint uns die Art, in der dies geschieht.

An einer Anzahl sehr anschaulicher Beispiele zeigt Walter Sturm, wie nachlässig, wie falsch oft geschrieben wird. Er geht scharf ins Gericht mit den Autoren unrichtig konstruierter Sätze und falsch angewandter Bilder. Streng, aber gerecht stellt er fest:

„Wer jemand zum Meister des deutschen Stils ernennt, muß doch wenigstens einen Satz schreiben können!"

oder:

„Wie kann man einem Gelehrten die Behauptung von dem geschickten Aufbau eines Stückes glauben, wenn er sich selbst durch so ein Jammergestell von Konstruktion auszeichnet."

Und er schließt seine Kapuzinerpredigt mit den Worten:

„Sie können alle keine Sätze bilden, die Stilisten, die Gelehrten, die Journalisten, die Pädagogen, weil sie eben Dilettanten sind. Sie schreiben mit allem möglichen: mit Talent, mit Empfindung, mit Gefühl, mit Bedeutung, mit Pathos — aber ohne Kenntnis der Technik. Viele Autoren fürchten sich sogar direkt davor. Sie fürchten, ihre Eigenart, ihr Talent oder gar ihr Genie zu verlieren. Sie haben die Kunst einfach in sich, wie sie glauben, und geben sie großmütig in entsprechenden Dosen von sich."

Die Freude an diesen goldenen Worten wird leider erheblich getrübt, wenn man entdeckt, daß der Kritiker Sturm um nichts besser ist als die von ihm Kritisierten; wenn man in seinem „kleinen Einmaleins des Schreibens" allent-

halben auf Fehler stößt: auf Verstöße gegen die Sprachgesetze, auf abschreckende Satzkonstruktionen, auf unhaltbare Thesen und falsche Theorien! Gleich im ersten Absatz heißt es:

„Das Partizipium Präsens ist im Deutschen nur attributiv oder adverbial verwendbar. Es hat keine satzbildende Kraft. Erstaunt oder ironisch schütteln die Autoren die blonden, schwarzen oder grauen Köpfe. Wo bleibt die dichterische Freiheit?"

Mit Verlaub: uns dünkt, die Autoren schütteln mit Recht ihre Köpfe und die dichterische Freiheit kann ruhig bleiben, wo sie will. Dafür empfiehlt sich jedoch eine Konsultation ihrer ungleichen Schwester, der Grammatik. Eine solche Konsultation wird ergeben, daß Sturms Ansicht über das Partizip unrichtig ist. Das participium praesentis (und nicht „praesens", was hier nicht aus Vergnügen an Schulmeisterei, sondern nur deshalb vermerkt wird, weil Sturm sich einmal über das Lateinern gewisser Autoren lustig macht), das Mittelwort der Gegenwart, kann die Stelle jeder Redeweise vertreten, wenn es in seiner eigentlichen Bedeutung, nämlich als verkürzter Nebensatz, verwendet wird. In dem grammatikalisch völlig einwandfreien Satz „Der eignen Kraft nicht mehr vertrauend, wandte er sein Herz den dunkeln Künsten zu.", ist das Mittelwort weder attributiv noch abverbial gebraucht: es steht hier vielmehr als Verkürzung für einen Satz, der etwa lauten könnte: „Weil er der eigenen Kraft nicht mehr vertraute . . ."

Wir haben vorhin Sturms vernichtendes Urteil über ein „Jammergestell von Konstruktion" zitiert. Aber ist etwa folgender Sturmscher Satz ein Muster:

„Zwar ist es sehr nüchtern, aber es hilft nichts: auch die Sprache hat eine Technik, die Dichtung hat sie und die Kunst."?

Immerhin kann man der Ansicht sein, es sei eine Frage des Geschmacks, diese Konstruktion gut oder schlecht zu finden. Was soll man jedoch zu einer These wie dieser sagen:

„Wirkungen erzielt man nur, wenn man sie berechnen kann. Die beabsichtigte Wirkung ist der Inhalt, die notwendige Technik hierzu die Form."

Hier stimmt einfach gar nichts. Weder gibt es nur berechnete Wirkungen, noch sind Wirkung und Inhalt eins. Fast wäre man versucht, die Unhaltbarkeit der Sturmschen These an ihr selbst zu demonstrieren, so sehr klaffen bei ihr Wirkung und Inhalt auseinander.

„Was für primitive Vorstellungen existieren noch heute von der Flexion . . .

ruft Walter Sturm schmerzbewegt aus.

„Die Konjunktive der starken Verben leben ihr Eigendasein in Grammatiken weiter. Auch in der Literatur, trotzdem kein Sterblicher sie mehr verwendet . . . Warum schreibt man Flexionen, die kein Mensch mehr spricht? Auf daß es schöner klänge. So geht es mit der Grammatik natürlich nicht."

Nein, so geht es wirklich nicht. „Trotzdem" anstelle von „obwohl" oder „obgleich" oder „wiewohl" als unterordnendes Bindewort (also im Nebensatz) zu verwenden, ist grundfalsch. Auch kann es hier nicht „Flexionen" heißen, gemeint sind vielmehr „Flexionsformen". Und schließlich schreibt man etwas nicht „auf daß es schöner klänge", sondern „auf daß es schöner klinge". Aber Verstöße gegen den Konjunktiv der Vergangenheit gehören zu

den Erbübeln unserer heutigen deutschen Literatur: viele Schriftsteller von Rang setzen den Konjunktiv der Vergangenheit dort, wo richtig nur der Konjunktiv der Gegenwart stehen darf: viele scheinen nicht zu wissen, daß der Konjunktiv der Vergangenheit vorwiegend conditional (in der Bedingungsform) verwendet wird, anstelle der Umschreibung mit „würde" ... und deshalb sei dieser Verstoß gegen den Konjunktiv Walter Sturm nicht allzusehr angekreidet.

Was Sturm über den Ballast der Umschreibungen, über den Anachronismus bestimmter Bilder, über den Unfug des Zitierens „geflügelter Worte", über Schwulst und Überladung sagt, ist durchaus richtig und begrüßenswert. Aber er geht viel zu weit, wenn er gegen die „selbsterfundenen Metaphern" loszieht, ja es scheint fast, als wisse er gar nicht, daß unsere Sprache unzählige unentbehrliche Metaphern enthält, die uns allerdings nicht mehr als Metaphern erscheinen. Wir sind in der Literatur bewandert, ohne dabei die Beine zu bemühen: wir können uns ohne weiteres in etwas hineindenken, während Lessing noch die Metaphern als solche empfand und deshalb ein „gleichsam" davorsetzte; ein Wort entfällt uns, ohne zu fallen; wir pfeifen auf eine Warnung, ohne die Lippen zu spitzen, was wiederum eine Metapher ist usw. Die Metaphern und besonders die „selbsterfundenen" aus der Sprache und Dichtung verbannen, heißt, aus einer Wiese eine behördlich zugelassene Grünfläche, aus dem Traum eines Verliebten eine Heiratsannonce machen; heißt, die Poesie aus der Literatur vertreiben.

„Mängel können nicht als Vorzüge aufgeredet werden",

sagt Sturm,

„man hält nur das für Kunst, was nicht jeder tut. Mit Malen macht man es sich nicht so leicht, wenn auch dabei geschmiert wird. Mit dem Schreiben geht es immer wie geschmiert."

Ausgezeichnet! Aber wie paßt zu diesen Worten und zu der Feststellung, daß die freien deutschen Schriftsteller um so größere Pflichten haben, je gröber im Dritten Reich die deutsche Sprache entstellt wird — wie paßt dazu ein Satz wie dieser: „Sie müssen nicht nur gut schreiben, sie müssen *besser* schreiben"? Da steht dieses einsame „besser" schnoddrig da, ohne Vergleichsobjekt, richtig hingeschrieben „wie geschmiert" — ein trauriger Nachkomme des Morgensternschen *kategorischen Komparativs*, der die Nähe zur Näherin steigerte, worauf diese, genau so wie Sturms unglückseliges, beziehungsloses „besser", leider vergaß,

„... was sie wollte.
Sie nähte Putz und hieß Frau Nolte
und hielt all Obiges für Spaß."

Nein, Spaß beiseite: auch im Sprachlichen hat das kleine Einmaleins nur Sinn und Wert, wenn darin zwei mal zwei vier ist, nicht drei und nicht fünf. Sonst ist es wahrlich besser, zuerst einmal mit dem einfachen Zählenlernen anzufangen.

„SCHLUSSWORT"

von

Bernhard Ziegler

Es war, muß ich gestehen, nicht meine Absicht, eine Diskussion zu entfesseln, als ich meinen Aufsatz über Gottfried Benn in einen Aufsatz über den Expressionismus auswachsen ließ. Jetzt, wo ich der Aufforderung Folge leiste, der ungewollt hervorgerufenen Diskussion einen Abschluß zu geben, kann ich sagen, daß ich manches anders gemacht und manche — gelinde gesagt — Überspitzungen vermieden haben würde, hätte ich geahnt, daß meine Äußerungen zum Ausgangspunkt einer so lebhaften prinzipiellen Auseinandersetzung werden sollten.

Und doch haben eben diese „Überspitzungen" — mit deren Inhalt ich mich später auseinandersetzen werde — ihr Gutes gehabt: ohne sie würde ein Aufsatz über Gottfried Benn kaum ein so starkes Echo gefunden und uns Gelegenheit gegeben haben, ein Art „Inventur" der Meinungen wenigstens eines Teils der antifaschistischen deutschen Emigration über die jüngste Vergangenheit unserer Kunst und Kulturentwicklung aufzunehmen.

Der Aufsatz über Benn, der im Sommer 1938 geschrieben war und im Septemberheft unserer Zeitschrift erschien, war der Versuch, anhand des Werkes eines Dichters einige typische Momente der Geisteslage darzustellen, in der nicht nur die Dichtung Benns, sondern die expressionistische Kunst entstanden war. Zu Beginn wurden zwei Thesen formuliert: die eine setzte ein Gleichheitszeichen zwischen dem Geist, aus dem der Expressionismus entsprang und dem Geist, der zur Ideologie des Faschismus wurde; die andere behauptete, daß uns noch viel vom Expressionismus in den Knochen stecke.

Die erste These ist durch die Diskussion widerlegt worden; die zweite jedoch ist durch die Art, in der diese Widerlegung erfolgte, bestätigt worden.

EIN UNHALTBARES ARGUMENT

Bevor ich mich mit den wichtigsten Gedanken beschäftige, die in unserer Diskussion zum Ausdruck gekommen sind, möchte ich einige Vorbemerkungen machen.

Die erste betrifft ein Argument, welches im Laufe der Diskussion und um sie herum verschiedentlich aufgetaucht ist. Ernst Bloch hat ihm die schärfste Formulierung gegeben:

„Hier passierte nun Ziegler das Mißgeschick, daß Hitler einige Wochen, bevor Zieglers Ahnenforschung veröffentlicht wurde, in seiner münchener Rede und Ausstellung die Prämisse gar nicht wieder erkannte. Im Gegenteil, wie bekannt: rascher und sinnfälliger wurde eine falsche Herleitung und ein eilig negatives Werturteil selten ad absurdum geführt."

Bloch spricht dann weiter von der „tödlichen" Wirkung, die die Entdeckung der Übereinstimmung seines Werturteils über den Expressionismus mit der Einschätzung Hitlers für Ziegler haben müsse.

Nun, Bernhard Ziegler lebt, es geht ihm sogar gut; er fühlt sich von dieser Übereinstimmung nichts weniger als tödlich getroffen. Ja, er ist nicht einmal davon überzeugt, daß sein Werturteil über den Expressionismus allein durch Hitlers münchener Rede ad absurdum geführt sei.

Warum auch?

Ich könnte Bloch und allen, die in dem Zusammenfallen von Hitlers Definition des Expressionismus als „entartete Kunst" mit unserer Einschätzung der gleichen Kunst als „Dekadenz" schon einen Beweis gegen unsere Meinung sehen, einfach erwidern: wenn zwei dasselbe sagen, so ist es nicht dasselbe.

Ich könnte mich auch darauf berufen, daß Bloch selbst solche Übereinstimmungen nicht tragisch nimmt und in keiner Weise für beweiskräftig hält. Andernfalls würde er nicht mit so leichter Geste die Übereinstimmung abtun, in der sich seine alte These von der „Rettung" der Kunst durch eine „Wiederaufnahme der fast völlig vergessenen nordischen Linien", von der Bedeutung der „nordischen Seele", die „der Weg und die Heimat der primitiven expressiven Seele zugleich" ist, mit „Rosenbergs Nordschwindel" befindet. Wer im „Geist der Utopie" das Kapitel „Hintergründe des Kunstwollens" (Seite 23—24 der zweiten Auflage von 1923) nachliest, wird feststellen können, daß Bloch sich die Sache etwas sehr leicht macht, wenn er in seinem Beitrag zu unserer Diskussion in bezug auf seine Theorie von damals nur von „kunstwissenschaftlichen Fachausdrücken" und „expressionistischer Feierlichkeit" spricht.

Besser, ich erinnere daran, wie es in der Politik der Antifaschisten längst gang und gäbe ist, sich nicht dadurch von richtigen Urteilen abbringen zu lassen, daß die faschistische Propaganda im Zickzack ihrer Demagogie einmal etwas sagt, was auch wir sagen. Oder sollten wir unser Urteil über den Röhm und seine Schweinebande deshalb nachträglich ändern, weil Hitler diese Gesellschaft am 30. Juni auch als Schweinebande bezeichnet hat? Und sollten wir aufhören, in Blomberg und den abgetakelten Reichswehrgenerälen Volksfeinde zu sehen, weil Hitler sie verjagt hat? Ich denke, das überlassen wir — der Leser weiß schon wem.

Daß auf der münchener Ausstellung 1937 der Expressionismus als „entartete Kunst" vorgeführt worden ist, besagt an und für sich noch nichts darüber, ob ein ähnlich lautendes Urteil, von uns ausgesprochen, richtig oder falsch ist. Die Übereinstimmung liegt ja nur in der Ablehnung. Daß Hitler mit dem Begriff „Entartung" ganz etwas anderes meint als wir mit „Dekadenz, Verfall", braucht nicht erst gesagt zu werden. Die bloße Übereinstimmung in der Ablehnung des Expressionismus hat keinerlei Beweiskraft. Nicht hier liegt das Kriterium der Wahrheit. Die Wahrheit ist konkret, sagt Lenin, Hegel aufnehmend. Ob unser Urteil historisch konkret begründet ist, darauf

kommt es an — mögen die Faschisten zu dem Urteil sagen, was sie wollen. Damit ist, denke ich, ein Argument, das in der Diskussion eine gewisse Rolle gespielt hat, ein für allemal abgetan — für diesen Fall und für alle späteren möglichen Fälle.

POLEMIK ODER DISKUSSION?

Die zweite Vorbemerkung betrifft den Charakter unserer Auseinandersetzung. Kann man wirklich von einer Diskussion sprechen? Von einem Ideenkampf, in dem Schritt für Schritt durch Meinung, Gegenmeinung, erweiterte Meinung, neue Gegenmeinung und so fort die Erkenntnis des Gegenstandes vertieft wird? Schwerlich. Wir haben seit langem verlernt, zu diskutieren; jede Auseinandersetzung wird uns unter der Hand zur Polemik. Wir springen einander ins Gesicht, jeder mit seiner Meinung, anstatt nach der schönen alten Formel des Zwiegesprächs: „Ja — aber . . ." in den Gedankengang des Diskussionspartners einzugehen, ihn von innen heraus vorwärtszutreiben, die eigene Meinung an ihm zu bereichern und dem „Gegner" damit neuen Stoff zur Erwiderung zu liefern und so die gemeinsame Erkenntnis weiterzuführen.

Die Erscheinungs- und Verbreitungsbedingungen einer Monatsschrift erschweren wohl auch praktisch eine solche Durchführung der Diskussion. Es dauert eine gewisse Zeit, bis der geschriebene Artikel erscheint, bis die Nummer zum Leser kommt, bis dieser seine Antwort aufsetzt und bis sie dann wieder gedruckt wird. Wir sollten aber gerade hieraus für die Zukunft eine Lehre ziehen und bei einer neuen Diskussion uns nicht davor scheuen, die Auseinandersetzung in die Länge zu ziehen, damit die Teilnehmer wirklich fortlaufend zu den Gedanken der vorhergehenden Beiträge Stellung nehmen können. Nur so kann das erreicht werden, was wir doch wollen: die Herausarbeitung eines gemeinsamen Standpunktes nach allseitiger Beleuchtung des Problems.

Die Diskussion über den Expressionismus zeigt nur wenige Merkmale einer solchen kollektiven Selbstverständigung. Erst in den letzten Beiträgen (Heft 6) nehmen die Autoren aufeinander Bezug und sicher wird bei manchem Leser gerade erst bei diesen letzten Beiträgen der Wunsch entstanden sein, nun auch noch sein Wort zu sagen. Und da ist die Aussprache schon zu Ende!

Sie ist zu Ende, ja, äußerlich. *Diese* Aussprache über den Expressionismus und die Probleme der Kunst und Kulturentwicklung unserer jüngsten Vergangenheit ist abgeschlossen. Aber wohl jeder Leser fühlt, daß das nur ein Auftakt war, daß die Auseinandersetzung, an Hand anderer Teilfragen weitergehen wird und weitergehen muß.

Ich halte es daher auch weniger für meine Aufgabe, einen Abschluß zu geben (zumal nachdem Georg Lukacs zu den prinzipiellen theoretischen Problemen in so erschöpfender Weise Stellung genommen hat) als ein vorläufiges Fazit zu ziehen.

RESSENTIMENTS

Von einer Diskussion in dem oben angedeuteten Sinne kann auch deshalb nicht recht die Rede sein, weil die ganze Aussprache (mein Eingangsartikel mit eingerechnet) offensichtlich im Zeichen von Ressentiments stand.
Getroffen durch die Behauptung, der Geist des Expressionismus, ganz befolgt, führe in den Faschismus, hat die Mehrzahl der Diskussionsteilnehmer — alle diejenigen, die am Expressionismus schöpferisch beteiligt waren — sich in Verteidigungsstellung begeben. Die Behauptung widersprach ihrer persönlichen Erfahrung. Sie sahen in ihrer eigenen Entwicklung vom Expressionismus zum Antifaschismus zunächst das Kontinuierliche: jeder einzelne war sich bewußt, als schöpferisches Ich ein und derselbe geblieben zu sein.
Diese Position der Selbsterhaltung ist verständlich, aber sie ist dem objektiven Gang der Untersuchung nicht förderlich gewesen. Ressentiment trübt den Blick.
Von Ressentiment schien der „erschrockene", bekenntnishafte Ton zu sprechen, den ich für meinen Benn-Artikel gewählt hatte.
Ressentiments sind es, was Wangenheim dazu geführt hat, den Expressionismus eigentlich ganz aufzulösen, so daß man sich nach der Lektüre seines Beitrages unwillkürlich fragt: hat es eigentlich je einen Expressionismus gegeben? Oder hat es ihn vielleicht immer gegeben? War er nicht am Ende nur ein durch besondere Umstände (neuartiges Publikum, Notwendigkeit der Tarnung usw.) bedingtes Nebenprodukt von Kunstbemühungen, die im Grunde realistisch waren? Und ist der sozialistische Realismus nicht vielleicht erst dann richtig, wenn er sich den Expressionismus einverleibt, indem er erst dadurch der Gefahr entgeht, „glatt, klar, edel, einfältig" zu werden (oder zu bleiben)?
Noch sonderbarere Früchte hat das Bestreben, eine Kontinuität der persönlichen Entwicklung zu konstruieren, bei Herwarth Walden gezeitigt. Mit Staunen erfährt man, daß der Expressionismus gar nicht das war, als was man ihn sich immer vorgestellt hat (das wird als unechter, als „Vulgärexpressionismus" zu den Akten gelegt) sondern:

„Die Ausdrucksmittel zu finden, die den sozialistischen Realismus des Lebens zur sinnlich gestalteten Komposition bringen."

Vor Tische las mans anders! Im „Sturm" sowohl als auch in den „Einblikken in die Kunst"! Und dann sagt Walden, er habe mit dieser Definition „nichts hineinkommentiert"!
Noch bedenklicher wird die Wirkung einer mit Ressentiments geladenen Grundhaltung aber da, wo die Erhaltung der Kontinuität der eigenen Entwicklung ausgeweitet wird zu einer Kontinuität der Kunst und Stilentwicklung. Aber hier enthüllt sich dann auch um so deutlicher, wie verfehlt diese Bemühungen sind. Denn der Expressionismus wird dabei immer zur Brücke, zum Wegbereiter gerade für die Kunstrichtung gemacht, die der betreffende Autor jetzt für die eigentlich zeitgemäße hält, ohne dieses Werturteil näher zu begründen.

Herwarth Walden stellt den Expressionismus, wie gesagt, als eine Art von verschämtem sozialistischen Realismus dar. Aber was versteht er unter „sozialistischem Realismus"? Er hängt diesem Stilbegriff zur Vorsicht gleich die Wörtchen „ . . . des Lebens" an. „Sozialistischer Realismus des Lebens"—das ist an sich schon ein ganzes Programm! Was Walden praktisch meint, ist nichts anderes als der wohlbekannte „Funktionalismus":

„ . . . Schaffung künstlerischer Formen, die den Inhalt der Zeit real sichtbar und hörbar zum Ausdruck bringen . . . den Ausdruck der Zeit nicht nur in Kunstwerken sichtbar und hörbar zu machen, sondern im Leben selbst. Den Dingen, den Gegenständen die Form zu geben, die ihrem heutigen Inhalt entspricht."

Peter Fischer bejaht den Expressionismus deshalb, weil er dazu beigetragen habe,

„den ornamentlosen, sachlichen Stil schön zu finden, der sich inzwischen, vor allem in der Architektur, herausgebildet hat . . . Ohne ihn ist unsere moderne Architektur und damit eine unserer besten Kulturleistungen nicht denkbar."

Aber das ist es ja eben, daß der „Funktionalismus" und die „moderne Architektur" ebenso zur Diskussion stehen, wie der Expressionismus! Daß es also nichts für den Expressionismus besagt, wenn er wirklich den einen oder die andere hervorgebracht oder möglich gemacht haben sollte (was, nebenbei gesagt, nicht nur zweifelhaft, sondern bestimmt falsch ist).

Auch Rudolf Leonhard bejaht den Expressionismus, insofern er mehr war als Zersetzung, nämlich (nach Leonhard):

„Keim, Vorzeichen des Neuen, Vortrieb zu dem, was wir heute wollen, zum Kommenden und Sicheren."

Dieses Kommende und Sichere ist für Leonhard der „neue Realismus". Diesen habe der Expressionismus ermöglicht durch „Festsetzung des Menschlichen, Härtung der Dinge". Ja, Leonhard geht weiter und erhebt den Expressionismus zu einer *notwendigen* Vorstufe des neuen Realismus.

Ich freue mich sehr, Leonhard heute auf dem Standpunkt des Realismus zu sehen. Aber muß er, da er diesen Standpunkt erreicht hat, deshalb unbedingt die geschichtlichen Tatsachen verwirren? Die ehemaligen Expressionisten, die heute Realisten sind (oder sich bemühen, es zu sein) haben mit dem Expressionismus brechen müssen. Der Realismus ist in Deutschland seinen Weg unabhängig vom Expressionismus gegangen. Das hat Lukács überzeugend nachgewiesen. Die größten Realisten der modernen deutschen Literatur sind das, was sie sind, ohne durch die Schule des Expressionismus gegangen zu sein. Dagegen hat bisher kein deutscher Schriftsteller, der diese Schule absolviert hat, die Realisten an künstlerischer Ausdruckskraft erreicht — wo sie doch den unentwegten Realisten überlegen sein müßten, wenn Leonhard recht hätte mit dem Satz:

„Der, der es 1919 nicht getan (nämlich nicht expressionistisch gedichtet) hat, hat diese Zeit damals nicht ganz, hat nicht ganz in dieser Zeit gelebt."

Peter Fischer hat recht, wenn er sagt:

„Es genügt heute nicht, daß jeder ehrliche Deutsche Hitlers Kampf gegen die moderne Kunst verurteilt, daß viele ein persönliches Verhältnis zur expressionistischen Kunst ha-

ben, daß viele diese Bilder lieben — all das genügt nicht zur Begründung unseres Standpunktes!"

Wir können dem Expressionismus weder gerecht werden, wenn wir ihn wie eine verlassene Jugendgeliebte behandeln (wie es Bernhard Ziegler getan hat) noch wenn wir ihm als einer „ewigen Geliebten" die Treue zu wahren bemüht sind (wie das die Mehrzahl seiner Verteidiger in unserer Diskussion getan hat). Sentiments und erst recht Ressentiments sind der Wahrheitsfindung nicht förderlich.

Aus ihnen stammt auch die außerordentliche Subjektivität der Betrachtungsweise, die unsere ganze Aussprache kennzeichnet und eine weitere Ursache für ihre begrenzte Bedeutung darstellt.

Was nennen wir eigentlich Expressionismus, wo fängt er an, wo hört er auf, was gehört dazu, was nicht? So viel Autoren, so viel Meinungen! Herwarth Walden, der schon als Großmeister des „Sturm" seinen eigenen Expressionismus hatte, hat jetzt einen „echten" Expressionismus erfunden, dessen Blütezeit er in die Vorkriegszeit verlegt. Dadurch, daß er keinen einzigen Namen und kein einziges Kunstwerk nennt. die diesen „echten" Expressionismus repräsentieren, macht er uns die Kontrolle seiner Definition unmöglich. Rechnet er zum Beispiel Kandinsky dazu? Und wenn ja — dann für die ganze Zeit seines Schaffens oder nur so lange, (nämlich bis zum Kriege) wie Kandinsky seine Bilder durch den „Sturm" ausstellen ließ?

Kurt Kersten sieht viele verschiedene Richtungen im Expressionismus, die miteinander im Kampfe lagen. Er setzt wie Walden (aber sicher ohne dasselbe zu meinen wie dieser) den Akzent auf die „erste Periode", die er in die letzten Vorkriegsjahre verlegt.

Rudolf Leonhard zerfällt den Expressionismus in zwei Schulen: die (zerstörerische) Vorkriegs- und die (humanistisch-aufbauende) Nachkriegs-Richtung.

Nach Peter Fischer hat der Expressionismus seine Hauptauswirkung nach dem Kriege gehabt.

Vorwiegend an den Nachkriegsexpressionismus denken, ohne es auszusprechen, verschiedene andere Diskussionsteilnehmer.

Noch subjektiver wird das Urteil, wenn es sich um einzelne Künstler handelt. Stellt man die Namen aller Dichter und Maler zusammen, denen in den verschiedenen Diskussionsbeiträgen die Zugehörigkeit zum Expressionismus abgesprochen wird, so erhält man fast den ganzen Expressionismus!

In dieser allgemeinen Unsicherheit kommt wohl nur die Tatsache zum Ausdruck, daß jeder Autor mit einem nicht aus den vorliegenden Kunsttatsachen abgeleiteten, sondern vorgefaßten (mit Ressentiment beladenen) Begriff an den Stoff herangegangen ist und dadurch gezwungen war, das Wirklichkeitsmaterial dem vorgefaßten Begriff unterzuordnen.

DIE STOFFLICHE BASIS DER DISKUSSION

Schließlich litt die Diskussion darunter, daß das zur Beweisführung herangezogene Material stofflich sehr beschränkt war. Kurt Kersten hat mit

Recht auf die Schwierigkeiten hinsichtlich der Beschaffung des dokumentarischen Materials unter den Bedingungen des Emigrantenlebens hingewiesen. Wir waren alle auf mehr oder weniger zufällige Dokumente und im übrigen auf unser Gedächtnis angewiesen. Das Gedächtnis ist aber in solchen Fällen eine zweifelhafte Quelle: die Vorgänge, um die es geht, liegen weit zurück. Wir haben die Tatsachen, um die es sich handelt, seinerzeit aktiv oder passiv in einer ganz anderen, andersparteiischen Weise erlebt. Aus der Erinnerung heraufgeholt, kommen sie in einer Auswahl und mit Wertungen behaftet ans Tageslicht, die den Stempel unserer damaligen Bewußtseinslage tragen. Es ist sehr schwer, sie von den daraus entspringenden Entstellungen zu befreien.

Ernst Bloch, Peter Fischer, R. Leonhard und andere betonen mit Recht, daß der Expressionismus seine eigentliche Ausbildung in der bildenden Kunst gefunden hat. Und gerade die bildende Kust ist in der Diskussion zu kurz gekommen.

Hätte ich die Absicht gehabt, eine Expressionismus-Diskussion einzuleiten, ich hätte sicher mehr, ja vor allem von bildender Kunst gesprochen. Denn auf diesem Gebiet steht mir ein vielfältiges Erlebnismaterial zur Verfügung. Meine Anfänge in der Kunst lagen in der Malerei. Der Expressionismus war nicht eine Durchgangsstufe, sondern der Ausgangspunkt meiner ästhetischen Erziehung. Als junger Expressionist pilgerte ich nach der kölner Sonderbund-Ausstellung. Im Kreise von August Macke, P. A. Seehaus, Engert, Simsa, zu denen sich oft Franz Marc gesellte, wälzte ich alle Theorien des Expressionismus jener Zeit. Als Expressionist erschreckte ich mit meiner ersten Ausstellung das biedere Publikum der bonner „Literarischen Gesellschaft", und als Expressionist rief ich 1914 in München das Kopfschütteln der Schüler und des Leiters der Klasse Wirnhier hervor, in der ich damals meine Ausbildung fortsetzte.

Aber gerade aus jener Periode stammt auch meine kritische Negation des Expressionismus. Ich besinne mich, als wäre es gestern gewesen, auf den Tag, wo mir in der Klasse der Kunstschule vor einer eigenen Arbeit plötzlich aufging, wie willkürlich, wie nichts als subjektiv dieser „Stil" war — genau das Gegenteil von jener aus der Gesellschaft kommenden, zeitbedingten Verpflichtung zu einem bestimmten Stil, von der wir, Mittelalter und Gotik idealisierend, träumten. Mehr noch: hinter der äußersten, zu nichts mehr notwendig verpflichtenden Subjektivität tauchte als „stilbildender" Faktor etwas gräßlich Objektives auf: am Tage vorher hatte ich nämlich gute Ratschläge des Kunsthändlers Steinicke erhalten, der eine Ausstellung meiner Arbeiten machen wollte — Ratschläge etwa so: „Entwickeln Sie lieber jene Seite Ihres Stils; dann bekommen Sie etwas Originelles; das läßt sich auch besser verkaufen."

So sah die rauhe Wirklichkeit aus. In der Theorie hatte es anders gelautet:

„Das menschliche Innere und das Innere der Welt rücken zusammen."

Dieser später geschriebene Satz Ernst Blochs drückt etwas aus, woran wir

damals ernsthaft glaubten. Das vom ganz entfesselten und entspannten Subjekt her dargestellte Objekt sollte

„... wiedergeboren werden ... zu einer anderen als zu seiner bloßen Dingmaterialität ... zu seinem Wesen, als dem inneren Prinzip seiner, unser aller Möglichkeit." (Bloch)

Die äußerste Subjektivität sollte den Zugang zu dem, Subjekt und Objekt gemeinsamen, mystischen Grund des Lebens vermitteln. (Der Surrealismus hat später, in einer mehr politisierten Zeit, eine ähnliche Behauptung aufgestellt, um seine Methode der „automatischen Niederschrift", der hemmungslosen, direkten Aussprache des Unterbewußten mit der Bejahung der proletarischen Revolution in Einklang zu bringen, die er damals deklarierte: in der automatischen Niederschrift sollte angeblich mit dem Unterbewußten der überindividuelle Zeitinhalt zum Ausdruck kommen, der in der Periode der proletarischen Revolution nichts anderes sein könne als ein Stück von ihr.)

Das stellte sich nun alles als Schwindel heraus. Der gemeinsame geheimnisvolle Urgrund des Lebens trat in einer sehr banalen Objektivität in Erscheinung: als kapitalistischer Markt, vertreten durch den Kunsthändler, der diesen pikanten Subjektivismus brauchte, um — Bilder zu verkaufen!

Dieses Erlebnis (das eine nicht nur persönliche Erfahrung enthält) widerlegt Ilbergs Behauptung, die Expressionisten hätten einen „zwingenden, mitreißenden Ausdruck für ihr Wollen" gefunden. Ilberg urteilt hier als außenstehender Beobachter. „Wir Expressionisten" hatten durchaus nicht dieses Gefühl. Wir *suchten* diesen Ausdruck, leidenschaftlich, aber wir fanden ihn nicht! Wir konnten ihn nicht finden, denn das Wollen selber war unklar, besser: verfehlt; es stand nicht in Einklang mit den wirklich fortschrittlichen Kräften der Epoche.

Damals und in dieser Form brach ich innerlich mit dem Expressionismus — der Ausbruch des Krieges überhob mich der Aufgabe, diese Trennung gedanklich zu vertiefen. Eine Unterlassung, die später zu kuriosen Rückfällen geführt hat.

Darüber hätte ich, wie gesagt, ausführlich schreiben sollen und geschrieben, wenn ich gewußt hätte, daß ich eine Aussprache über den Expressionismus eröffne. Der aufmerksame Leser wird in meiner Darstellung der Entwicklung Benns die deutlichen Spuren dieses Erlebnisses entdecken.

Wie wertvoll solche direkten Darstellungen der Begegnung mit dem Expressionismus und der Trennung von ihm sind, zeigt der Beitrag Heinrich Vogelers. Orthodoxe Anhänger und Theoretiker der Richtung werden Vogeler wahrscheinlich das Recht absprechen, sich dem Expressionismus zuzurechnen. Wirklich war er für Vogeler nur ein Durchgangsstadium und er ist — das zeigt eine genauere Betrachtung seiner Bilder aus jener Periode — in seiner Kunst etwas Formal-Äußerliches geblieben. Aber die Schilderung der Umstände, die Vogeler auf diesen Weg und wieder von ihm fortgeführt

haben, ist für das Verständnis des Expressionismus als Zeiterscheinung doch äußerst lehrreich.
Systematisch hat sich in unserer Diskussion mit dem malerischen Expressionismus sonst nur Durus beschäftigt. Sein Gesamturteil ist, obwohl er meine Kritik als schweren Fehler bezeichnet und ihre Konsequenz toll-dreist nennt, noch negativer als das meine, und seine Untersuchung wird wohl nicht nur mir als etwas gar zu summarisch erscheinen. Den besonderen Problemen des malerischen Expressionismus wird sie jedenfalls, glaube ich, nicht gerecht. Das Zu-wenig an unmittelbarer, „liebevoller" Beziehung zur expressionistischen Malerei, das Durus' Kritik kennzeichnet, erschwert ihm die richtige Beurteilung ebenso, wie das Zu-viel, aus dem das Ressentiment seiner Verteidiger entsprang.
Im ganzen ist der malerische Expressionismus bei uns jedenfalls zu kurz gekommen. Die stoffliche Basis der Diskussion war zu schmal.

EIN WORT DER SELBSTKRITIK

Diese einleitenden Betrachtungen über die Grenzen und Mängel der Aussprache sind etwas lang ausgefallen. Aber ich glaube, daß das nichts schadet: hier waren bestimmte Lehren für spätere Diskussionen über andere Themen (ja, vielleicht auch noch einmal über das gleiche Thema) zu ziehen.
Beim Übergang zum Inhalt der Diskussion ist zunächst ein Wort der Selbstkritik am Platze.
Ich will zu Ehren der Redaktion unserer Zeitschrift gleich sagen, daß sie jenen Satz, der zum Stein des Anstoßes geworden ist, sofort beanstandet hat. Er lautete ursprünglich sogar noch anders:

„... wohin der Expressionismus, konsequent durchgeführt, führt: in den Faschismus."

Es waren nicht nur stilistische Bedenken, die die Redaktion vorbrachte („. . -führt, führt"), sondern inhaltliche. Wir einigten uns dann (ich hatte die Berechtigung der Einwände schnell zugeben müssen) auf ein Kompromiß: Ich schiebe die Schuld vom Expressionismus auf den „Geist, der ihn geboren hat", lasse den Satz aber stehen: „Das gibt am Ende noch eine Diskussion!" Also nicht so sehr aus Überzeugung von der Richtigkeit der Behauptung, als mit diesem Nebenzweck vor Augen. Ein kleiner Betrug — aber ein frommer Betrug. Ich hoffe sehr, daß der Leser mir Absolution erteilt!
Um so mehr, als ich nicht anstehe, zu sagen: So geht es natürlich nicht! *Der berüchtigte Satz ist falsch.* Dem aufmerksamen Leser hätte schon die Brüchigkeit seiner Konstruktion auffallen müssen: kann man einen Geist „anwenden", noch dazu, wenn man sein Kind ist?
Alle meine Opponenten, die diesen Satz angegriffen haben, sind damit im Recht. Am meisten, scheint mir, diejenigen, die die Ambivalenz oder besser Multivalenz des Expressionismus aufgezeigt haben, die Vielheit der Entwicklungsmöglichkeiten, die in ihm steckten. Sie ist wirklich sein hervorragendes

Kennzeichen. Nur wird sie, glaube ich, nicht dadurch bewiesen, daß die einzelnen expressionistischen Künstler verschiedene Wege gegangen sind — teils zum Antifaschismus, teils zum Faschismus, teils in ein hollywooder juste milieu oder ins Schweigen. Die Vieldeutigkeit lag im Expressionismus selber. Besonders treffend (und zugleich am schärfsten) ist die Entgegnung Kurt Kerstens. Ja, den Expressionismus notwendig in den Faschismus auslaufen lassen, heißt, letzten Endes, den Faschismus fatalistisch als unvermeidliche Fortsetzung der Weimarer Republik hinstellen! Dieser Vorwurf sitzt!

Fehlerhaft war aber noch etwas anderes: die Verwandlung des Falles Benn in den Fall Expressionismus. Wichtig ist hier wiederum nicht (wie R. Leonhard meint), daß Benn innerhalb der Bewegung mit fast allen anderen Expressionisten nichts zu tun haben wollte. Kurt Kersten weist richtig darauf hin, daß das eine allgemeine Erscheinung war. Der Fehler liegt an anderer Stelle: ein einzelner Künstler kann nicht „das Wesen" eines ganzen Stils, einer ganzen Schule verkörpern. Phidias ist nicht „die Antike", Raphael nicht „die Renaissance", Manet nicht „der Impressionismus", Benn nicht „der Expressionismus". Das Wesen ist ja gerade die *Gesamtheit* aller Erscheinungen, der zwischen ihnen bestehenden Beziehungen, das Gesetz ihrer Entwicklung.

Auf diese zwei Grundfehler meines Aufsatzes gehen auch größtenteils jene Mängel der Diskussion zurück, von denen oben die Rede war. Ein weniger subjektiv gehaltener, weniger kraß formulierender, thematisch weniger einseitiger Artikel hätte eine breitere, ruhigere, weniger mit Ressentiments belastete Aussprache ausgelöst (wenn, allerdings, er überhaupt eine ausgelöst hätte!).

Diese Widerlegung zweier wesentlicher Gedanken meines Aufsatzes ändert aber nichts daran, daß ich nach wie vor den Expressionismus als eine Sackgasse (Wangenheim) betrachte und mit Vogeler sage:

„Vom Expressionismus haben wir keinerlei kulturelles Erbe zu übernehmen."

Und zwar muß ich das gerade *nach* unserer Diskussion sagen!

VON DER KONTINUITÄT IN DER KUNSTENTWICKLUNG

Ich sprach schon davon, daß allen Verteidigern des Expressionismus das Bestreben gemeinsam ist, auf die eine oder andere Art eine Kontinuität der Entwicklung herzustellen. Aber nur in *einem* Falle ist dieses Bestreben tiefer begründet und wenigstens subjektiv berechtigt, ungetrübt von Ressentiments. Nur *eine* Betrachtungsweise ist wirklich konsequent in der Bejahung des Expressionismus und in seiner Bezeichnung als Erbgut für unsere antifaschistische Literatur: der Standpunkt, den Ernst Bloch in dieser Frage seit Jahren vertreten hat und jetzt wieder vertritt. Blochs Schlußsatz:

„Das Erbe des Expressionismus ist noch nicht zu Ende, denn es wurde noch gar nicht damit angefangen" —

ist das (vorläufig) letzte Glied einer ganzen Kette von Gedanken, an deren Anfang Bloch die expressionistische Situation beschreibt als

„... plötzliche Begegnung aller Wege in jenem verwachsenen, unscheinbaren Seitenpfad, der zur Hauptstraße der Menschheitsentwicklung geriet." (Geist der Utopie)

Ernst Bloch hat in seiner Beziehung zum Expressionismus keine künstlich konstruierte, sondern eine echte Kontinuität zu vertreten. Wir haben es bei ihm mit einer ganzen, in sich geschlossenen, philosophisch begründeten Kulturtheorie zu tun. Mit ihr hat Georg Lukács sich hier ausführlich auseinandergesetzt. Ich teile diese Ansichten Lukács' und habe ihnen nichts hinzuzufügen.

Alle anderen Bemühungen, eine Kontinuität der Kunstentwicklung des ausgehenden 19. und des beginnenden 20. Jahrhunderts herzustellen und so dem Expressionismus eine positive, progressive Funktion zuzuschreiben, sind eklektischer Natur.

Wie steht es überhaupt mit der Kontinuität auf dem Gebiete der Kunstentwicklung? Marx schreibt in der „Deutschen Ideologie":

„Die Moral, Religion, Metaphysik und sonstige Ideologien und ihnen entsprechende Bewußtseinsformen behalten hier nicht länger den Schein der Selbständigkeit. Sie haben keine Entwicklung, sondern die ihre materielle Produktion und ihren materiellen Verkehr entwickelnden Menschen ändern mit dieser ihrer Wirklichkeit auch ihr Denken und die Produkte ihres Denkens."

Diese Leugnung einer eigenen, immanenten, kontinuierlichen Geschichte der Ideologien ist eine der Grundlagen der marxistischen Kunstbetrachtung. Diese steht damit im Gegensatz zu fast allen Schulen der bürgerlichen Kunstgeschichte, die die Stilwandlungen allein in der Sphäre der Kunst betrachten, die Stile auseinander ableiten und durcheinander erklären.

Spuren einer solchen ideologischen Betrachtungsweise der Kunstentwicklung finden wir bei den meisten Verteidigern des Expressionismus in unserer Diskussion.

Es wäre äußerst wichtig, zu untersuchen, in welchen Beziehungen der Expressionismus zu den vor ihm liegenden und nach ihm kommenden Stilarten steht und welche Wandlungen er selbst durchgemacht hat. Das Studium der Übergänge würde (zumal am Beispiel von Künstlern, die solche Übergänge selbst mitgemacht haben) viele wichtige Aufschlüsse geben.

Aber nicht aus diesen Beziehungen allein, nicht aus rein künstlerischen Reaktionen ist das Wesen aller dieser Stilarten und ihrer Wandlungen zu begreifen. Die Kontinuität des vielfachen und schnellen Wechsels, seine eigentliche Gesetzmäßigkeit ist nur zu verstehen, wenn man die gesamte gesellschaftliche Entwicklung der betreffenden Periode, von den Produktionsverhältnissen bis zu den verschiedenen anderen Ideologien betrachtet, und die Erscheinungen des Kunstlebens ständig auf ihre Beziehungen zu anderen Faktoren der gesellschaftlichen Entwicklung hin untersucht.

Diesen Versuch hat Georg Lukacs in seinem Aufsatz von 1934 unternommen (ich muß nebenbei zu meiner Schande und zur Enttäuschung Ernst Blochs gestehen, daß ich diesen Aufsatz noch nicht gelesen hatte, als ich meinen Benn-Artikel schrieb. Ernst Bloch überschätzt da unsere praktische Zusammenarbeit und Arbeitsteilung und unterschätzt unsere grundsätzliche theoreti-

sche Übereinstimmung). Lukács hat diesen Versuch in seinem Beitrag zu unserer Diskussion ergänzt.

Bei einer solchen Betrachtungsweise rücken nun die scheinbar so feindlichen und angeblich im Gegensatz zueinander entstandenen Stilarten vom Impressionismus bis zur Neuen Sachlichkeit nahe zusammen. Sie stellen sich dar als eine fortlaufende, in äußerlichen Widersprüchen vor sich gehende künstlerische Widerspieglung einer sich auch auf vielen anderen Gebieten äußernden Entwicklungsperiode der spätbürgerlichen Gesellschaft, über deren Rahmen sie nicht hinausgehen.

Hier, in diesem gemeinsamen Merkmal einer Widerspiegelung von Vorgängen innerhalb der bürgerlichen Gesellschaft, die in dieser Etappe sehr heftige Erschütterungen erlebte, ihrem Klasseninhalt nach aber gleich blieb, liegt die Kontinuität des Expressionismus mit seinen Vorgängern und Nachfolgern. Seine Theorie und Praxis, seine eigenen inneren Widersprüche, die Wandlung, die er selbst durchmacht, sein Entstehen und sein Vergehen sind nur im Zusammenhang mit den gleichzeitigen Vorgängen in den anderen Sphären des gesellschaftlichen Lebens zu erkennen. Daß dem einzelnen Expressionisten nicht alle Großväter und Väter seiner Gedanken und Gefühle bekannt waren, daß er seinerzeit die Zusammengehörigkeit seiner ästhetischen Anschauungen mit politischen, philosophischen und anderen Strömungen der Zeit nicht erkannt hat und auch heute noch nicht recht erkennen will (Wangenheim spricht davon im Zusammenhang mit der Darstellung von Lukács) besagt nichts. Eine gesellschaftliche Ideologie setzt sich nicht auf die Weise durch, daß jeder Mensch der Epoche alle Bücher liest, alle Bilder betrachtet, alle Versammlungsreden anhört, in denen Philosophen, Künstler und Politiker diese Ideologie in eine Form gebracht haben. Der Vorgang ist einfacher und komplizierter zugleich und derselbe gesellschaftliche Inhalt kommt dabei in den verschiedenen Sphären der Ideologie und innerhalb ihrer wieder in den verschiedenen Individuen in sehr verschiedener, voneinander abweichender Weise zum Ausdruck. Das Gemeinsame und die allgemeine Gesetzlichkeit bei diesen Prozessen herauszufinden, ist Aufgabe der Wissenschaft. Diese Arbeit ist hinsichtlich des Expressionismus und der gesamten modernen Kunstentwicklung bisher kaum in Angriff genommen. Aber angesichts solcher Untersuchungen, wie sie die Arbeiten Lukács' darstellen, verlieren jedenfalls solche Versuche, kontinuierliche Beziehungen des Expressionismus zu anderen Kunsterscheinungen aufzuzeigen, wie sie in verschiedenen Beiträgen der Diskussion vorliegen, jede Beweiskraft zugunsten des Expressionismus.

VOM WERT DER ZERSTÖRUNG

In einem Punkte herrscht, scheint es, völlige Übereinstimmung: darin, daß eine der Hauptleistungen des Expressionismus auf dem Gebiete der Auflösung, der Zerstörung zu suchen ist. Nur darüber gehen die Meinungen auseinander, ob es *die* Hauptleistung war und gegen wen oder was sich seine auflösenden, zerstörenden Tendenzen richteten.

Rudolf Leonhard hat gewiß praktisch nicht recht, wenn er den Expressionismus als Re-aktion auf den Impressionismus bezeichnet. Die Gegenüberstellung Impressionismus-Expressionismus ist das, als was sie in der von Wangenheim berichteten Anekdote erscheint: ein Kalauer. Allein die Gestalt Cézannes, unseres Meisters in der Vorkriegszeit, verhinderte die Entstehung einer feindlichen Einstellung gegenüber dem Impressionismus.
Ilbergs Definition des auch von ihm anerkannten Zerstörungswillens als „Ausdruck einer Zeit, die nach Auflösung schrie", ist wohl zu allgemein, um fruchtbar zu sein. Kurt Kersten ist konkreter. Er schreibt dem Expressionismus der ersten, der Vorkriegsperiode, Bekämpfung oder wenigstens Negierung der allgemeinen politischen Reaktion der wilhelminischen Aera zu. Die angebliche humanistische Tendenz des Expressionismus (von der noch später zu reden sein wird) soll nach Kersten, wie jede Humanitas, lebhafte Reaktion gegen den bürokratischen Klassen- und Kastenstaat usw. gewesen sein. Aber Kersten scheint sich mit dieser Behauptung nicht recht sicher zu fühlen. Er, der die reaktionären Tendenzen des Expressionismus mit so vielen Zitaten zu belegen weiß, bleibt uns jede Spur eines Beweises für die Behauptung schuldig, der Vorkriegs-Expressionismus sei schon politisch antireaktionär gefärbt gewesen.
Es dürfte auch vergeblich sein, in jener ersten Periode vor dem Kriege Zeugnisse für einen auf politische oder gesellschaftliche Ziele gerichteten Zerstörungswillen des Expressionismus suchen zu wollen. Hier liegt die Gegnerschaft gerade einmal auf ästhetischem Gebiet. Jeder, der diese Periode des Expressionismus aktiv mitgemacht hat, wird sich erinnern, daß Ausgangspunkt aller Diskussionen und Bemühungen ästhetische Probleme waren.
Am nächsten an die wirkliche Sachlage kommt Ernst Blochs Darstellung von der Richtung der zerstörenden Tendenz des Expressionismus, wenn er sagt:

„Er, (der Expressionismus) hat den Schlendrian und Akademismus zersetzt, zu dem die Kunstwerte geworden waren."

In den Schlußkapiteln des Buches „Erbschaft dieser Zeit" ist die ästhetische Umwelt, gegen die sich die Empörung richtete, und im „Geist der Utopie" die Ideen- und Gefühlswelt, für deren Ausdruck man neue Waffen zu schmieden suchte, außerordentlich plastisch und mit der ganzen Frische eines unmittelbaren Erlebnisses geschildert.
Aber wiederum: die Glut des Hasses, der jene Kämpfer und Sucher beseelte, der Elan ihres Zerstörungsdranges besagt noch wenig über den gesellschaftlichen Inhalt und die politische Richtung dieser Bemühungen. Georg Lukács hat in seinen zwei Aufsätzen überzeugend nachgewiesen, daß die „Antibürgerlichkeit" von damals mit Antikapitalismus und proletarischem Sozialismus nichts zu tun hatte. Der Zerstörungswille war auf die Oberfläche gerichtet; er vertiefte das Zerstörungswerk, das die Zeit selbst vollzog. In dieser Vertiefung, in der Bloßlegung der Abgründe und der Aufdeckung der Hohlräume sah der Expressionismus (und sieht Bloch heute noch) eine fortschrittliche Leistung. Werner Ilberg meint sogar, daß ein Neo-Expressionismus als „Zer-

setzung des Überlieferten, Erstarrten, Konservativen" heute in Hitler-Deutschland eine positive revolutionäre Rolle spielen könnte.

Hier liegt ein Irrtum zugrunde, der nicht ungefährlich ist. Zerstörung an und für sich hat noch nichts mit Revolution im eigentlichen Sinne zu tun. Im Laufe ihrer Herrschaft zerstört eine Klasse vieles von dem, was sie selbst früher aufgebaut und angebetet hat. Die Zerstörung der gesellschaftlichen Oberfläche, die der Expressionismus bloßlegte und vertiefte, war nicht das Werk einer neuen Klasse. Auch jene rebellische Fraktion der Intelligenz gab nicht den Anstoß zu dieser Zerstörung. Er ging vielmehr von einer Fraktion der Bourgeoisie selbst aus. Auch auf dem Gebiete der Ästhetik waren die Expressionisten nicht die ersten, die den Kampf gegen Schlendrian und Akademismus aufnahmen. Auf ihre Weise hatten das schon die Künstler des Naturalismus und des Impressionismus, ja selbst des Symbolismus und des Jugendstils getan. Auf ihre Weise! Der Expressionismus brachte nur eine neue Note in diesen Kampf, gab der Zerstörungsarbeit eine neue Tönung. Etwas Neues war zum Beispiel die äußerste Konsequenz, mit der er die Zerlegung der erstarrten Regeln der Kunstproduktion in ihre Elemente verfolgte. Ich besinne mich, wie begeistert wir waren, als wir (auf dem Wege über Cézanne) plötzlich auf neue Art entdeckten, daß alles, was man auf den Kunstschulen und in den Lehrbüchern der Ästhetik als unumstößliche Regeln ausgab, nicht stimmte; daß man unter Heranziehung der Kunst anderer Kulturkreise, ja selbst durch genauere Betrachtung unserer alten europäischen Meister sämtliche Probleme (Komposition, Zeichnung, Perspektive, Farbe usw.) gesondert studieren und dabei zu ganz anderen Resultaten kommen konnte, ja mußte, als die Akademien. Aber dieses Studium, dem wir uns fieberhaft widmeten, blieb in der Analyse stecken. Auf einmal standen wir da, mit Leonardo-Cézanneschen Dreiecken, chinesischen Ausdruck-Siegeln und August Mackes bunten Glasscheiben zur Umwertung der Valeurs in der Hand und — kamen nicht vom Fleck. Es blieb bei dem, was P. Fischer „Verselbständigung der Malmittel" nennt. Ja das war wirklich eine „sehr entscheidende Tat" des Expressionismus. Aber sie führte mit nichts, aber auch gar nichts über die Problematik hinaus. Es fehlte die Substanz, um die sich die zerlegten und selbständig gewordenen Malmittel wieder hätten kristallisieren können. Es langte nur zu ... „Komposition No. 16."

Diese neue, spezifische Note, die der Expressionismus in den allgemeinen Zerstörungsprozeß trug, war ohne Vorzeichen!

Inhaltleere Zerstörung ist keine wirklich revolutionäre Waffe. Ilbergs Gedanke, ein Neoexpressionismus hätte im heutigen Deutschland eine positive Aufgabe zu lösen, erscheint mir deshalb durchaus verfehlt. Auch Wangenheim läßt ähnliche Gedanken durchblicken. Er erinnert an die „Zwanzigjährigen", die es immer wieder gäbe, er verbindet also Expressionismus mit Jugend schlechthin. Wenn es wirklich so wäre, daß in der Kunst der Aufstand der Jugend gegen die Alten stets als formalistische Rebellion zum Ausdruck käme, wäre es leicht, Kunstgeschichte zu schreiben. Aber es ist

nicht so. Die Geschichte der Stilwandlungen zeigt genügend Beispiele, daß die rebellische Jugend oft ganz im Gegenteil realistisch auftritt. War der Kampf des jungen Giotto und seiner Schule gegen den byzantinischen Formalismus kein Aufstand der Jugend? Und Chardins Auftreten gegen die Rokokodekadenz, Courbets Durchbruch durch die Front der Hofmaler des zweiten Kaiserreichs? Und die Vorkämpfer des literarischen Naturalismus in Deutschland — traten sie nicht als *Jugend* auf, begeisterten sie nicht eine Zeitlang die *Jugend?* Wofür „die Jugend" in einer bestimmten Epoche der Kunstentwicklung eintritt, das hängt nicht von den Jahren ab.
Anders gesagt: *Man kann auch realistisch experimentieren! Es gibt auch eine realistische Avantgarde!* Nirgends zeigt sich die expressionistische Befangenheit vieler Diskussionsteilnehmer (das, was ich genannt hatte: es steckt jedem von uns aus jener Zeit noch etwas in den Knochen) so deutlich, wie in der hartnäckigen Gleichsetzung des Begriffs „Avantgarde" mit dem besonderen Inhalt, den der Expressionismus ihm gegeben hat!

EXPRESSIONISMUS UND ERBPROBLEM

Ernst Bloch geht in der positiven Bewertung der Zerstörungsarbeit des Expressionismus einen Schritt weiter als Ilberg. In dem Weltbühnen-Aufsatz vom 5.11.37, den H. Walden zitiert und auf den sich auch Ilberg beruft, behauptet er, erst (oder schon) der Expressionismus habe das Erbproblem zu einem „frischen Problem" gemacht. Erst: denn das ganze 19. Jahrhundert habe unter dem Fluch des „Weh dir, daß du ein Enkel bist" gestanden, und erst der Expressionismus habe die Jugend seiner Zeit von diesem Fluch erlöst. Schon: offenbar lange, bevor die Marxisten das Erbproblem entdeckt hätten.
Beides stimmt nicht.
Der Imperialismus hat mit Kolonialpolitik, Weltverkehr, Reproduktionstechnik und manchem anderen ein riesiges neues Material an Kunsttatsachen aller Völker und Zeiten angehäuft. Aus ihm hatten bereits Impressionismus und Symbolismus geschöpft. Der Expressionismus, zu dessen Zeiten das Material mit großer Geschwindigkeit zunahm, setzte diese Ausbeutungsarbeit fort, traf aber wiederum eine *besondere* Auswahl. Rein materiell war bereits lange vor dem Expressionismus Gelegenheit gegeben, das Erbproblem durchaus neu aufzuwerfen. Der Naturalismus und der Imperialismus haben es auch getan, allerdings eben auf ihre Weise; aber auch ihr Horizont war damals schon sehr weit.
Durchaus neu aufgeworfen wurde das Erbproblem bereits um die Jahrhundertwende von marxistischer Seite. In allgemeiner Form durch Lenin (u. a. in seinen kleinen Schriften über Marx, in seinem Aufsatz über den Nationalstolz der Großrussen, in seinen Arbeiten über Tolstoi) in besonderer Form durch Mehring und Plechanow, der sogar bereits in großem Umfang die prähistorische und primitive Kunst heranzog. Allerdings war die Problemstellung eine völlig *andere* als die, die später der Expressionis-

mus gegeben hat. Es bleibt Ernst Bloch natürlich überlassen, nur die expressionistische Fragestellung als „originell" und „erquickend" zu betrachten. Aber er muß uns das Recht zugestehen, in dieser seiner Einschätzung der Leistung des Expressionismus in bezug auf das Erbe eine Überschätzung, ja ein Fehlurteil zu sehen.
Der Expressionismus hat das Erbproblem nicht nur nicht zu einem wirklich „frischen, durchaus kühnen" Problem gemacht, wie Bloch sagt, er hat es heillos verwirrt.

Wiederholen wir noch einmal: materiell hat den Schatz der Weltkunst nicht der Expressionismus entdeckt und bereichert, sondern der Imperialismus, seine Kolonialbeamten, Missionare, die Kunsthändler und ihre Kunsthistoriker. Aus diesem angehäuften neuen Reichtum haben die Expressionisten eine Auswahl getroffen. Sie ließen sich dabei von historischen Gesichtspunkten nicht beirren, sie abstrahierten von Raum und Zeit. Die Auswahl beruhte auf Intuition. Was von diesen Schätzen „echte, wahre" Kunst war, was zur „Hauptstraße der Menschheitsentwicklung" (wie sie die Expressionisten verstanden) gehörte, mußte „erfühlt" werden. Es gab dabei als Kriterium einen neuen Begriff der Kunst. Ernst Bloch hat ihn im „Geist der Utopie" vielfach formuliert als: integrale Expression, nordisch-gotische Kunst, die das vollkommene Leben, der freie Geist der Ausdrucksbewegung an sich ist; als (für die Zukunft) metaphysisch-eidetische Kunst usw. Was die so verstandene „wahre Kunst" vorwegnahm, vorbereitete, andeutete, wurde aus dem riesigen Material der Weltkunst, zu dem noch die Bildnereien der Kinder, Gefangenen (?) und Irren (!) hinzukamen, herausgeklaubt und in die Ahnenhalle gestellt. Wer einen Blick in die Ahnengalerie tun will, blättere den „Blauen Reiter" durch — die Karikatur findet er in den monumentalen Heften der „Böttcherstraße", wo das gleiche Auswahlprinzip der echten Kunst, zum Gemeingut reicher Snobs geworden, von einem tüchtigen Geschäftsmann zur — Reklame für Kaffee Haag verwendet worden ist.

War der Expressionismus in seinem Zerstörungsdrang weder eigentlich initiativ noch orginell, sondern bestenfalls Ausführer und Vertiefer von Zerstörungstendenzen, die aus einer anderen Richtung kamen, ging er also damit nicht über den Rahmen der bürgerlichen Gesellschaft hinaus, so blieb er mit seiner Formulierung des Erbproblems vollends in ihr stecken. Er hat die ungeheuer angewachsene Erbmasse in einer Weise „geordnet", daß der schöpferische Künstler nichts mehr mit ihr anfangen konnte. Wenn die moderne Kunst in ihrer expressionistischen Periode sich ganz besonders unfähig gezeigt hat, gegenüber der Überfülle auf uns eindringender Kunstwerke aller Völker, Zeiten und Stilarten einen starken überzeugenden eigenen Ausdruck zu finden; wenn sie aus dieser Erbmasse gerade das machte, was Bloch dem 19. Jahrhundert vorwirft: einen Formenschatz, aus dem man sich etwas abguckte oder zu Montagezwecken herausnahm — so ist daran eben das expressionistische Auswahl- und Ordnungsprinzip schuld: der willkürlich erweiterte Kunstbegriff, dessen Herkunft Lukács deutlich gezeigt hat.

EXPRESSIONISMUS UND HUMANISMUS

Hier ist der Ort, ganz entschieden einem Mißbrauch der Begriffe „Mensch" und „Humanismus" entgegenzutreten.

Georg Lukács hat schon von der politischen Funktion des expressionistischen Menschen gesprochen, der uns in der Dichtung jener Zeit wirklich auf Schritt und Tritt begegnet, bald mit, bald ohne „Oh"! Von was für einem Menschen da die Rede war, darauf gibt neben der Dichtung und den Selbstzeugnissen der Epoche wiederum eine ausgezeichnete Antwort Ernst Blochs „Geist der Utopie". Wie sein Weltbühnenartikel über die münchener Ausstellung, so ist auch dieses Buch zu einem guten Teil dem Nachweis des „humanistischen Kerns" im Expressionismus gewidmet.

Aber Bloch tadelt Lukács dafür, daß dieser sich, statt auf „die Sache selbst" auf indirektes Material, auf „Literatur über den Expressionismus" bezieht. Ich will daher den Leser nicht mit Zitaten aus Blochs literarischer Erläuterung des Expressionismus aufhalten, in denen „der Mensch in seiner allertiefsten Inwendigkeit, als Christus", der zum „alchymischen Maß aller Dinge wird" hervortritt. Nehmen wir die Sache selbst, nehmen wir den Menschen, wie er uns aus den Bildwerken des Expressionismus ansieht.

Erwähnen wir nur nebenbei, daß es bei vielen expressionistischen Künstlern konkrete Menschen, Menschen überhaupt nicht gibt, und zwar gerade bei sehr repräsentativen, wie etwa Kandinsky und Franz Marc. Bei Marc gehörte das zum Programm, war letzte Konsequenz der „Befreiung der Kunst aus ihrer Maskierung":

> „Wir werden nicht mehr den Wald und die Pferde malen, wie sie uns gefallen oder scheinen, sondern wie sie wirklich sind... Ich kann ein Bild malen wollen: ‚Das Reh fühlt'."

Und er hat solche Bilder gemalt, nur solche Bilder. Das war die letzte Konsequenz der Verneinung des Konkret-Menschlichen in der Kunst: Aufgabe (wenigstens scheinbar) auch noch des menschlichen Ichs des Künstlers.

Halten wir uns an die Bilder, auf denen Menschen vorkommen. Diese Wesen, bewußt deformiert bis zu den Punkt-punkt-komma-strich-Männeken Klees und den zerlegten Porträts Picassos sollen Dokumente des Humanismus, der Bejahung des Menschen, Waffen im Kampfe gegen Menschenhaß und Unmenschlichkeit sein? Grob gesprochen: ich möchte einmal sehen, was Ernst Bloch und Rudolf Leonhard (die beide so besonders das humanistische Element des Expressionismus betonen) für Augen machen würden, wenn sich ihre Geliebte vor ihren Blicken in ein solches Noldesches oder Purmannsches Scheusal, in ein Kleesches Phantom oder ein Burljuksches Gespenst verwandelte oder sich nach Picassoscher Art in ihre Bestandteile auflöste? Das sei ein Banausenargument? So urteile auch Herr Piefke? So einfach sei die Kunst mit dem Leben doch nicht verbunden?

Ja, *hier scheiden* sich eben die Geister!

Wenn ich das Wesen des Menschen in seinem geistigen und abstrakten

Sein suche und das abstrakte, geometrisierte, siegelhafte Ornament für die höchste Expression seines eigentlichen Wesens halte — dann ist diese Kunst „humanistisch".

Aber der Humanismus, von dem die Rede ist, wenn wir von Antifaschismus und vom Kampf gegen die Hitlerbarbarei sprechen, ist doch wohl etwas anderes.

Bloch selbst hat die Gleichsetzung von Expressionismus und Humanismus in dem für unsere Diskussion geschriebenen Beitrag gegenüber dem Weltbühnen-Aufsatz und erst recht gegenüber dem „Geist der Utopie" schon stark eingeschränkt und bringt selbst den Satz „der Expressionismus kreiste ums Menschliche" nur ganz verklausuliert vor. Rudolf Leonhard dagegen setzt noch unbekümmert das Gleichheitszeichen: Expressionismus war überhaupt Humanismus.

Er fügt der Deutung Expressionismus als Humanismus noch eine weitere Note hinzu: er spricht von einer „Streckung und Erweiterung des Menschlichen" durch Einbeziehung von Ägypten, der Kunst der Naturvölker, der Kenntnis der kindlichen Produktivität in unserem Menschenbegriff (Bloch setzt das Gleiche, erweitert durch Bauernkunst, Gefangenenzeichnungen und die „erschütternden Dokumente der Geisteskranken" sonderbarerweise unter der Rubrik „Volksnähe" auf das Pluskonto des Expressionismus.)

Auch hier liegt ein Irrtum vor. Die Wissenschaft des 19. Jahrhunderts hat durch eingehendes Spezialstudium viele Seiten des Werdeganges der menschlichen Psyche aufgehellt, der individuellen wie der gattungsmäßigen. Aber sie war die Wissenschaft einer Gesellschaft, die der Perspektive in die Zukunft entbehrte und infolgedessen auch die Perspektive in die Vergangenheit verloren hatte. Sie ersetzte die Geschichte durch Psychologie. Sie leugnete den Fortschritt und verlor den Maßstab dafür, was gesund — was krank, was primitiv — was reif ist. Sie war nicht mehr imstande, ihre mitunter äußerst wertvollen Teilerkenntnisse in ein Gesamtbild der aufsteigenden Entwicklung der Menschheit einzuordnen und wurde dadurch zur Pseudowissenschaft. Dieses Erbe hat der Expressionismus angetreten. Ihm gebührt die zweifelhafte Ehre, den Kunstbegriff so erweitert zu haben, daß diese Produkte der verschiedensten Sphären des Gesellschaftslebens und der menschlichen Äußerung (allerdings in einer bestimmten Auswahl) in ihm Aufnahme fanden. Das war keine fortschrittliche Tat. Die Kulturtheoretiker, die in der Vertiefung unserer klinischen Kenntnisse von der Schizophrenie, unseres Verständnisses für die totemistische und magische Bewußtseinsstufe der Menschheitsentwicklung und für die Kinderpsychologie eine Bereicherung unseres Bildes vom Menschen nicht im wissenschaftlich-analytischen, sondern im aktiven schöpferischen Sinne erblicken — diese Theoretiker sind auf den Lehrstühlen in Deutschland sitzengeblieben. Sie bauen dort mit an dem „dritten Humanismus", der zu dem Reich gleicher Numerierung gehört. Mit un-

serem, dem sozialistischen Humanismus hat diese „Erweiterung des Menschenbildes" *nichts* zu tun.
Der Beweis, daß im Expressionismus über seine zerstörende Grundhaltung hinaus wesentliche und fortschrittliche Ansätze zu einem positiven Neuen enthalten gewesen seien, das dem Sozialismus zuzuordnen wäre, scheint mir mißlungen. Daß der einzelne Expressionist in seinem „dunklen Drange" etwas anderes meinte und wollte, als er geschaffen hat — diese Möglichkeit hat bisher noch niemand bestritten. Es geht nicht um den subjektiven Willen des Einzelnen, sondern darum, was der Expressionismus objektiv als geschichtliche Erscheinung war. Wir kennen aus der Geschichte der Literatur viele Fälle, wo subjektiv reaktionär eingestellte Künstler ein objektiv revolutionäres Werk geschaffen haben. Der umgekehrte Fall: ein objektiv reaktionäres Schaffen bei subjektiv revolutionären Absichten ist deshalb an sich nichts Unwahrscheinliches. Und mit einer solchen Erscheinung haben wir es im Expressionismus meist zu tun.
Er steht vor uns als ein Teil und Ausdruck seiner „nach ihrer Auflösung schreienden Zeit", deren Verfallsförmigkeit er teilte, ohne dem Zerfall entscheidende starke, über die Zeit hinausweisende Kräfte entgegensetzen zu können.
Durch diese Schwäche hat er das getan, was Klaus Berger so energisch zu bestreiten versucht. Er hat dazu beigetragen „den Ungeist der Nazis siegen zu lassen", indem er eine bedeutende Fraktion der deutschen Intelligenz entwaffnete oder waffenlos ließ.
Er hielt die Tore offen für alle Einflüsse von außen, aus den anderen Sphären des gesellschaftlichen und politischen Lebens. Insofern war er richtungslos, multivalent, vieldeutig.
Die Künstler, die aktiv und passiv an ihm teilgenommen haben, sind, als der Expressionismus (nicht an seinen eigenen Widersprüchen, sondern durch Veränderung der gesellschaftlichen Situation) zugrunde ging, je nach den Anstößen, die sie von außen (nicht aus dem Bereich der expressionistischen Kunst) erhielten, in dieses oder jenes Lager gegangen.
Aber eben wegen dieser Vieldeutigkeit und inneren Unbestimmtheit, als Teil und Ausdruck eines Verfallsprozesses, als Kunst, in der die positiven Kräfte innerhalb des gesellschaftlichen Zerfallsprozesses keine entscheidend zur Geltung kommende Widerspiegelung erfuhren, hat er uns kein wesentliches echtes Erbgut hinterlassen.

Ich müßte zum Schluß eigentlich noch ausführlich auf die direkten oder indirekten Antworten eingehen, die ich auf meine drei „Katechismus"-Fragen (Antike, Formalismus, Volkstümlichkeit) bekommen habe.
Es wäre vor allem zu sagen, daß und warum ich nicht im entferntesten daran denke, unser heutiges Verhältnis zur Antike auf die Winkelmannsche Basis zurückzuführen. Ich wollte nur auf den Gedanken hinlenken, daß es eine andere Weiterentwicklung und Vertiefung des zeitbedingten und in seiner

Art naiven Bildes der Antike gibt, das sich die Winkelmann — Goethe erkämpft hatten.
Es wäre vieles zu sagen über den Realismus als dem Standpunkt, von dem aus erst eine wirkliche Ablehnung und Überwindung des Formalismus möglich ist — und nicht nur des Formalismus, auch des Naturalismus, an den fast alle Zweifler an der Richtigkeit des Aufrufs zum Realismus fälschlich bei diesem Wort denken.
Der Begriff der Volkstümlichkeit schließlich bedürfte besonderer Erläuterung. Wenige von den Begriffen, mit denen wir bereits operieren, sind so ungeklärt, wie dieser. Es handelt sich ja nicht nur um die allgemeine Entfernung der „modernen" Kunst vom Volksleben. Es geht darum, daß unserer deutschen Kunst insbesondere die lebendige Verbindung mit den großen Problemen unseres Volkes und seiner Geschichte verloren gegangen ist. Der Expressionismus und die anderen antirealistischen Kunstrichtungen haben ja den Begriff „Volk", wenn sie ihn überhaupt kannten, ebenso ins Allgemeine, Zeitlose, Abstrakte aufgelöst, wie den Begriff Mensch.
Aber mir scheint, daß die drei in diesen Fragen angedeuteten Themen es verdienen, daß wir uns nicht nur en passant, sondern einmal ganz gründlich mit ihnen auseinandersetzen.

VOLKSTÜMLICHKEIT

von

Fritz Erpenbeck

Es wird wohl nicht nur mir so gehen — daß nämlich die nunmehr „abgeschlossene" Expressionismusdebatte ein Gefühl der Unbefriedigtheit hinterläßt. Gewiß, diese erste große grundsätzliche Aussprache innerhalb der deutschen antifaschistischen Literaturfront war im ganzen erfreulich und sicher auch fruchtbar. Allein schon, daß das Problem des Realismus aus ihr aufgetaucht ist, macht sie wertvoll. Aber ist sie wirklich als das erste Kapitel (oder auch nur als Auftakt) der Aussprache zu betrachten, die uns wohl allen am Herzen liegt — der Aussprache über die aktuellen Fragen der antifaschistischen Literatur, die uns einander näherbringen und zugleich unseren künstlerischen Bestrebungen förderlich sein müßte?
Mir scheint, wir tun besser, in dieser Diskussion nur ein *Vorspiel* zu sehen. Es sind zu viele Reste geblieben. Wesentliche, sehr wesentliche Einzelfragen, die der Klärung bedürfen. Und in der Hoffnung, daß meine Ausführungen zum Gegenstand eines neuen Meinungsaustauschs werden, der uns näher an die brennenden Gegenwartsfragen heranbringt, möchte ich eine Frage herausgreifen.

Zu Beginn unserer Diskussion schien es, als sei die Fragestellung sehr eng, als handele es sich um eine rein literarisch-ästhetische, vielleicht sogar abgelegene, längst überwundene Angelegenheit. Aber sehr bald stellte sich etwas Wesentliches heraus: Probleme unserer antifaschistischen Literatur können nicht ohne Heranziehung der Philosophie, der Geschichte und der aktuellen Politik geklärt werden. Ein Zufall machte das besonders sinnfällig. Der Abdruck von Bernhard Zieglers erstem Aufsatz, in dem er gleich mehrere Kinder mit mehreren Bädern ausschüttete, fiel zeitlich mit Hitlers Kampfansage gegen die „entartete Kunst" zusammen; und man weiß, daß es sich bei der „Abschreckungs"-Ausstellung in München und den dort gehaltenen Reden in der Hauptsache um expressionistische Werke handelte.

Es ist verständlich und richtig, daß die gesamte antifaschistische Presse sofort die Verlogenheit und den reaktionären Inhalt des Begriffs „Entartete Kunst" enthüllte, wie ihn Hitler und seine „Theoretiker" interpretierten.* Auch wurde nicht außer acht gelassen, was der Faschismus offiziell der „entarteten" als gesunde, „artechte" Kunst gegenüberstellte. Bis dahin war die Kampfhaltung der antifaschistischen Kritik einheitlich und richtig.

Aber, wie es beim Kampf manchmal geht, es rückte eine Gefahr in bedenkliche Nähe: die Gefahr, sich vom Gegner die Taktik aufzwingen zu lassen. Und in diese Gefahr sind, so will es mir scheinen, auch in unserer Diskussion einige Teilnehmer gekommen, wenn auch nicht in ihr umgekommen. So reklamiert Herwarth Walden, auf die münchener Verurteilung hinweisend, den Expressionismus als antifaschistisch:

„Da haben die Faschisten diesmal doch den besseren Blick für ihn."

Klaus Berger geht noch weiter:

„Denn der Expressionismus ist erstmalig und großartig Geist unseres 20. Jahrhunderts gewesen. Seine Nachfolge muß und wird mit uns sein. Den Gleichschaltungs- und Annektierungstendenzen der Nazis nachzugeben, wäre politisch, gesellschaftlich, künstlerisch unrichtig. Besetzen wir das Terrain und bauen es an, wir werden damit dem Siege näherrücken."

Vorsichtiger drückt sich Kurt Kersten aus; er fragt:

„Aber wäre es nicht möglich, daß in einem Lande, in dem die faschistische Diktatur besonders drückend, besonders langdauernd ist, aber Zersetzungserscheinungen in stärkerem Maße aufweist, expressionistische Strömungen als Ausdruck mehr oder weniger latenter Opposition an den Tag träten?"

Werner Ilberg polemisiert sogar gegen diejenigen, die am Expressionismus, dem er „tatsächlich, wenigstens eine Zeitlang", objektiv revolutionäre Funktionen zuschreibt, Kritik üben:

„In der Verkennung dieser Tatsache (nämlich der zeitweiligen revolutionären Funktion des Expressionismus, *F. E.*) scheint mir die Übernahme und — mehr oder weniger — Anerkennung uns feindlicher Werturteile zu liegen ..."

Und weiter unten, über den Expressionismus:

---

* Daß wenige Wochen später in Berlin eine Ausstellung italienischer Futuristen stattfand, wurde leider nicht genügend beachtet.

„Unter Hitler aber tritt sein ursprünglicher Charakter wieder in den Vordergrund: die Zersetzung des Überlieferten, Erstarrten, Konservativen wird für den Faschismus untragbar. Die Reaktion des Reaktionärs Hitler zeigt uns, daß er den Aufruf zu etwas Neuem, Besserem aus den Werken der Expressionisten herausfühlt."

Am weitesten geht Ernst Bloch, der behauptet, Bernhard Zieglers Meinung über den Expressionismus sei ad absurdum geführt, *weil* Hitler und seine „Theoretiker" zum gleichen Thema gleich oder ähnlich lautende Meinungen äußerten. Uns will scheinen, daß Ernst Bloch sich hier die Taktik von den münchener Ereignissen hat diktieren lassen, und daß Bernhard Ziegler ihm gegenüber recht hat, wenn er in seinem Schlußwort sagt, daß sich die antifaschistische Front ihr Urteil über historische Tatsachen *unmittelbar,* durch Untersuchung des *Problems selbst* bilden müsse, und dieses Urteil, wenn sie von seiner objektiven Richtigkeit überzeugt sei, auch vertreten solle, *unabhängig* davon, ob die Faschisten über den selben Gegenstand zu ähnlichen oder gar gleich*lautenden* Urteilen gelangen.

Aber Ernst Bloch hat auch eine Seite des Problems berührt, auf die Bernhard Ziegler nicht eingegangen ist. Bloch schreibt:

„... der Betrüger von München hätte ja einen Grund dafür haben können ... die Spuren des Faschismus zu verwischen."

Indem Bloch in diesen Satz die Klammer einfügt: „man sieht allerdings nicht, welchen", gibt er der Auffassung Ausdruck, daß es solch einen demagogischen Grund für die von Bernhard Ziegler behauptete geistige Verwandtschaft zwischen Faschismus und Expressionismus nicht geben könne. Wenn wir nun auch mit Ernst Bloch darin übereinstimmen, daß es sich bei Hitlers Feldzug gegen den Expressionismus tatsächlich nicht um den Versuch handelt, „Spuren des Faschismus zu verwischen" — also wieder einmal einen Ahnen faschistischer Ideologie zu verleugnen — so wird eine andere Frage um so drängender: wie ist es zu erklären, daß sowohl Hitler und seine „Theoretiker" auf der einen und Antifaschisten auf der anderen Seite den Expressionismus mit auffallend ähnlich klingenden Argumenten ablehnen? „Entartete Kunst" und „Dekadenzprodukt" — fallen diese Begriffe, äußerlich betrachtet, nicht nahezu oder ganz zusammen?

Gewiß. Aber wir begegnen einem solchen „Zusammenfallen" der Argumente bei der Beurteilung historischer Tatsachen durch schärfste politische Gegner in der Geschichte nicht selten. Doch *gerade dann ist eine genaue Untersuchung der Gründe notwendig;* sonst gerieten die Schlußfolgerungen gar zu schön um wahr zu sein.

Als Beispiel eine Tatsache aus der Geschichte der russischen Revolution, die seinerzeit viel Staub aufgewirbelt hat. In der Periode vor der Oktoberrevolution traten die Bolschewiki ebenso wie die Sozialrevolutionäre mit der Losung auf: „Das Land den Bauern!" Man weiß, daß diese Parole entscheidend zum Siege der Bolschewiki beigetragen hat. Damals erhoben die Sozialrevolutionäre ein Mordsgeschrei: Das ist unsere Parole; Lenin hat uns unsere Parole gestohlen! Lenin hat sich durch diese Beschuldigung ebenso wenig beirren lassen wie durch die Tatsache, daß seine Parole mit der des Gegners „zu-

sammenfiel"; er war von ihrer Richtigkeit überzeugt, er hat sie durchgeführt und gesiegt. Wer die Geschichte kennt, weiß, daß das „Zusammenfallen" nur ein *formales* war: die Sozialrevolutionäre wollten die Schaffung einer Kulakenpartei *gegen* das Proletariat und die sozialistische Partei der proletarischen Diktatur; die Bolschewiki wollten — unter der gleichen Parole — die Gewinnung der besitzlosen Bauernmassen und Mittelbauern *für* die Errichtung der proletarischen Diktatur.

Wesentlich ist also (nicht nur in diesem Falle) lediglich die Frage nach den *objektiven, historischen Voraussetzungen* für das „Zusammenfallen" der Losungen, will man nicht ad absurdum geführt werden. In unserm Beispiel sind die Voraussetzungen leicht erkennbar: der Landhunger war damals allgemein; er war eine der treibenden Kräfte zur Kampfbereitschaft der Bauernmassen. Das Gemeinsame der Losungen lag in dem *Objekt,* auf das sich die Bemühungen beider, so grundverschiedener politischer Gegner konzentrierten: beide wollten die in den Massen vorhandenen Kräfte zu diametral entgegengesetztem Zweck in Bewegung bringen. Die Fragestellung hat also richtig zu lauten: wer meinte es *aufrichtig* und wer *demagogisch* mit der gleichlautenden Parole?

Und damit kehren wir zu unserm Problem zurück. Wir kennen die faschistischen Politiker zur Genüge, um zu wissen, daß sie keine grundsätzlichen, aufrichtigen, sondern nur demagogische Losungen kennen, die abzuschwören (oder gar als „Kuckuckseier" auszugeben) sie jederzeit bereit sind. Worauf es ihnen ankommt, und das ist bei unserer Betrachtung das Wesentliche, ist dies: die Massenbasis zu erhalten oder, wenn möglich, zu verbreitern. Deshalb aber knüpft die faschistische Demagogie — denn das ist ja das Wesen jeder Demagogie — an *wirklich in den Massen vorhandene* Stimmungen und Tendenzen an.

Bekannt ist, daß die führenden „Kulturfachleute" des deutschen Faschismus dem Expressionismus keineswegs von jeher feindlich gegenüberstanden. Ganz richtig erinnern Franz Leschnitzer und Gustav Wangenheim in ihren Diskussionsbeiträgen an das Goebbelswort von „der Zeit, die etwas Expressionistisches an sich gehabt" habe; bekannt ist weiter, daß der deutsche Faschismus vor seiner Machterbettelung auch den Expressionismus, wie alles andere, in „artechten" und „artfremden" teilte. In München wurde dann nur die Demagogie von damals durch eine neue, zweckmäßigere abgelöst: der Expressionismus wurde nunmehr in seiner Gänze als „artfremd", als „entartet" abgestempelt.

Bleibt also zu untersuchen, *was* Hitler zu dieser Wendung veranlaßte. Mit der psychologisierenden Erklärung, hier sei der subjektive Widerwille des verkitschten Bildchenabmalers gegen eine ihm unverständliche Kunst maßgebend, ist bestenfalls der exaltierte Ton der münchener „Programmrede" verständlich gemacht. Nicht mehr. Die Bedientenseele, die Führer zu sein vorgibt, hätte selbstverständlich mit subjektivem Widerstreben auch diesen Auftrag seiner kapitalistischen Herren, wie jeden anderen, bereitwillig durchge-

führt. Wesentlich ist hier etwas anderes, auf das viele Diskussionsteilnehmer — je nach Standpunkt bedauernd oder zufrieden — hingewiesen haben: auf die Tatsache nämlich, daß die expressionistische Kunst, sowohl in ihren malerischen und plastischen wie in ihren literarischen Erzeugnissen, *nie bei breiten Massen populär gewesen ist!* (Der Massenbesuch der „Abschreckungs" Ausstellung in München ist kein Gegenbeweis; er war eine politische Demonstration und zum Teil wohl auch auf Neugierde zurückzuführen.)

Man vergleiche die Auflageziffern expressionistischer Zeitschriften und Bücher mit anderen. Man vergleiche die Besucherzahlen etwa des „Sturm" und des „Kronprinzenpalais", der „Herbstsalons" und sonstiger Ausstellungen moderner Kunst mit anderen. Man gehe ins moskauer „Museum für westliche Kunst" in die Picasso- und Dérain-Säle und vergleiche die Zahl der Besucher und ihre Äußerungen mit denen der andern Räume. Die gleichen Beobachtungen kann man täglich in der „Tretjakowski-Galerie" in den Sälen der Künstler aus den ersten Revolutionsjahren und dann in den Sälen der Realisten machen. Im Louvre wird es kaum anders sein. Man versuche, ein expressionistisches Gedicht zu nennen, das im Volk rezitiert oder gar gesungen wird. Man beachte die fast völlige Vergessenheit des expressionistischen Majakowski und seine für ausländische Begriffe fast unvorstellbare Volkstümlichkeit in jenen Dichtungen, in denen er sein formales Können realistischen Inhalten unterordnete. Kurz: die spontane Ablehnung der expressionistischen Kunst durch die Massen — durch die proletarischen und bäuerlichen nicht minder als durch die kleinbürgerlichen — *ist* eine Tatsache.

Diese Tatsache, mag man sie nun mit Bloch bedauern oder mit Lukács begrüßen, ist den Faschisten natürlich ebenso bekannt wie uns. Und sie müssen, je länger desto dringender, versuchen, mit den Massen des Volks auch auf dem Gebiete der Kunst einen Kontakt zu behalten, ihn, wenn möglich, noch zu *verstärken*. Eine Verteidigung, gar eine Propagierung des unpopulären Expressionismus aber würde sie von den Massen *trennen*. (Früher kam es ihnen einmal auf die demagogische Gewinnung „avantgardistischer" Künstler an. An wen hätten sie sich nicht gewandt? Heute interessiert sie das gar nicht mehr. Was ist ihnen schon ein Benn?) Heute müssen sie sich, mehr als je, um das Einverständnis der *Massen* bemühen; deshalb nennen sie *das* „entartete" Kunst, was diesen Massen nie gefallen hat und nie gefallen wird. Da liegt der expressionistische Hund des Goebbels begraben!

Demnach wäre gar kein Unterschied zwischen der faschistischen und antifaschistischen Ablehnung der entarteten, der Verfalls-Kunst; demnach könnten wir das „Zusammenfallen" der Losungen eigentlich ohne Anführungszeichen schreiben?

Nein. Wir müssen, wollen wir nicht mechanisch vorgehen, nach *dem* fragen, was auf beiden Seiten an Stelle des Abgelehnten, Negierten als Positivum gesetzt werden soll.

Die faschistische Losung appelliert, wenn sie auf die gefühlsmäßige Ablehnung des Expressionismus durch die Massen baut, gerade an jene Tendenzen,

die *rückschrittlicher* Natur sind: sie schmeichelt der Geschmacksverbildung durch die Öl- und Fettdrucke, die „Künstler-Steinzeichnungen" der wilhelminischen Aera, die Fidus- und Courths-Mahler-Tradition. Unter Ausnützung und Weiterbildung dieser reaktionären Geschmackstendenzen soll den Massen Blubo-Mystik und „stählerne Romantik" aufgeschwätzt werden. Das ist der Sinn; und die „Große Deutsche Kunst-Ausstellung 1937" hat in ihren 500 von Hitler persönlich zensierten Schinken deutlich gezeigt, was der Faschismus „positiv" bietet, indem er den Expressionismus negiert. So weit die eine Seite des Problems.

Und die andere: wie sollen *wir* uns zu der Tatsache verhalten, daß die Massen den Expressionismus ablehnen?

Man könnte meinen (und die Diskussion hat es gezeigt, daß auch in unsern Reihen Ansichten oder doch Spuren davon, vorhanden sind — Walden, Fischer, Bloch), diese Ablehnung sei entweder nur der Ausdruck eines niederen verdorbenen Geschmacks, künstlerischer Unreife oder nicht herausgebildeten ästhetischen Urteils, ein Zurückbleiben der Massen hinter der „Psychologie des Maschinenzeitalters", deren adäquater und darum progressiver Ausdruck der Expressionismus war und die Montagekunst noch ist.

Eine solche Argumentation muß in der Praxis zu gefährlichen Konsequenzen führen, denn sie besagt zunächst, daß man mit den Massen des Volkes — so wie sie nun einmal sind, mit ihrem verdorbenen Geschmack, mit ihrer Unfähigkeit, die Kunst der „Avantgarde" zu begreifen — nichts Fortschrittliches anfangen kann, ohne sie vorher „umzuerziehen". Doch das ist noch die mildeste Folgerung, sie läuft auf eine Art von „Aufklärung" hinaus. Die weitergehende, konsequentere aber lautet: die Volksmassen taugen, infolge ihrer künstlerischen Zurückgebliebenheit und ihres schlechten Geschmacks, nicht als Verbündete gegen die faschistische Kunstdemagogie — beschränken wir uns auf einen exquisiten Kreis von „Kennern". Diese Behauptung formulieren, heißt für den Antifaschisten allerdings auch schon: sie widerlegen. Denn wenn dem so wäre, könnten wir einpacken.

Wir haben aber keineswegs „eingepackt", sondern sind gerade, wenn nicht alles täuscht, kräftig am „Auspacken".

Es gibt wohl kaum noch jemanden in unsern Reihen — auch nicht unter unsern theoretischen Verteidigern und Halbverteidigern des Expressionismus — der noch expressionistisch zu malen, zeichnen, dichten, filmen oder Theater zu spielen versucht. Selbst die Positionen der Neuen Sachlichkeit, des Surrealismus, der Montage werden zusehends geräumt. Die Rückkehr zum Realismus, jetzt auf höherer historischer Stufe, ist, wie Lukács nachweist und andere Diskussionsteilnehmer zugeben, eine *typische* Erscheinung in der antifaschistischen Kunst.

Aber besteht nicht die Gefahr, daß dieser neue Realismus bloß eine Modeerscheinung, bloß der Ausdruck eines der zahlreichen „Stilwechsel" bleibt? Wie erobern wir uns eine realistische Kunst, die wirklich den Wandel aus-

drückt, den der antifaschistische Kampf in unsere Weltanschauung getragen hat?

Wenn wir schreiben, malen, zeichnen, filmen, Theater spielen, so treibt uns der Wille, unser Gefühl und Wissen von den wirklichen großen Geistes- und Kulturwerten des deutschen Volkes in der reinsten und stärksten Form zum Ausdruck zu bringen; in diesem Streben liegt unsere unzerreißbare *Verbundenheit mit unserm Volke*. In diesen Blättern wurde kürzlich der Brief eines polnischen Lesers an Lion Feuchtwanger veröffentlicht, in dem berichtet wird, wie man sich im Kerker an der Erzählung eines antifaschistischen Romans aufrichtete, aus ihm neue Kraft schöpfte. Welch beglückendes Gefühl muß das für den Autor sein! Oder: bei welchem antifaschistischen Schriftsteller schwänge nicht beim Schaffen der Gedanke mit, die Hoffnung, das, was er schafft, möge doch den Weg nach Deutschland gehen, jetzt schon, und dort Eingang finden in die Herzen deutscher Menschen, um ihren Willen zum Widerstand gegen den Faschismus zu stärken! Träumen wir nicht alle davon, daß unsere Gedichte, Erzählungen, Aufsätze, Zeichnungen jenen Weg nehmen möchten, den Thomas Manns „Offener Brief", den Heinrich Manns Aufsätze, den die Satiren Brechts, die Erzählungen und Gedichte anderer Autoren in Form von Flugblättern oder Übertragungen des Freiheitssenders gegangen sind und täglich gehen? Mit einem Wort: geht es uns nicht allen und vor allem um — *die Volkstümlichkeit?*

Sicher. Aber der Weg zur Volkstümlichkeit ist verbaut. Steht uns nicht die oben aus einem anderen Anlaß erwähnte Tradition des Kitschs aller Art hinderlich im Wege? Und wird nicht dieser Kitsch mit den Mitteln einer mächtigen Industrie und von einem außerordentlich wirksamen Propaganda-Apparat in allen kapitalistischen Ländern gehütet und gefördert? Wäre es nicht etwas naiv, zu glauben, daß die (subjektiv aufrichtige) Antifaschistin, die heute noch auf ihre Courths-Mahler, der jugendliche Antifaschist, der heute noch auf seinen Karl May schwört, geneigt sei, die Wendung zum Realismus ebenso schnell und willig zu vollziehen, wie es der antifaschistische Schriftsteller gern wahr haben möchte? (Vom faschistisch beeinflußten und gefangengenommenen Leser noch ganz zu schweigen.) Die Vorherrschaft des Kitschs im Geschmack breiter Volksmassen ist die Kehrseite der Tatsache, daß die „Ismen" die Positionen der Volkstümlichkeit unbesetzt gelassen haben. Hier harren unser große Probleme.

Die Notwendigkeit der Volkstümlichkeit unserer Kunst wurde von allen Diskussionsteilnehmern leidenschaftlich bejaht, aber ganz verschieden interpretiert. Gerade in dieser Frage müßte jedoch weitestgehende *Übereinstimmung* innerhalb der antifaschistischen Literaturfront herrschen. Sonst kommen wir nicht weiter. Denn es handelt sich dabei nicht, wie es scheinen könnte, um eine untergeordnete Teilfrage des Komplexes Expressionismus und seiner historischen Wertung — *die Volkstümlichkeit ist das praktische Zentralproblem unseres künstlerischen Schaffens überhaupt.*

ZWEI STIMMEN ZU EINEM BUCH

Erich Maria Remarque:
„Drei Kameraden"
Querido Verlag, Amsterdam

I

Auf der vorderen Umschlagsklappe bezeichnet der Verlag das neue Buch Remarques als „Epos der Kameradschaft und zugleich Liebesroman von seltener Innigkeit und Kraft", und das klingt recht bescheiden neben den auf der hinteren Umschlagsklappe abgedruckten Auszügen aus englischen, amerikanischen und skandinavischen Kritiken. Da schreibt beispielsweise der Rezensent der Londoner „Times":

„Jeder, der seine Zeit bewußt miterlebt, muß dieses Buch lesen."

und sein Kollege vom „Observer" meint:

„Der Roman ist mit so echter Leidenschaft, so warm und menschlich geschrieben, daß er nur begeisterte Zustimmung erwecken kann."

Andere ausländische Kritiker wieder loben den Humor oder die unzerstörbare Kraft oder die Herzenswärme des Buches in den höchsten Tönen. Ich habe nach Beendigung der Lektüre lange über diese so lobreichen Kritiken aus London, New York und Oslo nachgedacht, und bin zu dem Schluß gekommen, daß die Übersetzer ins Englische und Norwegische wahre Tausendsassas sein müssen. Denn das deutsche Original hat nur wenig von all dem Glanz, der den ausländischen Rezensenten in die Augen stach.

„Im Westen nichts Neues" wurde ein Welterfolg. Das Thema hatte es in sich. Das Thema und die Zeit der Publikation. Der Schriftsteller Remarque mußte nun beweisen, ob seine Fähigkeiten ebenso groß waren, wie seine Chancen. Er bestand die Prüfung nicht. Sein zweiter Roman „Der Weg zurück" war — alles in allem genommen — eine Niete. Remarque tat daraufhin, was das Klügste und Beste in solcher Lage war: er verzichtete zunächst auf weitere literarische Produktion, zehrte vom Ruhm und Ertrag seines Kriegsromans und arbeitete für Hollywood.

Die Beschäftigung mit dem Film hat zweifellos auf die literarische Arbeit eingewirkt, der Remarque sich später doch wieder zuwandte. Vom Film her kommt die Grelle der Effekte, vom Film die spannende Komposition. Und geradezu für Hollywood scheinen bestimmte Typen des neuen Buches geschaffen: der rauhbeinige Kneipenwirt mit dem goldenen Herzen, der Rennfahrer im altertümlich aussehenden aber blitzschnellen Wagen, das zarte Mädchen zwischen rauhen Gesellen usw. Aus der Beschäftigung mit dem Film schöpfte der Schriftsteller Remarque manche Anregung und manche Unart. An literarischer Substanz hat er in der Zeit zwischen dem vorletzten Buch und dem Roman „Drei Kameraden" nicht gewonnen.

Erzählt wird die Geschichte dreier Männer, Kameraden aus dem Weltkrieg, die im Zivilleben nicht wieder richtig Fuß fassen konnten und als fragwürdige Existenzen am Rande der bürgerlichen Gesellschaft ihren Weg gehen, nein taumeln — ohne Ziel, ohne Plan, ohne Zuversicht und ohne Hoffnung. Der jüngste lernt ein Mädchen kennen — Pat genannt (und so wie sie heißt, ist sie auch: ein unwahrscheinliches Filmgeschöpf, halb Greta Garbo mit Schwindsucht und halb Elisabeth Bergner mit Sahne). Das Mädchen Pat wird in die Kameradschaft der Männer aufgenommen, trinkt wacker Kornschnaps mit, imponiert dem bereits erwähnten Kneipenwirt durch schnelle Anpassung an seine Umgangsformen und bringt ansonsten etwas Zartheit und Glanz in die rauhbauzige Gesellschaft. Aber das Idyll dauert nicht lange. Pats scheinbar geheilte Schwindsucht kommt neu zum Ausbruch, und einer der Drei wird von politischen Gegnern erschossen. Die zwei übriggebliebenen Kameraden suchen den Toten zu rächen und das Mädchen zu retten. Der Tote wird gerächt, doch das Mädchen stirbt ... und das Sterben (zugleich Ausklang des Buches) verrät, wieviel Talent Remarque hat, und was er leisten könnte, würde er sich freimachen von billiger Effekthascherei, würde er das Leben selbst schildern.

Remarque schildert aber nicht das wirkliche Leben, nicht die Welt. Zeit und Ort der Handlung bleiben unklar. Der Leser ahnt nur, daß er sich in einer deutschen Großstadt etwa 1932 befindet. Die Helden des Romans leben auf einer Art gesellschaftlicher Insel. Rundherum gibt es nichts. Dadurch wird der Eindruck erzeugt, daß die drei Kameraden und ihre — gleich ihnen zu den Gescheiterten gehörenden — Bekannten *die* typischen Repräsentanten der dreißiger Jahre waren. Arbeiterschaft, Großbürgertum, Kleinbürgertum, Nazis, Sozialdemokraten, Kommunisten — nichts von all dem gibt es in der sonderbaren Welt eines Romans, zu dessen Angelpunkt ein an einer Hauptperson begangener politischer Mord gehört! Aber wie wird dieser Mord geschildert! Wir erfahren weder, welcher Partei der Ermordete, noch welcher Gruppe der Mörder angehört; ja, wir wissen bis zu der Mordszene kaum, daß sich der Ermordete für Politik interessiert; plötzlich werden wir durch die Mitteilung überrascht, daß diese Hauptperson an einer — was für einer? — politischen Versammlung teilnimmt, sehr aktiv teilnimmt, und von Gegnern meuchlings erschossen wird. So entsteht gerade um diese Romanereignisse ein luftleerer Raum. Sie wirken völlig unglaubhaft, der Leser wird nicht gepackt, die Wirkung geht verloren.

Zu diesen fundamentalen Schwächen des Romans kommen andere. Es wird in einemfort getrunken. Hier soll gewiß nicht Kritik vom Standpunkt eines Anti-Alkohol-Vereins geübt werden. Aber ein Roman ist schließlich kein Propagandaprospekt für Liköre und Schnäpse. Wahrhaft poetisch wird Remarque nur bei der Schilderung berauschender Getränke oder außerordentlicher Trinkerleistungen. Der Cherry-Brandy glüht wie ein Rubin, der Rum schmeckt nach Sonne, der Kognak fließt golden, der Gin glänzt wie Aquamarin und (nochmals) „der Rum ist das Leben selbst" — alles auf zwölf Seiten. Nicht weniger aufdringlich als die Trinkerpoesie ist der Humor des Bu-

ches. Es ist ein künstlich aufgerauhter Humor, auf Flaschen gezogener „Feldgrauenwitz"; bei Karl May gab es Ähnliches, und Ähnliches gibt es in gewissen Lustspielfilmen. Zwei Romangestalten beschimpfen sich gegenseitig mit „träumerisches Känguruh" und „geisteskrankes Siebenmonatskind", „runzliger Hundsaffe" und „dekadenter Plattfuß", „krebskranker Kuhkopf" und „wandelnder Beefsteakfriedhof". Worauf es dann heißt:

„Sein Gesicht verklärte sich plötzlich. ‚Beefsteakfriedhof ist gut', sagte er, ‚kannte ich noch nicht. Kommt in mein Repertoire. Alsdann ...' Er lüftete den Hut und wir trennten uns voll Achtung voreinander."

„Ein Innenleben wie ein Kassenschrank" oder „Augen wie Spiegeleier", solche Metaphern wimmeln in Menge herum. Viel Wert wird neben der Herzlichkeit auf die stachlige Schale gelegt: immer wieder setzt es Dresche, immer wieder wird jemand Saures gegeben; kurz, wir befinden uns in einer Welt, die sichtlich unter dem Regiment eines Gottes steht, von dem Remarque sagt, er sei zweifellos „ein alter Soldat".

Zwischendurch gibt es immer wieder eine kleine Szene, ein Bild, eine Beobachtung von großer Eindringlichkeit. Aber das genügt nicht, um den peinlichen Gesamteindruck zu verwischen, um dem Leser die Frage zu ersparen: was wollte Remarque mit diesem Buch? *Heinrich Werth*

II

Liebe Kameraden,

ich will euch gestehen, ich habe euer Buch gesoffen, wie Robby eine Flasche Rum vertilgt: auf einen Sitz, runtergegossen. Es schmeckt, danke ja. Es hat Aroma, Deutschland ist drin, und schwere, schwere Erlebnisse. Aber es war ein bißchen viel, hinterher hatte ich einen tüchtigen Katzenjammer. Und mit Kaffeebohnen kauen ist da gar nichts getan. Die Leute, die man bald danach trifft, merken es doch. Aber jetzt bin ich ausgeschlafen und will mit klarem Kopf nochmals nachschmecken. Habt ihr eingeschenkt? Dann wollen wir mal ein ernstes Wort unter Männern miteinander reden.

„Im Westen nichts Neues". Damals hatten wir noch eine faustdicke Wurstigkeit in uns, die Wurstigkeit des kranken Menschenverstandes sozusagen. Wir hatten von dem schlechten Fusel der hohlen Begeisterung getrunken und mußten die Phrasen wieder von uns geben. Nachher war uns höchst jämmerlich zumute. Wer uns von Gott und der Welt erzählen wollte, der war schon abgemeldet. Uns konnte keiner mehr mit Idealen besoffen machen. Wir wußten Bescheid.

Inzwischen ist mehr als ein Jahrzehnt vergangen, und die Wurstigkeit hat sich bei den Kameraden Robby Lohkamp, Gottfried Lenz und Otto Köster in eine ausgewachsene, gallebittere Skepsis verwandelt. Aber es ist eine Skepsis eigener Art, für die es, trotz aller Scheiße, noch höchste Werte gibt: Kameradentreue, gegenseitige Hilfe, Zuverlässigkeit, Leistung. (Entschuldigt, wenn ich das so nackt sage. Ihr drei tut so etwas, aber ihr redet nicht davon. Aber einer muß es doch für euch tun, und ich hoffe, ihr werdet mich trotzdem als

Kameraden annehmen.) Und ganz tief, ihr schämt euch, es zu zeigen, sitzt eine vertrackte Gläubigkeit. In Ordnung, ich rede schon nicht mehr darüber. Aber so ist das Leben nun einmal, es ist zum Kotzen: Kaum beginnt sich ein wenig Vertrauen zu regen, kaum kommt ein düngendes Erlebnis, so daß man hofft, jetzt werde etwas zu sprießen beginnen, das Vertrauen zum Leben, zur Welt, jetzt würdet ihr Burschen langsam beginnen, einen Sinn im Leben zu finden — da kommt ein neuer Schlag, und aus ist es. Läuft einem einmal ein Mädchen über den Weg, das richtig ist, von der sogar der Gastwirt Alfons sagt, daß sie dazu gehört, — kommt einem also mal solch eine Frau über den Weg, dann muß sie es natürlich an der Lunge haben und sterben. Es gibt kein happy end. Und da soll man nicht skeptisch und zynisch werden? Zwar wissen wir genau, woher dieses Lungenleiden kommt, daß die Unterernährung während des Krieges an ihm schuld ist, aber woher der Krieg kommt, das wissen wir nicht.

Vielleicht aber doch, genau läßt sich das nicht feststellen. Kamerad Gottfried Lenz, der sich selbst den letzten Romantiker nennt, ist so unromantisch, politische Versammlungen mitzumachen, natürlich zu einer Zeit, in der es dort reichlich brenzlich zugeht. Und selbstverständlich fahrt ihr, Otto und Robby los, um ihn rauszuholen, ehe die Polente kommt. Und dann lauft ihr mit ihm gerade dadurch einem braun gamaschierten Burschen in die Arme, der den guten Kameraden Lenz mit tödlicher Sicherheit umlegt. Es bleibt ungewiß, ob Gottfried überhaupt gemeint war. Wenn es möglich wäre, daß ihr weintet, Freunde — vor dieser Situation hättet ihr es bestimmt getan. Ich auch. Und nun seid ihr nur noch zwei. Gottfried habt ihr begraben. Das bißchen Feierlichkeit dabei wurde schnell durch einen komischen Zwischenfall ausgelöscht. Es geht alles so unpathetisch zu, daß einem das Herz wehtut. Und dann stürzt ihr rasch wieder ein paar Gläser Rum hinunter, als einzigen verläßlichen Trost für harte Männer.

Und wo so blind der Zufall wütet, soll man nicht skeptisch werden? Sieht es nicht ganz so aus, als wären die sogenannten Ideen nur dazu da, das bißchen private Menschenglück, das zufällig noch verblieben ist, zu ersticken? Mußte dieser feige, hinterhältige Geselle in seinem Weltverbesserungswahn den prächtigsten Kameraden abknallen? Mußte die einfache starke Liebe zwischen Pat und Robby mit einem Blutsturz enden?

Wo beibt da der Sinn? Wo ist da Weisheit? Und Herr Hasse, der mit seiner Frau zu eng hockt und Angst um sein kleines Büroplätzchen hat; und Georgie, der Student, der schließlich beim Schweinehändler Grigoreit unterschlüpfen darf, aber dabei sein Ziel, Chemiker zu werden, verliert; und die praktisch-unpraktischen Huren — was ist das für eine Welt? Wozu lebt man da überhaupt?

Allerdings, es ist wahr, das Leben steht bei euch nie in Frage. Köster, Robby und Lenz, ihr seid tüchtige Burschen, illusionslos, mit dickem Fell, ihr fühlt euch nicht eigentlich unglücklich. Euer Freund Ferdinand, der Maler, der die Toten portraitiert, spricht es aus: „Gesegnet sei unser Leben! Und weil wir es lieben, wollen wir es nicht auf Zinsen legen. Wir wollen es kaputt machen.

Trinkt, Kinder!" — Und vorher sprach er vom „Orden der Erfolgslosen, der Untüchtigen mit ihren Wünschen ohne Ziel, ihrer Sehnsucht, die nichts einbringt, ihrer Liebe ohne Zukunft, ihrer Verzweiflung ohne Vernunft." Und dies ist das Bild, das euch vorschwebt: „Das nackte Leben und das nackte Sterben." — „Nur nichts herankommen lassen, was man herankommen läßt, das will man halten. Und halten kann man nichts."
So sieht das also in euch aus, so hat man euch aus dem Kriege entlassen. Und darüber wäre einiges zu sagen.

Liebe Kameraden, ich habe auch im französischen und flandrischen Dreck gelegen. Nehmt ihr es mir sehr übel, wenn ich euch sage, daß ich euere Haltung zwar verstehe, daß ich aber nicht sehr zufrieden mit ihr bin? Zum Donnerwetter, haben wir denn nicht noch einige Rechnungen zu begleichen? Gottfried war ja offenbar auf dem besten Wege, aber was habt ihr anderen getan, um ihm zu helfen? Ja, es ist wahr, ihr habt ihn aus der Versammlung herausgeholt. Ihr wäret ihm immer beigestanden, wenn er einen Kampf zu bestehen gehabt hätte. Nach den Gründen hättet ihr gar nicht erst gefragt, aus Kameradschaft hättet ihr ihn immer herausgeboxt. Aber — ich weiß nicht, ist es sein Fehler oder der euere gewesen, warum habt ihr nie mit ihm darüber gesprochen, was er dort verloren hatte, warum er dorthin gegangen ist? Genügte es denn, daß er sich auf euere Bereitwilligkeit verlassen konnte? Habt ihr nicht ebenso wie er ein verpfuschtes Leben hinter und vor euch? Das hat euch doch jemand eingebrockt! Sollte das nicht ein Anlaß sein, sich diesen Jemand einmal etwas näher zu besehen, wie Lenz es tat? Ihm einmal in die Suppe zu spucken? Und das habt ihr nicht getan, und das tut ihr nicht. Das ist der Vorwurf, den ich euch zu machen habe, aber, ich sage es gleich: so sehr schlimm ist es nicht, weil ich weiß, daß wir alle, die wir die Abrechnung vorbereiten, die auch euch angeht, uns auf euch verlassen können, wenn es einmal so weit ist. Das lange Vorbereiten ist nichts für euch. Wenn Alarm geblasen wird, werdet ihr euch mit als erste melden. Es ist nur ein Bedenken dabei:

Ich will nicht davon reden, daß ich es euch im Trinken nicht gleich tun, nicht so gut schimpfen und boxen kann wie ihr, von Autos (leider) nichts verstehe, daß ich also, kurz gesagt, keinen Anspruch auf euere Hochachtung habe. Aber ich fürchte sogar, daß ihr mich direkt verachten, daß ihr mich und uns, meine näheren Kameraden, die wir schon auf Vorposten liegen, verlachen werdet. Denn wir sagen manchmal, und wir glauben es immer, daß unser Denken, Tun und selbst unsere Leiden, daß aller Dreck, durch den wir künftig noch zu waten haben werden, sinnvoll ist, sinnvoll gemacht werden kann.

Karrieristen sind bei euch abgemeldet. In Ordnung. Aber warum eigentlich stehen bei euch Menschen so niedrig im Kurs, die sich nicht schämen, gelegentlich von ihrem Glauben zu reden, von dem Glauben, daß es möglich sein muß, die Welt besser, zweckmäßiger zu organisieren? Zwar ist in dem Bericht über euer Leben nichts davon zu lesen. Ihr kennt solche Gestalten offenbar gar nicht, sie kommen nicht in euren Gesichtskreis, aber man spürt es, wie

ihr darüber denkt. Seit ich von euch gelesen habe, schäme ich mich ein bißchen, etwas vor euch vorauszuhaben, wenn es euch auch wahrscheinlich als Windbeutelei erscheint. Alle Leute, die saufen können, sind für euch in Ordnung; so scheint es. Aber solche Leute gibt es bei denen, die euch euern Gottfried umgelegt haben, möglicherweise mehr, als bei uns. Und da sehe ich die große Gefahr: Wer garantiert uns, daß ihr immer den Feind richtig erkennen werdet? Ihr habt einen guten Instinkt, das ist wahr. Ihr merkt auf hundert Schritt Entfernung, was Phrase ist, ihr spürt die Ehrlichkeit selbst bei einem Pastor. Alles richtig. Und darauf möchten wir uns auch verlassen. Aber besser wäre es doch, wir könnten uns auf mehr verlassen, darauf nämlich, daß ihr den Willen habt, der gesegneten Gesellschaft, die uns alle in dieses Schlamassel hereingebracht hat, das Handwerk zu legen, damit solche Ungeheuerlichkeiten wie der Krieg nicht mehr möglich sind, solche Sinnlosigkeiten, wie sie den Herrn Hasse, den Georgie, den Ferdinand Grau betroffen haben, ein für alle Mal nicht mehr gelebt zu werden brauchen. Ehe man schießt, muß man aber den Feind kennen. Das beste Gewehr nützt nichts, wenn man nicht versteht, richtig zu zielen. Und dies ist der Wunsch, den ich habe, und bestellt das auch dem Kameraden Remarque:

Liebe Kameraden, laßt euch nicht von uns abdrängen, haltet mit uns Tuchfühlung. Wir haben abzurechnen, und dabei zählen wir sehr stark auf euch. Werft eure Skepsis und euren Zynismus wenigstens dann beiseite, wenn der große Mobilisierungsbefehl kommt, der echte, bei dem wir wissen, um was es geht, bei dem wir unser Gewissen nicht wieder mit dem Oberflächenwort: „Krieg ist Krieg" entlasten müssen. Wir brauchen euch und alle Kameraden, gerade euch, nicht zu einem Privatkrieg, und nicht für ein Privatglück. Wir können euch nicht versprechen, daß nicht mehr jung gestorben wird, wenn wir gesiegt haben werden, aber daß weniger sterben und später, daß die Menschen in mehr Muße und größerer Unbekümmertheit alt werden können, dafür garantieren wir euch. Lohnt sich das nicht, Robby? War deine Pat kein Kriegsopfer? Na also!

Nun lebt wohl! Ich habe mich, trotz allem, gefreut, euch zu begegnen. Ihr lebt stark, manchmal wie im Kinowunderland. Das macht Spaß, wenn euer Auto, das ihr Karl getauft habt, trotz des klapprigen Gestells das Rennen gegen die großen Fabriken macht. Solche Lausbübereien gehören zu euch, ebenso wie euer blühender Reklamebaum. Mit eurer Findigkeit und Wendigkeit werdet ihr trotz allem schon durchs Leben kommen, in jedem Kulturstaat. Auf Wiedersehen in Deutschland, wenn es einer sein wird.

Werner Ilberg

DER VERFÜHRER

Ernst Weiß: „Der Verführer"
Humanitas-Verlag, Zürich

Ein Ich erzählt die Geschichte seines Lebens. Am Ende der Erzählung ist der Held etwa Ende zwanzig. Das Alter des Erzählers ist nicht recht abzuschätzen. Ein zweiter Band wird diese Autobiographie fortsetzen.

Kleine, langsame und stille Sätze malen den Knaben. Er ist von einer Heftigkeit, die, sobald sie nach außen dringt, fast idyllisch wirkt. Die heiße Liebe zu dem schönen, leichtsinnigen Mann, der sein Vater ist, wuchert wie eine Treibhauspflanze: üppig und ohne rechte Wirklichkeit. Die Erinnerung an die flüchtige Begegnung mit dem schlanken, rothaarigen, grünäugigen Mädchen, von dem der Junge nichts weiter weiß, als daß es A. v. W. heißt, wird immer explosiver und zugleich immer mehr eine pure Imagination.

Der Leser erwartet nach diesem, in getragener Tonart vorgebrachten Präludium ein kleines und stilles Leben. Er denkt: die Wellen der Welt werden, wenn sie überhaupt den Strand dieser Seele erreichen, nur sehr leise anschlagen. Da tritt eine Überraschung ein. In dem Jahrzehnt zwischen dem siebzehnten und dem siebenundzwanzigsten Lebensjahr drängen sich die Sensationen. Ein Konkurs nach dem Tode des Vaters eröffnet die Reihe. Folgt ein Gewinn von 372 217 Francs im Casino zu Monte Carlo. Dann erlebt das Ich eine sehr schwierige Bergbesteigung mit einer lebensgefährlichen Pointe. Die Verwicklung in eine hochpolitische Affäre setzt die Kette der heftigen Ereignisse fort. Der Verlust des gewonnenen Vermögens beim Spiel, ein Duell und der Abmarsch in den Weltkrieg beenden das bunte Jahrzehnt. Diese aufregenden Historien jagen einander, ohne daß der Erzähler auch nur einmal daran dächte, die Stimme zu heben oder die Rede zu beschleunigen. Die lauten Ereignisse und die leise Sprache bilden einen beunruhigenden Kontrast. Man hat es hier mit Knalleffekten consordino zu tun; die aufregendsten Stürme schleichen über Samt.

Im Mittelpunkt der vielen interessanten Historien, die dies reiche Buch enthält, steht als Held immer das Ich. Aber die vielen Mittelpunkte haben ihrerseits, scheint mir, keinen Mittelpunkt. Dieser reizvolle Roman wirkt etwas wie ein Bündel von Szenen, die nur dadurch zusammengehalten sind, daß sie derselben Person zugeschrieben und in derselben anziehenden, gleichmütigsanften Melodie vorgetragen werden. Da es aber nun Anzeichen gibt, daß dies nicht die Absicht des Autors war, so muß man fragen, was für ein Ich hier dargestellt werden sollte.

Den deutlichsten Hinweis gibt der Titel. Der Roman des Verführers war geplant. Das Ich ging mit einer Lili in einen Park. Sie setzten sich auf eine Bank. Ich erzählt:

„Ich weiß nicht, hatte sich mein Gesicht dem ihren oder ihr Gesicht dem meinem genähert, schon spürte ich den Flaum ihrer Wangen an meinen, und ihre Haare streiften meinen Hals in der Öffnung des Kragens, schon sah ich ihre Lippen sich schließen und

sich zart vorwölben, wie um mich zu küssen, als ich mich wieder gewann. Ohne zu überlegen, ohne den Versuch zu machen, auf gewaltsame Weise ihr zu entrinnen, wandte ich eine kleine Waffe an, die ich zum ersten Mal gebrauchte. Ich kühlte unsere Glut ab, indem ich sie nach etwas Gleichgültigem fragte, nach dem, was mir eben in den Sinn kam, — nach der Gelbsucht des alten Buchhalters Peters. Sie fuhr zurück, als hätte ich sie gestochen, ihre Hand ließ die Armlehne los, ihre Lippen erschlafften mit einem Male, ihre Schultern hoben sich zu einer ratlosen Frage, die sie verschwieg. Auch ich schwieg nun, und sie war es, die mir jetzt Platz machte auf der jetzt schon ganz im Dunkel liegenden Bank. Es ist ein gutes Gefühl, sich zu beherrschen und über dem anderen zu stehen, den nichts als seine Leidenschaft beherrscht."

Dann sind sie auf dem Land. Sie drängt sich an ihn; und schon schlägt sein Herz mit einer „fürchterlich starken Süße". Aber, so berichtet der Erzähler,

„Mein Geist gehorchte mir, ich dachte nicht an das blühende, in der lautlosen Hitze zitternde Geschöpf, sondern ..."

Sondern er dachte an das alte komische Dienstmädchen zu Haus; das tertium comparationis war die gemeinsame Einstellung Lilis und Marthys zur Ehe. Woher kam die Strom-Unterbrechung? Weiß gibt eine doppelte Erklärung. Einmal sagt er nicht sehr klar: „Mein Geist gehorchte mir"; und dann, etwas klarer: „Ich hatte Angst vor ihr." Ich führe diese Details an, um deutlich zu machen, weshalb der Leser dieses Romans nicht recht weiß, woran er mit diesem Ich ist; Weiß scheint seine Hauptfigur nicht scharf gesehen zu haben. Als Beweis dafür noch eine dritte Stelle. Sie sind in Lilis Zimmer. Lili, die aufgeregt hastig nur mit Mühe ihre Sachen losnestelt, bittet ihn, dunkel zu machen. Er berichtet:

„Als ich am Fenster stand, hatte auch ich Schwierigkeiten mit Schnüren, und zwar mit denen des Vorhangs aus Zwillich. Ich mühte mich ab, den allzufesten Knoten aufzulösen. Aber während dieser wenigen Minuten war etwas wie Vernunft und kalte Überlegung in mir erwacht."

Wieder wird nicht gesagt, aus welchen Motiven der Vernunft und der kalten Überlegung Ich von Lili abläßt. Und diese Liebesgeschichte ist ein Beispiel für viele. Der seelische Boden dieser Zurückhaltung, welche die Qualifikation als Verführer beweisen soll, ist nicht recht zu durchschauen.
Aber das ist nicht das Entscheidende. Wichtiger ist, daß dieser Verführer auch in seinen Verführer-Szenen nicht allzu verführerisch wirkt. Es gibt da nicht viel mehr als einige kleine Erfolge, die immer dem zufallen, der zu warten versteht. Auch weiß dieses Ich ein paarmal kleinen Mädchen recht geschickte Wort-Schlingen zu legen, in denen sie sich dann auch wirklich fangen. Aber Weiß plante offenbar mehr. Zuerst hatte ich den Eindruck, daß er eine Figur zeichnen wollte, wie sie Kierkegaard vollendet in seinem „Tagebuch des Verführers" gezeichnet hat. Aber eine Verlagsnotiz auf dem Umschlag des Buchs, die vom Autor stammen oder wenigstens autorisiert sein dürfte, charakterisiert das Ich dieses Buchs also:

„Ein Mensch, der sich selbst so tief besitzt, wird nie untergehen."

Nur aus diesem Satz — also aus dem Kommentar, nicht aus dem Roman — läßt sich diese Intention ablesen. Weiß wollte das Verführertum als die Folge einer ungeheuren geistigen Disziplin darstellen; man denkt etwas an Otto

Flakes Heldengestalten. Dieser Verführer hat also nichts zu tun mit seinem Namensvetter, der heute die Welt beherrscht.
Meine Einwände sagen nichts gegen den großen poetischen Reiz und die bewundernswerte Fülle dieses schönen Buchs. Ich liebe den Erzähler Weiß und folge ihm auch dann noch gern, wenn er sich mir verirrt zu haben scheint. Vielleicht wird auch von dem zweiten Band her der erste Licht erhalten. Dann wird vielleicht noch einmal Gelegenheit sein, auf diesen ebenso lockenden wie problematischen Roman zurückzukommen.

Ludwig Marcuse

DIE EROBERUNG DES NORDPOLS

Michael Wodopjanow:
„Der Traum eines Piloten"
Malik-Verlag, London

Als die Sowjetunion zur großen Nordpolexpedition rüstete, wandte sich ihr das lebhafte Interesse der ganzen Welt zu. Die Namen der Expeditionsteilnehmer gingen durch alle Zeitungen, das Schicksal der Eisscholle, auf der die erste Nordpolstation ihre Zelte aufgeschlagen hatte, wurde fieberhaft, in allen Ländern, von Telegramm zu Telegramm verfolgt. Das Unternehmen der Sowjetgelehrten, die sich für ihre Forschertätigkeit auf einer treibenden Eisscholle aussetzen ließen und die zum erstenmal in der Geschichte der Menschheit sich monatelang am Nordpol aufhielten und arbeiteten, erschien wie eine Robinsonade des XX. Jahrhunderts, wie der verwegene Traum eines Jules Verne.
Und ein Traum war tatsächlich der Verwirklichung dieses großartigen Experiments vorausgegangen.
Der berühmte Arktisflieger Michael Wodopjanow träumte von der Befliegung des Nordpols. Der Traum beschäftigte ihn so bezwingend, daß er ihn 1935 niederschrieb. Dieses Manuskript des Fliegers Wodopjanow „Der Traum eines Piloten" ist nunmehr in deutscher Sprache im Malik-Verlag, London, erschienen und ihm war das schönste Schicksal beschieden, das ein Autor seinem Werk wünschen kann: die Verwandlung des Traumes in die Wirklichkeit, denn als 1935 die Sowjetunion die Organisierung der Expedition in Angriff nahm, wurde der Roman Wodopjanows als Grundlage für die Ausarbeitung des technischen Plans verwandt und an demselben Tage, an dem in Moskau sein Theaterstück „Traum eines Piloten" uraufgeführt wurde, landet Wodopjanow mit seinem schweren Flugzeug wirklich am Pol.*)
„Der Traum eines Piloten" schildert die Eroberung des Nordpols durch Flugzeuge, eilt den Geschehnissen des Jahres 1937 in kühner Phantasie vor-

*) Vgl. Heft 8, 1937, Seite 112: „Der Autor ist verreist".

aus. Die Flieger Blinow und Besfamilny (Namenlos) unternehmen gemeinsam mit Wissenschaftlern den Versuch, am Nordpol zu landen, sich an dieser „Wetterküche" der Welt häuslich einzurichten den Schwierigkeiten des über raschend wechselnden Klimas Herr zu werden und dort die erste Wetterstation der Sowjetunion zu errichten.

Mit welcher Gründlichkeit, unter Ausnutzung der modernsten Technik und neuester Erfindungen hier eine Mannschaft zu Pionieren der Wissenschaft wird, das schildert Wodopjanow mit der Einfachheit eines Erzählers, der die verblüffendsten Abenteuer mit der größten Selbstverständlichkeit wiederzugeben weiß. Wir erleben die Eroberung des Nordpols und die heroische, in innigster Kameradschaft durchgeführte Forscherarbeit. Hier träumte nicht nur ein Romantiker, hier überließ sich nicht ein waghalsiger Flieger seiner tollkühnen Phantasie allein, hier schrieb ein Mensch mit dem Bewußtsein, die Technik für neue Eroberungen nutzbar zu machen, hier schmiedete ein furchtloses Gehirn zukunftssicher den Weg zu neuen Erkenntnissen, hier widmete ein Mensch des sozialistischen Staates seine Schaffenskraft der Aufhellung eines bisher nicht erforschten Teiles unserer Erde.

Das Buch ist spannend geschrieben und mit dem Pathos, mit dem Enthusiasmus dessen, der der Verwirklichung seiner kühnsten Träume sicher war. Und wie im Leben des Fliegers Wodopjanow Traum und Wirklichkeit sich immer miteinander glücklich verbanden, so wurde auch in diesem Buch neben den Traum die praktische Durchführung gestellt.

Der zweite Teil des Buches enthält Beiträge zur Geschichte der Eroberung des Pols, versehen mit einer Karte und einundzwanzig Photographien. Hier wird vom Leiter der Expedition, von den Überwinterern Papanin, Krenkel, Schirschow, Fedorow und anderen Mitarbeitern die Durchführung der großen Polarexpedition 1937/38, an der Wodopjanow als Kommandeur der Flugzeugstaffel teilnahm, eingehend beschrieben und wir erleben in diesem zweiten Teil die Realisierung des Traumes des Schriftsteller-Fliegers, die in der Wirklichkeit nicht minder kühn als in der Phantasie vollbracht wurde.

Maria Arnold

HEITERE SPRACHWISSENSCHAFT

Paul Eisner: „Lébendiges Tschechisch — Das Tschechische, wie es wirklich ist." Obisverlag, Prag 1938

Diese Rezension beginnt wie ein Märchen. (Weshalb, wird man gleich sehen.) Es war einmal ein deutscher Schriftsteller, Hans Reimann mit Namen, der gab bei einem deutschen Verleger, Gustav Kiepenheuer geheißen, ein „Vergnügliches Handbuch der deutschen Sprache" heraus, das neben

Sprachkuriositäten und Sprachulk viele gescheite und richtige Betrachtungen über das Deutsche enthielt.
Das war im Jahre 1932. Seither ist aus dem Schriftsteller Hans Reimann ein „geistiger SA-Mann" des Reichsschrifttumskammerführers geworden, und auch der Gustav Kiepenheuer ist gestorben und lebt als brauner Leichnam fort, und aus der deutschen Sprache ist in dem Reich der Rassegesetze eine Promenadenmischung von Karl-May-Jargon und k. k. Amtsstil, Kasernenhofsprache und Stefan-George-Ersatz geworden.
„Vergnügliches Handbuch der deutschen Sprache", das war einmal (und wird wieder sein, wenn mit dem ganzen übrigen tausendjährigen Zauber auch das Braunwelsch auf den Misthaufen der Geschichte wandert).
Einstweilen befassen sich die vergnüglichen deutschen Sprach-Handbücher mit fremden Idiomen. Da hat zum Beispiel Paul Eisner ein kleines Werkchen über das „lebendige Tschechisch", über die Sprache, wie sie im Volk lebt, sich verändert, Kapriolen schlägt, geschrieben — ein dünnes Buch, das aber schwer wiegt durch das philologische Wissen, die Liebe zur Sache, den Witz des Verfassers.
Den größten Genuß aus der Lektüre dieses Buches wird natürlich der Leser ziehen, dem das Tschechische geläufig oder doch wenigstens nicht ganz unbekannt ist; aber selbst der völlig Unbewanderte, dem die Häkchen und Striche, die sieben Fälle und andere Besonderheiten der tschechischen Sprache verschlossene Geheimnisse sind, wird Eisners Werk nicht ohne Gewinn lesen. Eisner hat das getan, was Luther empfahl: er hat dem Volk aufs Maul geschen. So wird seine Philologie zugleich zur Volkspsychologie und Soziologie. Der demokratische Grundcharakter des tschechischen Volkes wird aus seiner Sprache offenbar; das Schwejkische, aber auch das trotzig Hussitische; die Abneigung gegen Drill und Parade, aber auch die Liebe zur Freiheit und die zähe Tapferkeit.
Ein paar Beispiele mögen Eisners Methode und ihre Ergebnisse dartun:

„FANDA, FANOUŠ, FANOUŠEK leiten sich von František (Franz) ab, doch daran denkt nur Philologenweisheit: denn es sind längst schon die Namen für die Zuschauer, Zaungucker, Hymniker, Querulanten, Exzedenten der Sportveranstaltungen."

„FANGLIČKAR. Die Fahne heißt tschechisch prapor, darum praporčík der Fähnrich praporečník, der Bannerträger. Korouhev ist das Banner, die Standarte: vlajka die Flagge. Also eine ganze Anzahl an Vokabeln. Dennoch ist die deutsche Fahne als fangle eingedrungen, ihr Deminutiv ist die fanglička und von der fanglička ist der fangličkář gebildet. Bezeichnet den Hurrapatrioten, einen, der seine dauernde Lust hat am Ausstecken und Schwenken von Fähnlein."

„HAKOUŠEK. Der Hakenkreuzmänne, der erwachte Sumper und arteigene Simandl. Neben anderen Vorzügen hat das Wort auch den, das es an fanoušek anklingt. Ein nicht zu missendes Wort."

„HITLERČÍK. Ein regulärer Anhänger Hitlers heißt hitlerovec, das Wort stellt denominativ fest. nichts weiter. Hitlerčík jedoch ist ein Hitlerbub und -bubi, ein sehr erwachsener. Er ist mit dem hakoušek verschwägert, siehe diesen."

„ŠAVLIČKÁŘ ist einer, der eine šavlička hat, einen ulkigen Säbel, und mit ebensolchem rasselt und herumfuchtelt. Man macht dieser Sprache nicht so leicht etwas vor: so ist der fangličkář einer, der es mit dem bunten Fahnenlappen hat... einer, der immerzu

für die unveräußerlichen Belange eine Lanze bricht und eine Bresche schlägt, doch die Sprache befördert ihn wieder hinaus. Siehe auch den hejslovan, dessen sprachlicher Ursprung unterhaltsam ist. Da sind die Anfangsworte des Trutzliedes Hej Slované; aus der Mehrzahl wird eine Einzahl, aus zwei Vokabeln eine; der hejslovan ist dann ganz ungefähr der Radau-Slave."

„HAJZL kommt vom deutschen Häusel, von der verengtesten Bedeutung, die ein Häuschen haben kann. Der hajzl aber ist nicht nur der Ort, sondern auch der Mensch, der rechtens hingehört; takovej hajzl, so ein Schandzeug! Aus Schandzeug wiederum wurde šancajk; wird vorzüglich zur Bezeichnung von Damen gebraucht. Es hat überhaupt das Schulter-an-Schulter der beiden Sprachen die tschechische am meisten in der Sphäre jener Vokabeln bereichert, mit denen kein Goethe geschrieben, kein Schiller gedichtet hat."

„HRUŠKA, die Birne. Wie sagt man ‚Blauen Dunst vormachen'? Man sagt: Birnen am Weidenbaum zeigen, ukazovati hrušky na vrbě."

„LOPATA, die Schaufel. Immer wieder blühen in dieser Sprache die Metaphern aus dem Rustikalen: po lopatě, mit der Schaufel, ist gewiß handgreiflich genug, also ein Wink mit dem Zaunpfahl und jemanden mit der Nase auf etwas stoßen."

Bisweilen vergaloppiert sich Eisner, wird allzu spitzfindig; bisweilen gebraucht er zu preziöse Fremdworte; und ab und zu irrt er sich auch. Aber das sind Kleinigkeiten, die wenig besagen, angesichts seiner wirklich wertvollen Leistung, die alle Anerkennung verdient. Und der Leser wird Eisners „Auf Wiedersehn!" sicher dankbar erwidern.

K. K. Regner

SECHS AKROSTICHA

I

Sein „Untergang des Abendlandes“ war
Polyhistorisch-eitlem Pack willkommen.
Er wars, von dem die braune Mörderschar
Noch einmal Nietzsches Wahnsinn übernommen.
Gewiß: die Bande, treulos bis ins Mark,
Ließ ihn, weil er für sie noch viel zu edel,
Erbost verenden. Doch sein fauler Quark
Rumort noch heut in manchem hohlen Schädel.

II

Blutlos, dürr, doch geil auf Blut und Boden,
Lausig-frech, doch voll „Verhaltenheit“,
Überstolz auf seine Knabenhoden,
Hieratisch-fürnehm allezeit,
Engen Herzens, roh und muskelweich —
Roch der Kerl nicht stets nach Drittem Reich?

III

Bequem hat er die Literarhistorie
Antisemitisch um- und aufgebügelt.
Recht forsch bespuckt er Heines Dichterglorie,
Tritt Börne in den Magen ungezügelt.
Er kennt sich aus im Toben und im Wüten,
Lädiert noch jene, die er aufgewiegelt.
So liebts das Dritte Reich der Troglodyten.

IV

George oben, unten, vorn und hinten
Und Cäser unten, oben, hinten, vorn,
Noch manch Erguß aus Paraselsus' Tinten—
Das war für Goebbels der erwünschte Sporn.
O Friedrich, deine Gundelfingerzeige
Läßt Goebbels gelten! (Ist die Welt verworrn!)
Fesch tanzt solch Klumpfuß bloß nach deiner Geige!

V

Rasend lieb hat er die Pädagogik
Und an der zumal den Prügelstock.
Spinnefeind ist er humaner Logik.
Tja: zum Gärtner macht man gern den Bock.

VI

Roher Mythus soll entschuldigen —
O, wie schlau gedacht und blöd gemacht!
Seines Außenamtes Niedertracht.
Emsig muß sein Anhang huldigen
Nordisch-faulem Zauber. Ungeschlacht
Brüllt er los vorm Glanz des Sowjetsterns:
Ewig wurmt ihn wohl die Rote Macht,
Rüttelnd am Gehäuse seines Kerns ...
Gruß dem Tag, da er zusammenkracht!

Franz Leschnitzer

LITERARISCHE VORPOSTEN IN RAUM UND ZEIT

Der deutsche Hymnus

Literarisch war Wien schon lange durch Berlin erobert. Seit einiger Zeit bereits hatte das Dritte Reich nämlich einen Herrn Josef Weinheber zum Dichter des österreichischen Raumes ernannt. Wie man erfährt, bemüht er sich seit längerem um „neue Wege für einen deutschen Hymnus". Er kam zu der längst bekannten richtigen Feststellung, daß man in einem Gedicht nicht willkürlich Zeilen trennen kann. Er drückt das mystisch so aus:

„Man muß den Satz seiner inneren Dynamik nach im geschlossenen Vers ablaufen lassen."

Drei Hymnen sind ihm bereits vorbeigeglückt. Die eine „An die Gefallenen des Weltkriegs", die zweite an die deutsche Jugend, die man jetzt einfach „Hitlerjugend" nennt, und die dritte „An den kommenden Menschen". Eine kleine Probe der „inneren Dynamik":

„Mensch der Mitte, dich sing ich!
Ruhend in dir,
Werden die Dinge beruhn und werden dich lieben.
Und beglückt wirst du sein in der
Kraft des Befreiten, und dienen."

Mensch, was sagst du nun? Das strotzt vor Innerlichkeit. Und der geschlossene Vers:

„Und beglückt wirst du sein in der".

Der neudeutsche Hymnus ist etwas brüchig, und erinnert stark an den kaiserlich-deutschen „die hohe Wonne ganz".

Mit der Wonnegans der alten Nationalhymne haben sich wenigstens zahlreiche Generationen amüsieren können, das ist mit dem mystischen „du sein in der" nicht möglich. Trotzdem würde man dem Weinheber bitter Unrecht tun, ihn als Formalisten zu bezeichnen. Der Inhalt ist klar herausgearbeitet: du wirst dienen. Ob das den kommenden Menschen beglücken wird, braucht man nicht einmal wie die Dinge auf sich beruhen zu lassen. Wenn der Weinheber seine Mystik ausläßt, bleibt nur sowas zurück:

„Die Dohlen überm Baumschlag schrein,
Es fegt der Wind den Himmel rein.
Der Schlitten schellt, das Tannicht rauscht.
Die Magd aus stiller Kammer lauscht.
Der Knecht fährt mit dem Holz zu Tal
Viel Narren hat der Karneval."

So etwas nennt man: „Eine auf die Physis des Atemzuges gegründete Verstechnik."

Nur irrt sich der Autor, wenn er glaubt, daß man nicht früher auch schon solche Verse gehoben hat. Das Urbild heißt so:

„Zwei Knaben gingen durch das Korn
Der andre blies das Klappenhorn
Er konnt es zwar nicht ordentlich blasen,
Doch blies er's wenigstens einigermaßen."

Hier fehlt es zwar an innerer Dynamik, dafür strotzt es vor Physis. Gar nicht zu reden von der Naturverwobenheit des Korns.

Die „Münchener Neuesten Nachrichten" finden, nicht etwa in ihrer Karnevalsnummer:

„Die Kunst Weinhebers ist die große Offenbarung der Bändigung all dessen, was der Kunst Heil ist."

Ich möchte dynamisch dazu bemerken:

Der neuste Dichter ist geborn,
Die Münchner bläst das Klappenhorn.

Herr Brehm aus Chiesch

Ein neuer Vorposten ist in Nordböhmen eingerichtet. Brehm heißt er. Das ist ein ganz schwerer Fall. Seit 1933 ist es üblich und selbstverständlich, daß sich jeder Autor durch seinen Stammbaum legitimiert, sonst werden seine Früchte nicht gelesen. Auslandsdeutsche unterliegen offenbar einer besonderen Erschwerung: sie müssen sogar auch die Rassereinheit ihres Geburtsorts nachweisen.

Brehm hat nicht nur Vorfahren, er hat auch eine Herkunft. Er stammt nämlich aus Chiesch, was damit in die Weltliteratur eingeht. Schon seine Lage weist auf die zukünftige Bedeutung Brehms hin, nämlich am Südabhange des duppauer Basalt-Gebirges, nicht weit von der östlichen Sprachgrenze des Egerlandes. Gestalt:

Monumentalität. Sprachgrenze: Kampfbereitschaft. Man denke: der Ort wird in der Geschichte schon 1159 erwähnt. Sein Name ist tschechisch,

„aber die deutsche Besiedlung dürfte schon früher begonnen haben. Ich müßte kein Deutschböhme sein, hätte ich nicht mit solcher Feststellung begonnen."

Der Ort besaß und besitzt 230 Häuser und anderthalbtausend Einwohner. Das erleichtert natürlich erheblich den Nachweis der örtlichen Rassereinheit. Daß diese Siedlung in den sieben Jahrhunderten nicht größer geworden ist, hat seinen Grund im Boden:

„Der Ackerbau wirft dort nur einen mittleren Ertrag ab und beinah die Hälfte von Grund und Boden gehört der Herrschaft. Jeder, der weiterkommen wollte, mußte sich sein Brot auswärts suchen."

Die Chiescher sind so recht von echtem Schrot und Korn: sie schlossen sich auch gegen die übrigen deutschen Bürger anderer Dörfer ab. Unter dem Schutz der tschechischen Herrschaft hatten nicht, sondern

„waren seit der Mitte des vorigen Jahrhunderts jüdische Familien gestanden".

Sie wanderten aber zum Glück für Brehm aus,

„dem Getreidehandel in die größeren Städte nachziehend".

Eine peinliche Erinnerung für den Autor ist geblieben:

„Der Judenname Kisch erinnert noch an das Ghetto dieser Ortschaft."

Zu diesem Namen wird es allerdings Brehm in der Literatur nie bringen!
Das wäre die Herkunft. Mit den Vorfahren steht er auch nicht schlecht. 1322 hat es schon einen Herrn Brehm gegeben. Später weiß man zum Teil nichts Genaues nicht, weil

„bei der Rekatholisierung des Landes eine Menge Matrikeln und Taufbücher zu Grunde gegangen sind."

Schade. Übrigens kann man sich merken, daß Rekatholisierung fehlende Zweige des Stamms ersetzt. Aber Glück muß der Mensch außerdem haben. Trotz alledem ist Bruno Brehm geboren, sehr wenig zerzaust, und seinen Onkel kennt die ganze Welt: den Brehm vom Tierleben. Der hätte sich über seinen berühmten neveu gefreut, der seinen Onkel nur „bekannt" nennt.
Schon der Vater des Chieschers versprach das Beste für den Sohn:

„Er war groß, stark und ein guter Fechter, hatte bis zu seinem Einjährigenjahr auf der Prager Technik mehr die Waffen seines Korps als die Vorlesungen belegt."

Die Kulturfeindschaft setzt also in dieser Familie rechtzeitig ein. Papa wurde k. und k. Offizier und mußte aus Chiesch in die Fremde ziehen:

„An Ungarn selbst dachte mein Vater nur ungern zurück. Das leichte beschwingte Wesen dieser ritterlichen und herrschsüchtigen Nation machte wenig Eindruck auf ihn, der sah mit schmerzlichem Unwillen, wie rücksichtslos zu jener Zeit die deutschen Dörfer Oberungarns magyarisiert wurden, was ihm, der doch selbst von der Sprachgrenze kam, manche bittere Stunde bereitete."

Nun kann der Vater nicht mehr die süßen Stunden erleben, wie tschechische Dörfer germanisiert werden. Ja, Bauer, das ist ganz was anders.
Auch in der Wahl einer Mutter war Brehm vorsichtig. Sie stammte zwar nicht mehr aus Chiesch, aber wenigstens nur fünfzig Kilometer von dort. Und

„nur ein halbe Stunde von der Mundartgrenze, die das Egerländische vom Obersächsischen trennt, liegt in dessen Bereich Bärringen, der Heimatort meiner Mutter."

Ei, ei, so dicht beim Obersächsischen! Sonst ist mit der Mutter nicht viel Staat zu machen. Ihr Name „taucht 1723 auf." Es geht. Besonders, da ihr Urahne Schmiedemeister war. Und ein Schmied ist heute eine feine Sache. Peinlicher allerdings wirkt der Urenkel des Schmieds, ein Spitzenhändler und Maschinenmonteur. Aber auch die Maschinen trugen Früchte:

„Das Geschäft blühte und unterhielt bis 1866 eine Niederlage in Mailand."

Diese Feststellung klingt etwas entartet, aber Mailand mildert den boden-

ständigen Verfall. Die Maschinen wurden auf der richtigen Achse geschoben.
Der Großvater mütterlicherseits von Brehm

„heiratete wieder eine Fabrikantentochter".

Dafür stammte sie aber auch schon von einem Ort an der sächsischen Grenze.
Nach vielen weiteren ebenso „interessanten" Familiengeschichten kommt als geistiges Erbe die Mundart:

„Dort hat das Tschechische, das einem heute auf der Post und der Bahn, beim Steueramt und bei der Gendarmerie entgegentönt, einen eigenen schwer erträglichen Klang."

Man kann mitfühlen, wie sich die Entgeistigten nach der Sphärenmusik sehnen, die ihnen das preußische Steueramt und die preußische Gendarmerie bringen soll.
Die Haupteigenschaft der Egerländer ist aber die berühmte deutsche Treue:

„Dort sind die Menschen flinker, beweglicher und von einer rührenden Anhänglichkeit an das karge Land, in dem kaum Hafer und Erdäpfel fortkommen."

Sie werden von der Liebe zur nackten Scholle satt. Wozu brauchten diese edelmütigen Menschen eigentlich noch das Dritte Reich; sie haben ja bereits alles, was ihnen geboten werden kann: Hafer und Erdäpfel werden später auch nicht besser fortkommen — oder vielleicht ganz. Man erfährt noch, daß der Vater geadelt wurde und der Mutter Visitenkarten drukken ließ:

„Emilie von Brehm, geb. Meinel."

Mutter hatte das Geld, und Vater brachte dafür den Adel. Der „Autor" glaubt jetzt, die Leserwelt genügend aufgeklärt zu haben, und geht nunmehr zu seiner Kindheit über:

„Ich selbst hatte von Kindheit auf nur eine Leidenschaft: Soldaten."

Der Vater kannte den Beruf und bekämpfte die Leidenschaft des Sohns. Der läßt sich nicht beirren:

„Meine Jugend war schwer. Ich litt unter der Schule ...
Ich mußte die Matura machen."

Welch einmaliges, grausames Schicksal! Verschärft durch eine Tragödie: Der Bruder des Autors nahm sich mit 18 Jahren das Leben. Was die Welt an ihm verloren hat, sagt der Autor in einem schlichten Satz:

„Er wäre ein guter Flieger im Krieg gewesen."

Den hat sich nun der Krieg entgehen lassen! Für den Überlebenden kam aber jetzt das Glück: er durfte einjährig dienen. Und, Glücks genug „die Generalstabslaufbahn anstreben." Und Glück über Glück: „Der Weltkrieg begann."
Deshalb hat Brehm für die „alte Armee" ein gewisses Wohlwollen.
Leider hörte der Krieg eines Tages auf, und die Familie war verarmt. Brehm suchte und fand einen neuen Beruf: Urgeschichte.

„Ich tat es aus Neugierde, ich wollte den Ursprung der Gotik erforschen. Ich arbeitete wie besessen. Ich war auf den schwierigsten und aufregendsten Teil der ganzen Kunstgeschichte gestoßen: auf die frühgermanische Kunst."

Die Aufregungen und die Schwierigkeiten ließen ihn offenbar den Kopf verlieren. Er kaufte sich mit dem Geld seiner Frau in einen Verlag ein und verlor außer dem Kopf auch das Geld:

„Ich trat in einen Verlag ein, der Josef Weinhebers ersten Roman und seinen zweiten Gedichtband herausgab."

Nun versteht man die Situation, erschwert durch zwei Kinder. Endlich erfolgt der Umbruch:

„Die meisten Menschen sahen wohl damals in mir als ehemaligem Offizier einen lebensunfähigen Dummkopf. So dachte man damals, da die kleinen Freibeuter wie große Herren im Fond ihres Autos saßen und von einem Luftgeschäft zum andern rasten."

Jetzt reisen große Freibeuter im Fond fremder Autos und machen Luftgeschäfte mit Weinheber. Diese Lebensfähigkeit hat ihnen allen das Dritte Reich gegeben. Das Dritte Reich entdeckte auch den *Autor* Brehm. Über diese Tätigkeit äußert er sich nicht. Sie kennt die Welt — in Chiesch, in Meißen und in Berlin Wil-

helmstraße, Propagandaministerium. Nur die Vorgeschichte seines literarischen Daseins war Brehm der Welt noch schuldig. Ich hoffe, daß sie auch den Antifaschisten Freude bereitet.

„Unser" Amerika

Mit Amerika geht man nicht so lebhaft vor wie mit Österreich. Aber das Schlagwort „Unser Amerika" ist bereits da. Herr Colin Roß schlägt als Pionier die Brücke zur neuen Eroberung. Eigentlich eine ganz einfache Sache:

„Zu den ersten Einwanderen in Pensylvanien gehören Deutsche. Ein Jahrhundert später haben sich am amerikanischen Befreiungskrieg und am Einigungskrieg Deutsche beteiligt. Drittens, die zahlenmäßige Bedeutung der Deutschen und Deutschstämmigen."

Wenn das nur mit dem Blut in Ordnung ist. Dann das deutsche Schicksal in Amerika,

„ihre von Tragik umwitterte Stellung im großen Krieg"!

Colin Roß wittert daher Morgenluft. Bindestrich-Amerikaner gegen Deutsche. Läßt man den Bindestrich weg, Deutsche gegen Deutsche. Sozusagen auf Befehl des Liberalismus. Daher ist ein, wirklich *ein* deutsch-amerikanischer Prediger von dem heutigen America sehr enttäuscht. Er hofft aber auf „unser Amerika von morgen".

Die Sehnsucht nach Island

Die nordischen Völker gehören ja eigentlich zum neudeutschen „Umbruch". Sie sind aber viel zu kultiviert, sich mit dem gegenwärtigen Unfug stammverwandt zu fühlen. Sie lassen sich auch nicht bekehren, trotzdem man ihnen reichlich Missionare in der modernisierten Form von Gestapo-Agenten schickt.
Am meisten scheint man sich in Deutschland von Island zu versprechen. Deswegen wird Gunnar Gunnarsson übersetzt und propagiert. Jedenfalls hat er nicht verdient, mit Paul Ernst verglichen zu werden. Mit dem soll er nämlich das Überpersönliche, das „Leben an sich" gemeinsam haben.

Über dieses Leben an sich erfährt man von einer Dame etwas Genaueres. Zur Voraussetzung gehört, daß er

„aus einer düsteren, gewaltigen und gefährlichen Natur herauswächst".

Die Deutschen des Dritten Reichs haben sich also eine wenig geeignete Heimat ausgewählt. Der „Führer" gibt sich allerdings große Mühe, sie in Grund und Boden zu ruinieren, im Interesse der Gewalt und der Gefahr. Die Düsterkeit versucht man durch Mystik zu erreichen. Aber zum „Leben an sich" gehört noch mehr:

„Da sterben Menschen selbstverständlich ihren Tod, wie sie ihr schweres notvolles Leben leben".

Die Isländer bekommen das alles offenbar gleich geliefert, während es in Deutschland erst mühsam hergestellt werden muß. Mit dem Unterschied, daß hier die Menschen nicht selbstverständlich sterben, sondern dazu gebracht werden und daß man sie mit Not füttert. Ist das erreicht, dann nennt man so etwas „heimlich erträumte Welt". Zum Kampf mit den Naturmächten gehört eins: Glauben. Dadurch entsteht das „wesentliche schicksalhafte Geschehen."
Trotz alledem scheint mit Island noch nicht das richtige Ideal erreicht zu sein. Dazu hat man dort zu viel alte Kultur. Ich würde dem „Führer" und seinen Gläubigen vorschlagen, in das Südpolarland auszuwandern. Dort kann vielleicht aus der Eisscholle die ideale neue deutsche Rasse herauswachsen.
Jedenfalls wäre das eine ganz andere Tat, als die, die ein weiterer gerühmter und übersetzter Isländer unter dem Titel „Der Freisasse" schildert. Da handelt es sich um einen Mann, der sich in der Einöde eine Hütte baut.

„Obgleich er elender lebt als das Vieh, ist er doch stolz und selbstbewußt, ein freier Mann mit einem eigenen Tun und eigenen Schafen darauf.

Man kann sich vorstellen, wie elend die Schafe leben. Ihr Herr hat es aber erreicht, ganz frei elend sein zu dürfen. Die Geschichte ist übrigens falsch eingedeutscht. Dieser Mann zieht nämlich in die Einöde, nachdem er achtzehn Jahre schwer im Dienst bei Fremden litt. Was hätte er

erst getan, wenn er den Dienst bei einheimischen Faschisten kennengelernt hätte!
Auch einem Isländer verdankt das Dritte Reich einen Roman aus der Zeit der Wikingerzüge. Ein Norweger zieht mit großer Gefolgschaft nach Island und „nimmt das Land zu eigen". Die neudeutschen Wikinger haben Österreich vorgezogen.
Die Wikinger führten auch ein Leben an sich. Sie waren „von inneren und äußeren Kämpfen bewegt und bedroht" und setzten sich mit dem Christentum auseinander. Das lernten sie nämlich durch Sklaven kennen, die sie unterwegs auf Irland erbeutet hatten. Auch die Wikinger bekämpften bereits die „Sklavenreligion". Das Buch wird eindringlich empfohlen, weil es „eine vergangene Zeit der Gegenwart nahebringt".
Ich wiederhole meinen Vorschlag: auf zum Südpol!

Tirolienne

Sehr bald wird Herrn Musolini das neue Schlagwort in den Ohren gellen: Der Brenner nicht Deutschlands Grenze, sondern Deutschlands Berg! Die Nazis haben nach ihrem Schema Auslandsdeutschtum schon vor einigen Jahren in Südtirol eine Frau als Dichterin und Bekennerin erfunden. Diese Vor-Führerin heißt blutverbunden Maria Veronika Rubatscher.
Die Berechtigung zum Dichten hängt im Dritten Reich bekanntlich von der Abstammung ab. Man erfährt, daß die Rubatscher

„väterlicherseits einem südtiroler, mütterlicherseits einem nordtiroler Bauerngeschlecht entstammt."

Mussolini hat es sich selbst zuzuschreiben, daß diese Dame nunmehr im „schicksalsträchtigen Grenzland" lebt. Sie weiß aber, wohin sie ihre Ferkel werfen muß. Sie hat nämlich vom Mütterchen die „Lust zu fabulieren" geerbt. Das nordtiroler Blut begehrt auf. Vorläufig lebt sie noch als „freie Schriftstellerin" bei Brixen im italienischen Südtirol. Zur Zeit läßt Mussolini allerdings die deutschen Bundesbrüder verhaften.
Mit der Rubatscher hat das Dritte Reich eigentlich das große Los gezogen. Man stelle sich vor: ihr Geschlecht ist unergründlich alt. Sie läßt sogar ihre ladinischen Ahnen vor den Römern Tirol besiedeln. Wahrscheinlich stammen die Römer von den Ladinern ab. Somit wäre der ganze Fall Italien einschließlich Südtirol glatt erledigt. Urtümlicher Mutterboden, wie er wenigstens in ihren Büchern steht. Das Geschlecht hat sich nicht lumpen lassen und sich mit dem deutschen südtiroler Adel verschwägert. Die Rubatscher hatten eine Stammburg mit vorgeahnter deutschfaschistischer Note:

„schmucklos, bar aller Schönheit und Bequemlichkeit war sie ganz Kraft, eine in sich geschlossene, gewaltige Faust."

Trotz dieser schönen Geste „ist sie vom Erdboden verschwunden". Und gemein, wie es dem deutschen Schicksal nun einmal ergeht,

„ist die einzige fotografische Platte im Weltkrieg zugrunde gegangen."

Die Stammburg besteht nunmehr im reinen deutschen Glauben an Maria Veronika. Im sechzehnten Jahrhundert erlosch auch der Adel dieses faustischen Geschlechts. Eigentlich nur, um die Dichterin nazi-echt zu machen. Der letzte schäbige Funke genügte noch, bürgerliche und bäuerliche Geschlechter zu schaffen. Der Großvater war sozusagen der adlige Traditionsträger:

„Und wahrhaft königlich, voll Leben im Stall, in der Stube, auf den weit hingebreiteten Äckern thront die Heimat meines Vaters."

Das deutsche Schicksal in Gestalt eines Blitzes macht der ganzen Herrlichkeit ein Ende. Das muß gut geblitzt haben. Der Vater Maria Veronikas ist das faschistische Juwel. Schon als Kind wurde er Hirt, dann Knecht, Irrenwärter und Postbote:

„Jeden verdienten Kreuzer und Gulden trug der Knabe und dann der junge Geselle seinem Vater heim zum Wiederaufbau der Heimat, obwohl er wußte, daß er nach dem ungeschriebenen, seit undenklichen Zeiten waltenden ‚Erbhofgesetz' nichts beanspruchen dürfe als alljährlich für ein paar Tage Gastrecht, und der Älteste der alleinige Erbe würde."

Kann man der Tochter daraufhin propagandistisch Südtirol anvertrauen oder nicht? Um so mehr, als der Vater bewie-

sen hat, wie weit es ein Knecht, Irrenwärter und Postbote bringen kann. Einmal ist durch sein Verdienst für Vaters Ältesten die Heimat wieder aufgebaut, und außerdem konnte er noch selbst ein Gut erwerben. In Südtirol. Das liegt so im deutschen Wesen. Der „Führer" zum Beispiel besaß kaum vierundzwanzig Stunden Österreich, und schon nannte er ein Rittergut sein eigen. Die Perle, die Maria Veronika, ist auch sonst zur Dichterin vorbestimmt. Das Juwel von Vater in Erinnerung an die Stammburg faustdick aufgetragen. Die Jugenderinnerungen als Fassung:

„Die weite grüne Wiese in der Lend, darüber der blaue Himmel und die kreisenden Schwalben, meine Mutter, wie sie über den Rasen schreitet, Linnen bleicht und singt, wie mein Volk in früheren frohen Zeiten bei der Arbeit sang und Deutschlands Jugend nun wieder singt."

Und Südtirol darf noch nicht mitmachen! Selbst der Dichterin ging es dort schlecht. Sie war Lehrerin und

„wurde 1925 infolge der zwangsweisen Italianisierung aller Schulen ihrer Heimat aus dem Schuldienst entlassen."

Man braucht sich aber nicht zu sorgen, sie lebt ja jetzt als freie Schiftstellerin im schicksalsträchtigen Raum.
Durch ihren Roman erfährt man die Wahrheit über Italien. Kann man ihn deutsch-italienischer als „Sonnwend" nennen? Das unglückliche Venedig:

„Sein Antlitz enthüllt sich voll Hoheit und voll Verkommenheit, unsagbar traurig und unsagbar schön. Es ist das Antlitz einer Königin, die zur Dirne geworden ist und um das Geld der Fremden buhlt, von dem sie allein noch leben kann."

Was sagst du nun, Mussolini? Und dazu Räuber und Mörder! Wenn er den Südtirolern vom Schlag des Juwels von Vater den faschistischen Aufbau übertragen hätte, wäre er jetzt auch ganz Venedig los. So aber verstehen das Bergmädchen des Romans und ihr Geliebter das italienische Wesen nicht. Sie fühlen sich glatt fremd:

„In ihnen beiden, den Heimatlosen, vollzieht sich symbolhaft das Schicksal des Südtiroler Volks. Das Maß ihres Leidens ist voll. Aber sie verlieren den Glauben an die Zukunft nicht. Sie wissen: sie sind einander gegeben, auf daß sie den armen Boden der Heimat bebauen, Brot schaffen, selber Frucht werden. Und sie wissen: nach allen Nächten ist es noch immer Tag geworden."

Was sagst du nun, Mussolini? Man redet deutsch. Mystisch bleibt nur, wo das Brot dem armen Boden gestampft wird und die Bauern selbst Früchte werden.
Überhaupf hat Italien schon im Mittelalter Deutschland viel zu verdanken. Das erfährt man aus einer andern Erzählung der Rubatscher. Da lebte ein Hirt mit seinen Schafen in „homerischer Einsamkeit". Wie die jungen Leute nun einmal sind:

„Rom lockte ihn mit seiner Macht und Herrlichkeit aus seinem naturnahen Dasein."

Er verfällt der bösen Kultur um so mehr, als ihm

„die Liebe der Römerin Zingarella ein rauschhaft schönes Glück gewährt."

Aber die Deutschen brachten schon damals den Bauern bei, wie sich naturnahe Menschen zu benehmen haben. Mitten im Rausch erscheint Georg von Frundsberg, der Schöpfer der deutschen Landsknechte; mit seinem Heer in Rom, und Zingarella wird getötet. Der Hirt läßt sich die Moral nicht zweimal sagen und kehrt in homerische Einsamkeit zu seinen Schafen zurück,

„die er noch als hundertjähriger Greis betreut."

So sorgte Frundsberg für Natur und Ordnung.
Mussolini hat auch das deutsche Meran genommen,

„wo der Süden unter deutschem Pflug und Recht in den Norden wächst".

Er kommt also sozusagen den Deutschen entgegen, der Süden. Die „Meraner Mär" der Rubatscher ist der Höhepunkt in der Darstellung ihrer Spezialität, des „Gemeinschaftsschicksals". Für ihre gerühmte „gepflegte deutsche Sprache" spreche folgender Satz von acht Druckzeilen. Kommentar nicht überflüssig:

„Land und Weihnacht, Weihnacht und Tiroler Land waren so völlig ineinander versponnen und verwoben von der deutschen Inbrunst dieses Volkes, das die Geheimnisse der Christnacht in sich aufgenommen, entjudet und in sein eigen Fleisch und Blut verwandelt hatte, daß es schien, als hätte hier ein gottseliger Hexenmeister Christwunder und Bergwinter, deutsche Stadt und Stube und Bethlehem in eins verzaubert, damit sie keiner mehr voneinander lösen kann."

Hier wird dem entnationalisierten Christentum durch Sterilisierung sozusagen eine Hoffnung auf Wiedereinbürgerung gegeben. Trotzdem bleibt das Geheimnis nicht zu lösen, wie die deutsche Stube und Bethlehem von der deutschen Inbrunst ineinander verwoben sind. Welch eine Stimmung! Eine „traumschöne" Stimmung, sagt die faschistische Presse. Die Rubatscher hat sich für das Volkstum splitternackt geopfert:

„Die Tragik der vom großen Mutterleib gelösten Volkssplitter ist vom Schicksal verhängt."

Mussolini ist daher nur der gottselige Hexenmeister und merkt nicht einmal die Splitter im eigenen Auge. Die Rubatscher öffnet es ihm, zeigt ihm die Tragik des großen Mutterleibs ohne Splitter. Das konnte nur eine Frau beweisen:

„Sie hat ihrem Volkstum die Treue gehalten mit der ganzen Liebe und dem ganzen Opfermut, dessen eine Frau fähig ist."

Zugleich wird aber geheimnisvoll die ganze Splitterrichterei wieder aufgehoben:

„Volkstum ist gottgewollt, sonst wäre die Menschheit nicht gespalten in die vielen Völker der Erde."

Das echte handfeste Volkstum gibt es nur im Grenzland;

„Alle, die hier leben, sind Soldaten ihrer Nation, ob sie den Pflug führen oder die Feder, ob sie in den Städten sitzen oder noch oben in einsamer Alm."

Jetzt müssen Mussolini eigentlich die Augen übergehen. Ade, mein Land Tirol!

Unter Brüdern

Da ist eine furchtbare Geschichte mit einer Geschichte passiert. Offizielle Vertreter des Dritten Reichs haben den Verband Rumänischer Schriftsteller ersucht den Roman zu nennen, der

„nach künstlerischem Wert und rumänischem Wesensgehalt am würdigsten sei, das heutige Schrifttum des rumänischen Volks im neuen Deutschland zu vertreten."

Vorsichtiger kann man wirklich nicht sein. Namentlich, da der Verband unter Leitung eines Generals steht, der zugleich Adjutant des Königs ist. Man nennt den Roman, er wird übersetzt und erscheint im Verlag Albert Langen. Kaum ist er erschienen, stellt sich heraus, daß der Verfasser die Leitung zweier „jüdisch-marxistischer Zeitungen" übernommen hat, „deren Haltung zum neuen Deutschland ablehnend ist." Das Dritte Reich zittert in seinen Grundfesten, um so mehr, als der Verfasser sogar Freimaurer sein soll. Man ersucht die rumänischen Freunde um Aufklärung. Zunächst teilen die Rumänen ganz ruhig mit,

„daß führende Persönlichkeiten der rumänischen Rechten, die deutschfreundliche Politik treiben, freimaurerische Bindungen besitzen."

Die rumänischen Rechten scheinen nicht zu wissen, was die Linken tun. Noch schlimmer. Sie wissen es, und sie tun es doch. Der wirklich einwandfreie Führer Goga „begrüßt

das Erscheinen gerade dieses Buchs vom Standpunkt des Austauschs geistiger Güter."

Er empfiehlt sogar den Autor Sadoveanu dringend. Sein Roman ist

„der würdigste dichterische Ausdruck des Rumänentums, vor allem auch dem neuen Deutschland gegenüber."

Noch weiter geht der „Ideologe des Herrn Goga", sozusagen der rumänische Rosenberg. Er schreibt über den Autor wörtlich:

„Mihail Sadoveanu ist eine paradoxe Erscheinung: der Schriftsteller in ihm gehört der Rechten an und ist der repräsentativste rumänische Erzähler. Der Mensch in ihm gehört der Linken an und ist ein willenloses Werkzeug in der Hand der Juden . . . Der Roman kennzeichnet die ru-

mänische Eigenart, und der Geist, in dem er geschrieben ist, entspricht dem kulturellen Geist des neuen Deutschlands.“

Vernichtender ist der Kampf der deutschen Nazi gegen die Literatur und die Kunst nie gebrandmarkt worden. Ein linksstehender Dichter wird selbst von den rumänischen Faschisten anerkannt. Die Deutschen hingegen begnügen sich mit gesinnungstreuen rechten Dorftrotteln.
Die Untertanen des Herrn Hitler wissen nicht mehr ein und aus. Man darf sich doch nicht gegen die rumänischen „Führer“ wenden. Führer sind Führer. Die deutschen „Reichsstellen“ werden gebeten, zu beurteilen, ob „die Achtung vor der offiziellen Entscheidung des

geistigen Rumäniens höher einzuschätzen ist als die politische Beschränktheit des Dichters.“

Indessen richtet sich die ganze Wut gegen die Deutschen in Rumänien. Sie haben nämlich den „Fall Sadoveanu“ inszeniert. Man wirft ihnen nichts weniger vor als deutsche Streitsucht, Disziplinlosigkeit und Volksverrat. Man redet von deutscher Michelhaftigkeit und unentwegtem Revoluzzertum. Diese naiven Deutschen in Rumänien haben den ganzen Hitlerschwindel ernst genommen, ihre Rasse und ihre Bodenständigkeit entdeckt und ganz vergessen, daß Hitler das rumänische Petroleum braucht. Da regen sie sich plötzlich über einen Autor auf, der jüdisch-marxistische Blätter leitet. Sie können die hohe Politik des „Führers“ nicht verstehen. Es wird ihnen zugedonnert, daß man sich

„In einer großen geistigen Armee des Deutschtums der Welt hochdienen muß und nicht versuchen soll, mitten im Schützengrabenkampf die Offiziere von hinten niederzuschießen.“

Die politische Ignoranz der rumänischen Faschisten scheint noch nicht in eine totale übergegangen zu sein wie bei den deutschen.

Herwarth Walden

SCHÖNE WIRTSCHAFT

Die Männer des deutschen Mittelstands haben es stets für selbstverständlich gehalten, daß ihre wirtschaftliche Not scheinbar durch die wirtschaftliche Tugend ihrer Ehefrauen überwunden wird. Die deutsche Hausfrau muß eben mit dem fehlenden Einkommen auskommen. Nicht ohne daß der Ehemann vorher abzieht, was ihm trinkens- und liebenswert zu sein scheint. Das gibt dann die glückliche Ehe und das traute Familienleben. Drinnen waltet die züchtige Hausfrau. Sie reget ohn Ende die fleißigen Hände. Sie macht aus Kartoffelschalen Gurkensalat und aus ihrem Festgewand soviel Ballroben, als sie Töchter hat. Sie kocht mit Liebe, weil ihr andere Zutaten fehlen. Nach des Tages Last und Scheuern darf sie abends dem Haushaltungsvorstand die Sorgen von der Stirn fächeln und zugleich die Fliegen aus dem Zimmer. Man muß sich eben einrichten können. Wenigstens die Frau. Daher ist die Tugend bei den eigenen Frauen außerordentlich beliebt, jeden Fehlbetrag kann man von ihrem Wirtschaftsgeld abziehen. Sie versteht eben auszukommen. Daher war die wirtschaftspolitische Krise für den totalitären Staat ganz einfach zu lösen. Die armen Reichen beauftragten die reichen Armen, sie ohne Kapital zu kapitalisieren. Die Männer aus dem Mittelstand wußten ja praktisch, wie man so etwas macht: man schränkt die Familien ein. Meine Frau kommt immer aus! Sie begriffen plötzlich, warum ihre Großmutter weniger Geld gebraucht hat, als ihre Frau. Schuld daran war die „jähe Technisierung“. Alle möglichen Haushaltungsgegenstände waren angeschafft, deren Rohstoffe man besser zu Rüstungszwecken gebrauchen konnte. So etwas läuft natürlich ins Wirtschaftsgeld. Früher aß man gemütlich aus einer Schüssel und wurde auch nicht satt. Kinder sollten etwas lernen. Dabei können sie jetzt jeden Tag vergast werden. Man schuf also schleunigst eine „Abteilung Volkswirtschaft-Hauswirtschaft“ der Zwangsorganisation „Deutsches Frauenwerk“ unter männlicher Führung. Weil die Männer im Prinzip und theoretisch doch mehr von der Wirtschaft verstehen. Damit die Hausfrauen aber nicht etwa glauben, man verlange Außergewöhnliches von ihnen, ließ man ein Buch schreiben: „Von tapferen, heiteren und gelehrten Hausfrauen.“ Keine deutsche Frau darf versäumen, sich dieses Buch vom ersparten Weihnachtsgeld zu irgendeinem christlichen Fest zu schenken. Die Lektüre wird sie so niederschmettern, daß sie alle Kosten aus

dem deutschen Glauben bestreiten wird. Man stellt ihr zum Beispiel eine deutsche Hausfrau vor, eine Hausfrau

„aus der bäuerlichen Wirtschaft der germanischen Bronzezeit vor 3500 Jahren".

Was tat diese Frau? Sie kam aus. Schon vor 3500 Jahren. Wenn der „Führer" die Bronze nicht so dringend brauchte, würde er ihr jetzt noch ein Bronzedenkmal setzen. Wie sie ausgekommen ist, kann man natürlich nach so langer Zeit nicht mehr feststellen. Eine Hausfrau vermag sich auch zu einem „staatlichen Bürgerhaus" heraufzusparen. Das ist im 15. und 16. Jahrhundert einmal geglückt. Dann sind es natürlich hundert Lüste, zu leben. Die Hausfrau

„leitete klug und erfahren den mannigfaltigen Hausbetrieb vom Keller bis zum Boden und war angesehen als kenntnisreiche Erzieherin ihrer Kinder."

Auch das zwanzigste Jahrhundert steht seine Frau, wenn auch nicht so sehr seinen Mann. Für die Gegenwart gibt das Deutsche Frauenwerk ebenfalls zwei Vorbilder,

„für alle die Frauen unseres Volkes, die unentwegt und tapfer in Armut und Not den häuslichen Alltag bestehen und ihre Kinder liebevoll und verständig zu tüchtigen Frauen und Männern heranbilden".

Den „Frauen unseres Volks" wagt man als Vorbild solcher tüchtigen Heranbildung den berüchtigten Volksverräter Winnig vorzustellen. Dieser Germane scheut sich nicht, seine Mutter in seine Schande hineinzuziehen. Zum Schluß des Buchs wird ganz gemütlich behauptet, daß die Frau zu noch größerer Armut und Not durch die „Volksgemeinschaft" verpflichtet ist, und daß sie dadurch eine neue „Würde und Verantwortung" erhalten hat. Auf die Bedeutung des Hauses „als Pflegstätte des geistigen und kulturellen Lebens" wird sie nur nebenbei historisch hingewiesen. K. N... z

GUTE ZEITEN FÜR VERRÄTER

Die widerlichsten Burschen aus der Zeit der deutschen Republik schreiben jetzt Erinnerungen. Mit Begeisterung gedruckt von der Hanseatischen Verlagsanstalt Hamburg. Herr August Winnig wagt wieder, den Mund aufzutun. Sein Buch heißt „Heimkehr". Er spielt wieder einmal den ollen ehrlichen Arbeiter. Aber die deutschen Arbeiter kennen ihn und die deutschen Werktätigen und die ganze deutsche Bevölkerung. Man sollte es nicht für möglich halten, daß eine Regierung so schamlos ist, so einen Mann aus der Versenkung wieder herauszuholen. Und der Gründer des Eichendorff-Bunds wagt sogar über ihn zu schreiben:

„Winnig setzt sich selbst und seinem Streben hier ein schönes Denkmal, das auch künftige Geschlechter beachten und achten werden."

Ein schönes Denkmal. Man höre:

„In schwerer Stunde ist er zu entscheidender Tat berufen."

Von wem?

„Die Rettung des Baltenlands vor den andrängenden feindlichen Elementen, Sorge für eine geordnete Einführung der Truppen sind fast unmögliche Aufgaben; Winnig gelingt es in zähem Kampf."

Bisher galt das für eine „Tat" Hindenburgs.

„Die Macht der Soldatenräte wird gebrochen, die allmählich gesicherte Rückkehr der Truppen vollzogen, das Freikorps ‚Die eiserne Division' geschaffen, das sich der Roten Armee entgegenwirft und damit wieder Ostpreußen rettet."

Und das alles tat dieser Winnig nur aus „geschichtlicher Verantwortung". Und zwar ganz allein:

„Es ist nicht Zufall, daß am Ausgang deutscher Ostpolitik, die, einst von Rittern, Bürgern und Bauern begonnen und in sieben Jahrhunderten zäh verteidigt worden war, ein Arbeiter steht, — ein Mensch jener erst aufkommenden jungen Volkstumsschicht — der aus geschichtlicher Verantwortung die Aufgabe übernimmt und bewältigt."

Der Mann opfert sich weiter:

„Bald ist Winnig in Ostpreußen als Reichskommissar und Oberpräsident, um die zügellosen Kräfte zu bändigen. Wieder beginnt der Kampf mit Soldatenräten, mit der Volks-Marinedivision, die von Königsberg das Land terrorisiert und bereit ist, es den Bolschewiken zu öffnen; er wird zum Verteidiger der deutschen Ostprovinz und muß — als sie durch das Versailler

Diktat losgerissen wird vom Reich — unter besonderen Schwierigkeiten eine zähe, unermüdliche Aufbauarbeit beginnen.'"

Die Ostprovinz wurde gar nicht vom Reich losgerissen, wahrscheinlich nur deshalb, damit der Herr Winnig dort seine „Aufbauarbeit" beginnen konnte.

„Ihr setzt der Kapp-Putsch ein Ende. Winnig, schon lange im Gegensatz zur tatenlosen und entschlußarmen Reichsregierung, innerlich bereits gelöst von seiner Partei, die an Stelle Deutschlands ihre leeren Doktrinen setzt, erkennt die Größe der Gefahr, die in dieser Stunde Ostpreußen, das in wenigen Wochen zur Abstimmung schreiten muß, droht, und stellt sich der neuen Regierung zur Verfügung."

Nämlich Kapp. Arm in Arm mit ihm wollte er Ostpreußen retten. Jetzt war er endlich auch „äußerlich" erlöst, der Mann aus der aufkommenden Volkstumsschicht.

„Mit dem Scheitern des Putsches ist auch dem Wirken Winnigs in Ostpreußen ein Ende gesetzt."

Dieser Schurke war selbst der tatenlosen, entschlußarmen Reichsregierung zu viel. Sie setzte seinem „Wirken" ein Ende. Unter dem tätigen Herrn Hitler darf er sich jetzt wenigstens selbst ein schönes Denkmal errichten. Aber nicht erst die künftigen Geschlechter werden auf ihn achten. Man wird ihn noch in diesem Leben ächten!

Anti

DER UNSICHERE KANTONIST

Herr Hans K. F. Günther hat auf 124 Seiten ein unvorstellbares Problem gelöst: „Führeradel durch Sippenpflege". Herr Günther befürchtet offenbar, daß man auf die Dauer doch nicht mit *einem* Führer auskommt. Der kluge Rassenkundige baut vor. Herr Günther will den deutschen Staat pflieglich sichern. Ohne Rücksicht auf die Person. Alles für die Sippe. Eigentlich ist die Sache ganz einfach. Es handelt sich

„um die Schaffung einer Schicht führungsbegabter Familien".

Herr Hitler ist z. B. von vorherein ausgeschaltet, ein Rechtsirrtum. Er erfüllt nicht die Voraussetzungen, in diese Schicht aufgenommen zu werden. Die persönliche Leistung zählt gar nicht mit, auch wenn Herr Hitler seine für eine halten sollte. Die Aufnahme in die Schicht führungsbegabter Menschen hängt ab

„Von der Artung seiner ganzen Familie und von seiner Gattenwahl. Mit andern Worten: in die Führerschicht kann nie ein Einzelmensch, sondern nur eine Familie aufsteigen."

Nach dieser rassereinen Theorie hat sich Herr Hitler also den Führer und den Adel angemaßt und verstößt damit gegen die „beste Sicherung des Staats". Denn die Gattin fehlt, die teure, und wenn er eine geartete Familie hätte, wäre sie bestimmt schon in führenden Bankstellungen. Außerdem hat Herr Hitler Männerbünde gegründet, die Herr Günther als „familienzersetzend und damit staatszersetzend bezeichnet. Und dieser Mann wurde im Dritten Reich Professor!

Leider fehlt in dem Buch ein Kapitel, wie man führungsbegabte Familien schafft. Fest steht nur, daß Sippenadel durch Führerpflege unmöglich ist. Heil Günther!

W. St.

VOM VERSTÄNDNIS DES DICHTERISCHEN

Auch die faschistische Dichtung sucht ihre Ahnen zusammen. Man erhält vor allem Anweisungen, was in das Dritte Reich hinübergenommen werden darf: Klopstock, Paul Ernst und Rainer Maria Rilke.

Jemand hat jetzt bemerkt, daß Klopstock sehr vernachlässigt worden ist, und daß erst ein Ausländer auf ihn aufmerksam machen mußte. Ein richtiger Ausländer. Nämlich Mussolini. Was treibt dieser Mann in seinen Mußestunden? Er liest Klopstock. Er ist ihm der liebste von allen deutschen Dichtern. Vermutlich wegen seines Namens, der so recht handgreiflich die faschistische Pädagogik ausdrückt. Natürlich fühlen sich die deutschen literarischen Faschisten total geschlagen. Schuld an diesem Nationalunglück der Verhinderung Klopstocks hat wieder einmal ein Freimaurer: Lessing. Er schrieb schon zu den Lebzeiten Klopstocks:

„Wer wird nicht einen Klopstock loben?
Doch wird ihn jeder lesen? Nein.
Wir wollen weniger erhoben
und fleißiger gelesen sein."

Lessing ahnte allerdings nicht, worauf es beim dichterischen Verständnis ankommt: auf das Unverständliche.
Erst dann kann man sich so recht denken, was man will. Das deutsche Publikum wollte sich das Leben zu leicht machen:

„Zu bequem in der Aneignung unseres eigenen, so überreichen Kulturguts . .“

Beinah hätte das Kulturgut diesmal Italien weggeschnappt. Um einen richtigen dichterischen Genuß zu haben, muß man durch und durch Soldat sein:

„Alles wahrhaft Bedeutende ist wie mit Drahtverhauen und Feuerwällen umgeben, die es erst zu durchreiten gilt.“

Immer fest druff:

„Nur im Ernst, den keine Mühe bleichet, erschließen sich die unsterblichen Schöpfungen des Geistes. Das ist so mit Paul Ernsts Kaiserbuch.“

Wenn sich also Ernst, dem Paul, die p. p. Schöpfungen erschließen, warum dann Drahtverhaue und Feuerwälle? Aber Klopstock ist im Ernst nicht so trostlos, daß man ihn mit Ernst den Faschisten überlassen soll. Vielleicht lesen einmal seine neuen Bewunderer seine Hymnen auf die französische Revolution. Sie finden sie sicher auch unverständlich. Ihre Mühe um diesen Autor würde dann erbleichen.
Am unverständlichsten, also daher am besten, sind aber die Gedichte Rilkes. Vor allem seine „schweren“ Gedichte. Man erfährt, was der Mensch dazu braucht: Opfer an Zeit, an ungeteilter Aufmerksamkeit, an geistiger Anspannung, an gemüthafter Teilnahme. Die Deutschen haben dafür keine Zeit. Die gehört dem „Führer“. Zum Glück oder zum Unglück gibt es wieder einen Ausländer, der Zeit hat. Diesmal ist es ein französischer Professor an einem Lyzeum. Da er zur Einfaschisierung Rilkes in Deutschland verhilft, bekommt er ein „Ruhmesblatt in der Geschichte der französischen Germanistik“. Noch mehr:

„Wenn es wirklich so etwas gibt wie eine deutsch-französische Verständigung, dann gehört dieses Werk in die erste Reihe solcher Bemühungen.“

Über Rilke hinweg werden sich die Franzosen vielleicht doch noch einmal ihres alten Frankentums bewußt werden. Die Assoziationen Unterfranken, Nürnberg, der Führer.
Der Professor hat also Rilke ausgelegt. Besser gesagt, hineingelegt. Gegen den Professor wird aber nur eingewendet, daß er den französischen Einfluß auf Rilke überschätze und die Dichtung der wilhelminischen Ära ablehne. Man kann daher annehmen, daß Ernst von Wildenbruch und Gustav Frenssen demnächst auch zu den unverständlichen, also faschistischen, Dichtern gerechnet werden. *H. W.*

FRÖHLICHE WISSENSCHAFT

Arische Pflanzenwelt

Endlich gibt es auch ein „deutsches Naturerleben“. Nicht nur der Faschismus ist eine Geheimwissenschaft. Auch die deutsche Natur hat ihre Geheimnisse. Sie heißen: Kind, Weib, Mann, Tier, Baum und Erde. Es wird auch das Geheimnis verraten, wie man an die Geheimnisse herankommen kann:

„Alles muß durcheinander wirken, wie wir selbst uns volkhaft nur erfahren können, wenn wir der rechten Naturverbundenheit wieder fähig werden.“

Das geschieht also durch das Durcheinander. Der Verfasser ist Universitätsprofessor.
Über das „Geheimnis des Gartens“ unterrichtet ein Buch der Deutschen Verlagsanstalt. Es bringt sogar „Anregungen auf jedem Gebiet“. Nicht nur für Kenner.

„. . . auch für solche, die tiefer in die Geheimnisse ihres Gartens und des Lebens eindringen wollen.“

Wie man mit dem *deutschen* Garten als Zugkraft durch das Leben fährt, schildert ein Buch von *Maaß*:

„Eine Fülle praktischer Anregungen, wie wir den Garten mehr als bisher in unser ganzes Leben e i n s p a n n e n und zur Q u e l l e von Kraft, Gesundheit und Freude machen können.“

Hingegen hilft das Buch von Frau Petersen denen, die keinen Garten haben. Sie lehrt,

„wie man auf einfachste Weise trotzdem Stube und Haus in ein Blumenheim verwandeln kann.“

Nur gibt es auch Menschen, die keine Stube und kein Haus haben, Herr Schmidt berät die,

„die nichts haben als ein sonniges Fensterbrett. Auch sie können sich einen Garten mit allen seinen Freuden anlegen."

Eine ebenso große Freude wird den Besitzern von Fensterbrettern die „Lebensgeschichte des Roggens" machen. Der Obertitel des Buchs heißt „Unser täglich Brot". Rezepte zur Herstellung in Stube und Haus werden leider nicht gegeben. Hingegen beschwert sich die Fachpresse über die Beschreibung „naturwissenschaftlicher Tatsachen". Das Werden des Roggens ist nämlich

„so feierlich von den heiligen Wundern der Wirklichkeit, daß man mehr von der schlichten und stillen Ehrfucht wünscht, die den Menschen vor Gottes Werk geziemt."

Deshalb halten sich die faschistischen Führer mehr an die fertigen Werke Gottes, an die Bäume, um das tägliche Brot für das Volk zu schaffen. Beim Roggen muß man auf das heilige Wunder der Wirklichkeit warten.

Arische Tierwelt

Während die arischen Pflanzen Geheimnisse nicht verraten, behalten die arischen Tiere ihre Wunder für sich.
„Große neue Maßstabe" für das Dritte Reich gewinnt man durch das Buch „Versteinertes Leben". Es enthält nämlich 116 Abbildungen fossiler Tiere. Weiter nichts. Ein anderer Herr schreibt über das Leben der Elche. Sie sind nicht nur die größte Hirschart der Erde,

„sie sind das Sinnbild der urwüchsigen ostpreußischen Landschaft."

Da sich diese Sinnbilder bis in die Nähe von Memel begeben, ergibt sich das deutsche Recht auf den urwüchsigen Boden von selbst.
Ein Herr Heck bemüht sich um die Ahnentafel des „deutschen Edelhirschs". Da die Kirchenbücher offenbar verlorengegangen sind, muß er sich auf andere Weise helfen: „mit fotografischen Naturkunden".
Ein anderer Autor bringt den Städtern die Tiere näher:

„Das Buch zeigt alle Möglichkeiten der Gemeinschaft und der seelischen Verbundenheit zwischen Mensch und Tier am Beispiel eines Haustiers."

Der Verfasser vergißt leider, auf seine Bedeutung als Stimmvieh zur Gewinnung von Ja-stimmen bei Hitlerwahlen hinzuweisen.

Doctor profundus

DAS HOHE LIED DES KAPITALISMUS

Das wurde dem Kapitalismus auch nicht an seiner Wiege gesungen, einen solchen Künder seiner Herrlichkeit zu finden wie Herrn Hans von Hülsen. Dieser Autor hatte bekanntlich Hauptmann mit Goethe verwechselt und sich deshalb als Eckermann bei ihm verdingt. Jetzt ist eine individuelle Hülsenfrucht geplatzt. Der Roman heißt *„Falsches Gold."*
Er hat auch eine Tendenz. Er will die Söhne von Großkapitalisten aufklären, wozu sie ihr Schicksal verpflichtet. Diese Söhne machen sich nämlich das Leben zu leicht. Sie erkennen allzu oft nicht die Bedeutung des väterlichen Werks. Sie verstehen nicht, wie ihre betreffenden Väter Schweißtropfen auf Schweißtropfen, Blut und Not anderer zusammengezogen haben, um „Werke von Weltgeltung" zu errichten.
Da hat zum Beispiel der Großindustrielle Broms einen Sohn. Er gab ihm zur Verschönerung des deutschen Familiennamens einen französischen Vornamen: George. Wegen der Weltgeltung. Und, man sollte es nicht für möglich halten, als der Sohn zum Jüngling herangereift ist, will er Musiker werden. Und er wird es. Der Vater gerät außer Rand und Band wie ein altes Faß. Das muß einem Großindustriellen passieren! Vater hat Jahrzehnte andere Leute abgemüht, und der Sohn wird abtrünnig. Er wagt es, das „Werk" zu stören, das in einem Menschenleben durch Opferung Tausender zur schon genannten Weltgeltung aufgebaut wurde. Dieser Sohn hat gar keine Vorstellung von der neudeutschen Ideologie, die auch für Großindustrielle gilt: seine Neigungen und sein Lebensglück dem „Werk" zu opfern. Hier hört man endlich eine plausible Erklärung des mystischen Worts „Volksgemeinschaft": alles für die Großindustrie... so einfach klärt sich immer die schicksalhafte Mystik auf.

Vater flucht, aber George bleibt abtrünnig. Er kann sich das nämlich leisten, weil Vater zwar flucht, aber zahlt. Der Autor weiß den tragischen Konflikt zu lösen und zugleich besorgten Kapitalisten damit einen Tip zu geben: ein deutsches Mädchen bringt mit sanfter Hand den Fall in Ordnung. George liebt sie so, daß er sie sogar heiratet und auf ihren dringenden Wunsch der Kunst entsagt. Die Frau hatte offenbar doch Angst vor etwaigen praktischen Folgen des väterlichen Fluchs. George entsagt aber der Kunst sozusagen mit Haltung. Er übernimmt die Vertretung des väterlichen Werks nur in — Griechenland. In Griechenland, wo die Kunst sozusagen zu Hause ist. Jeder sei auf seine Art ein Grieche, George und seine Frau Gemahlin verleben

„viele Monate wolkenlosen Glücks unter dem ewig sonnigen Himmel Hellas."

Das „Hellas" hat dem Autor offenbar der George eingegeben. So ein künstlerisches Wort!

Im Norden sammeln sich indessen die Wolken: Vater stirbt plötzlich. Jetzt bringt der Sohn das große Opfer: er verläßt Hellas und übernimmt im Norden das ganze Werk. Wenn das doch Vater noch erlebt hätte! Der Sohn sieht ein, auf welchen gefährlichen Irrwegen er sich befunden hat. Er begreift die Größe seiner... Fabrik.

Man kann nur hoffen, daß die Krise nicht auch hier das sonnige Glück des reuigen Sünders vernichtet. *N. W.*

DER JÜNGER HITLERS

Er hat sogar einen Vornamen und heißt Ernst. Ernst Jünger. Wie sein Messias liebt er die Gefahr für andere. Auch hat er sich nicht untief philosophisch mit ihr auseinandergesetzt:

„Da war aber noch ein anderer, wilderer Geist, der mir zuflüsterte, daß die Gefahr kein Genußmittel ist, an dem man sich vom sichern Sessel aus ergötzen kann, sondern daß die Freude an ihr eine Verpflichtung verbirgt, und dieser versuchte, mich auf die Bühne hinauszuziehen."

Da man ihm also zugeflüstert hatte, die Gefahr sei kein Genußmittel, zieht ihn dieser Souffleur vom Sessel auf die Bühne. So weit wäre philosophisch alles in Ordnung. Wie kommt man aber nun von der Bühne zur Gefahr? Die Berufe des Fischers, des Jägers, des Holzfällers und des Försters schienen solchem wilderen Geist zu zivilisiert;

„Irgendwo stellte ich mir eine verwegne männliche Gesellschaft vor, deren Symbol das Lagerfeuer, das Element der Flamme war."

Er fand dieses elementare Lagerfeuer. Nicht etwa im Grunewald, nein, in Afrika. Da er nicht genau wußte, wo es brennt, ging er zur Fremdenlegion. Mit sechzehn Jahren. Toll, was? Toll, wie er mit der Gefahr umspringt. Oder vielmehr sie mit ihm. Sie wird ihm sogar so gefährlich, daß er die Fremdenlegion schon nach drei Wochen wieder verläßt. Nicht nur freiwillig. Er bestellt sich vielmehr ein „gütiges Geschick" zur Flucht. Der Mensch muß aber in der Fremdenlegion gewesen sein. Wenn auch nur auf drei Wochen. Philosophisch, wie dieser wildere Geist nun einmal ist, hat der das Charakteristische der Fremdenlegion in so kurzer Zeit entdeckt: das Soldatische. Also männlich und soldatisch bereichert kehrt er nach Deutschland zurück. Aus dem einfachen jungen Abenteurer wird ein besserer Held. Er schreibt sich für Hitler die Seele aus dem Leib. Unter ihm ist in Deutschland die rassenreine Fremdenlegion gebildet. Nur Eingeborene werden aufgenommen. Und die Gefahr ist wirklich ein Genußmittel für die Führer geworden.

St.

DIE KLEINEN KLASSIKER ZU BILLIG

Das Dritte Reich hat eine natürliche Absatzkrise: das „Volk" kauft die Naziliteratur nicht. Die guten Autoren wurden aus Deutschland vertrieben und die amtlichen vertreiben die Käufer. Man muß ihr einbändiges „Gesammeltes Werk" dem Volk durch Abzug von Lohn oder Gehalt aufnötigen oder es als Ehrengabe verschenken.

Jetzt haben die faschistischen Krisentheoretiker den wahren Grund hierfür gefunden: die kleinen Klassiker sind zu billig. Man verkauft zum Beispiel das Gesamtwerk Fritz Reuters, 2500 Seiten, für Mark 5.70. Hingegen kostet das „Volk ohne Raum" von Hans Grimm Mark

8.50 obwohl er kaum mehr als die Hälfte Raum für das Volk braucht als Fritz Reuter für das ganze. Da muß natürlich ein Grimm gegen Reuter ausbrechen.
Die Deutschen haben offenbar noch immer nicht begriffen, daß man etwas für die Führer tun muß, die sich umsonst aufopfern. Sie wollen sich nicht ans Vaterland, das teure, für Mark 8.50 anschließen, wenn ihnen die erlaubten Reste des früheren Deutschland für weniger mehr geben. Die Krisentheoretiker stellen fest, daß durch so billige Klassikerausgaben „das Maß der erlaubten Konkurrenz überschritten" wird. Das wäre kein „gesunder Wettbewerb" mehr. Aber selbst wenn man Reuter gesund verteuert und ihm vielleicht noch eine jüdische Milchschwester nachweist, hat man zwar für faschistische Autoren mehr Raum, aber noch immer kein Volk, das zahlt. Das sind eben so die Tragödien des Kapitals.
Auf alle Fälle wird die billige Reuterausgabe madig gemacht. Die „vertraute Orthographie" ist geändert:

„Man kann Kolbenheyers Deutsch, man kann Hans Francks Orthographie nicht nach dem Duden ändern, ohne Wesentliches zu zerstören."

Das ist bei diesen Autoren natürlich nur das Tüpfelchen auf dem i. Reuter hingegen ist vom Duden dialektisch unabhängig. *H. W.*

DER LETZTE HAUPT — MANN

Kein Geringerer als der neue Kultursenator Jannings hat Gerhart Hauptmann für den Film des Dritten Reichs tragbar gemacht. Jannings schien das letzte Drama „Vor Sonnenuntergang" dazu geeignet. Bei Hauptmann fehlte vor allem die Volksverbundenheit. Sein Held stirbt im Kampf um die letzte Liebe, im Film verzichtet er einfach darauf, um sich mit ungebrochener Kraft der Gemeinschaft widmen zu können. Die Operation war gar nicht so einfach. Jannings hat für sein Drehbuch noch ein zweites Schauspiel hinzugenommen. Schon wegen des schönen Titels „Der Herrscher". Ein Führer kann natürlich nie vor Sonnenuntergang dargestellt werden. Bei Hauptmann war der Held ein schöngeistiger Verleger, im Film wird er „Wirtschaftsführer". Trotzdem ist das „Amtliche Blatt der deutschen Arbeitsfront" nicht ganz zufrieden. Es wittert den Rest einer sozialen Fabel in dem Film. Hauptmann ist eben nicht ganz stubenrein. Mit Leidenschaft wird gegen die Arbeitsfront eingewandt, daß man einen Mann wie Hauptmann nicht sozial deuten darf. Zwar macht ein Geheimrat einer Gärtnerstochter einen Antrag. Aber auch Kaiser Karl und der Glockengießer Heinrich haben Mädchen geliebt,

„trotzdem sie gewiß nicht gesellschaftskritisch unter ihrem Stand wählen wollten."

Vor allem steht aber fest: Jannings hat aus dem Drama Hauptmanns ein „Heldenlied der Werkgemeinschaft" gestaltet. Von dem eigentlichen Stück ist nichts übrig geblieben als die Liebe, auf die der Herrscher zu Gunsten des Dritten Reichs verzichtet. So kann Hauptmann nicht nur persönlich, er kann auch dichterisch als Nationalsozialist aufmarschieren. Und was das Wichtigste ist: er bekommt Honorar. So sieht ein Kompromißler nach Sonnenuntergang aus. *Herwarth Walden*

„SCHMERZ ALS SEELENDRUCKMITTEL"

Der Verlag I. F. Lehmann bringt ein Buch „Stiefkinder des Schicksals" heraus. Durch dieses Buch werden die Deutschen beruhigt, die im kommenden Krieg Körperteile verlieren könnten. Man weist ihnen aus Beispielen des Weltkriegs nach, daß sie geradezu „Helfer der Menschen" werden können. Um Nationalsozialist zu werden, braucht man eigentlich nur Reste von Gehirn. Beweis:

„Ein Kriegsverletzter ohne Augen und Arme, ein lehrreicher Besuch bei einem Nationalisten."

Man erfährt ferner, daß „Blindheit kein absolutes Übel ist". Als Kriegsblinder kann man sehr bequem Blindenschrift lesen lernen und sich sogar zum „Lehrer für Kriegsblinde" ausbilden lassen. Helfer der Menschen. Schwer beschädigte Füße hindern nicht daran, Humorist zu werden. Armlose können mit den Füßen geigen oder schreiben lernen. Tut einer das,

„so gibt er Millionen Armlosen durch sein Beispiel Mut".

Angst vor dem Krieg können eigentlich

nur Pazifisten haben. Etwas „Arbeitswille und Arbeitsgeist", und man läßt sich noch einmal so gern beliebige Glieder abschießen.

In einem andern Buch des Verlags begeistert sich ein Professor für den „Sinn des Schmerzes". Er hält ihn für zweckmäßig und betrachtet ihn „im Licht der Entwicklungsgeschichte". Außerdem wird auf die „psychologische Schmerzausschaltung" hingewiesen. Auch die Frauen sollen sich nicht so haben: „Du sollst mit Schmerzen Kinder gebären."

Überhaupt die Psychologie. Der Professor erklärt den Sinn der Folterungen. Sie sind

„Schmerz als Seelendruckmittel".

Vornehmer kann man es wirklich nicht mehr sagen.

Auch auf das Buch einer Siebzigjährigen wäre noch hinzuweisen. Die Dame hat „freudiger und hellhöriger als viele den erkannt, der Deutschlands Retter werden sollte". Darauf brachte sie ihr praktisches Heidentum. Sie stellte schon lange „Unstimmigkeiten in den Evangelien" fest. Beim Führer hingegen stimmt alles. Der Lobgesang der Maria widerstrebt ihrem „fraulichen Gefühl". Nach ihrer Ansicht reagiert Maria nicht richtig. In Reaktion ist sie Fachfrau, die alte Dame. Die Jünger von Christus sind ihr zu schläfrig. Sie ist helle. Besonders ist ihr das Ringen und der blutige Schweiß von Christus verdächtig. Wo sind die Tatzeugen? Die Jünger waren doch unerweckbar schläfrig.

„Wer sah das Ringen und den blutigen Schweiß, der in Tropfen zur Erde fiel? Jesus selbst kann doch diese furchtbare Szene nicht geschildert, nicht zur Aufbewahrung weitergegeben haben?"

Den Angstschweiß des „Führers" beim Münchner Putsch haben hingegen viele gesehen. Seine Jünger waren zwar keine Zeugen, haben aber trotzdem alles schriftlich festgehalten oder an Dritte weitergegeben. Jedenfalls fand die alte Dame nach allen ihren Zweifeln ihren Glauben durch den Führer und an ihn wieder. Er ist ihr „Trost im Alter." *Anti*

DAS HÖRSPIEL ALS INNENERLEBNIS

Der Deutschlandsender hat eine Rundfrage an die neudeutschen Dichter erlassen, wie man das Hörspiel heben kann. Man ist zu der Überzeugung gekommen,

„daß im Hörspiel die eigentliche künstlerische Tätigkeit des Rundfunks am deutlichsten sichtbar wird".

Die Antwort lag sozusagen auf der Hand: durch Gesichte.

„Am Rundfunk kann nur bestehen, wer von innen her etwas zu sagen hat, und wer es fertig bringt, seine Gestalten auf diese innere Ebene zu stellen."

Die innere Ebene wird nun allerdings nicht sichtbar und widerspricht daher der eigentlich künstlerischen Tätigkeit des Hörspiels. Ein anderer Autor wird sozusagen innerlich massiver:

„Es soll ein Hörspiel Kräfte bergen, die an die Seele des Hörers klopfen und dort eindringen wollen."

Diese Klopfgeister rennen wahrscheinlich offene Türen ein. Man verlangt nämlich, daß der Äther mittönen muß. Hoffentlich ist seine Rassenreinheit geprüft. Unmittelbar nach der Rundfrage sind „wirklich in die Zukunft weisende Werke" auf die innere Ebene gestellt. Ihre Stoffe stammen sämtlich aus der Vergangenheit. Besonders das Hörspiel „Die Flucht" muß an die Seele der Hörer geklopft haben. Im Friderizianischen Krieg gab es nämlich einen Junker, der fahnenflüchtig wird, weil er keinen Sinn für Kriege hat. Wie aber die preußischen Truppen an seinem einsamen Schloß vorbeimarschieren, hat er plötzlich das innere Erlebnis. Der Krieg klopfte an seine Seele. Er stellt sich und wird als Deserteur zum Tod verurteilt. So gibt er den Soldaten ein Beispiel, daß der Mensch nicht zu desertieren hat. Der Inhalt weist deutlich auf die Zukunft hin:

„Der geschichtliche Stoff hat einen höheren, der Zeit verpflichteten Sinn."

Auf der inneren Ebene steht auch die Funkballade „Fließe weiter, Fluß". Pure Seele. Der Fluß ist das Symbol des weitergehenden Lebens. An ihm liegt nämlich eine Burg, in der ein Graf den Liebhaber seiner Frau lebend einmauern läßt. Abgesehen von diesem Einzelschicksal geht das Leben immer ruhig weiter. Akkurat genau wie ein Fluß. Der Tote hatte zum Glück einen Bruder. Nach sieben Jahren steht fest, daß der Liebhaber der Gräfin nur von innen her etwas zu sagen hatte. Dadurch wirkt die Einmauerung nicht ge-

rechtfertigt. Aber das Leben fließt ruhig weiter. Schwieriger ist hier schon, die innere Ebene der Zukunft zu deuten. Vielleicht soll damit die Tötung auf Verdacht gerechtfertigt werden, weil eben der Fluß symbolisch weitergeht. Man darf sich wegen ein paar lumpiger Tausend Toter keine grauen Haare wachsen lassen.

Weniger aufregend, aber dennoch innerlich ist die monatliche Sendung „Aus der Truhe des Königswusterhäuser Landboten". Man hat nämlich im Dritten Reich entdeckt, daß in den alten Bauernkalendern viel „Brauchtum und Lebensweisheit" steckt. Das wandert nun direkt von der Truhe in den Äther. Der Landbote hat als deutscher Mensch einen treuen Hund. Er lernt auf seinen Wanderungen durch die deutschen Lande Sorgen und Nöte der deutschen Bauern kennen und gibt ihnen Tips. Die Bauern werden wahrscheinlich vor Vergnügen bellen, um so mehr, da der Landbote für eine „gerechte Beurteilung der Bauern" eintritt. Für Nichthörer hat man die schönsten Weisheiten in Buchform herausgegeben. Diese Beispiele zeigen, die deutschen Hörspiele können sich auf einer schiefen Ebene sehen lassen. *H. W.*

PLUTARCH ÜBER FASCHISTISCHE POLITIK

„Hierauf kehrte Cäsar zu seinem Heer in Gallien zurück. Er fand sich dort vor einem schweren Krieg. Zwei germanische Völkerschaften, die Usiper und die Tenkterer, waren über den Rhein gegangen, um sich in Gallien festzusetzen. Von dem Streit mit ihnen erzählt Cäsar in seinen Tagebüchern. Die Barbaren hatten Gesandte an ihn geschickt, ihn aber während des Waffenstillstands auf dem Marsch plötzlich angegriffen und deshalb mit 800 Mann seine Reiterei von 5000 Mann zum Weichen gebracht. Darauf hatten sie wieder andere Gesandte geschickt, um ihn noch einmal zu hintergehen. Er hielt diese aber zurück und ließ sein Heer gegen die Germanen anrücken. Es wäre ihm höchst einfältig vorgekommen, sich auf die Zusage so treuloser, meineidiger Leute zu verlassen.

Von den Germanen, die über den Rhein gegangen waren, wurden gegen 40 000 niedergemacht."

Aus der Lebensbeschreibung Cajus Julius Cäsar.

ZU UNSEREN BEITRÄGEN

Der Weg ins Nachtasyl von Maxim Gorki ist ein Fragment, das sich unter den nachgelassenen Papieren des Dichters fand. Es wurde in russischer Sprache zum erstenmal am 27. März 1938 veröffentlicht. Es stellt den Beginn eines Filmszenariums dar, in dem die Vorgeschichte der Hauptfiguren des „Nachtasyl" gegeben wird. Entsprechend dem russischen Originaltitel des Theaterstücks („Na dnji" — wörtlich: „Auf dem Boden", „Ganz unten") lautet der Titel dieses Fragments im Original in wörtlicher Übersetzung „Auf dem Weg nach unten". Das Manuskript ist nicht datiert, es ist allem Anschein nach in den Jahren 1922—23, zur Zeit des stummen Films entstanden. Die Numerierung der Absätze folgt dem Original.

Carl von Ossietzky. Wir bringen in der nächsten Nummer persönliche Erinnerungen an Ossietzky aus der Feder von Bela Balasz, der in den letzten Jahren vor 1933 zu den ständigen Mitarbeitern der „Weltbühne" gehörte und kurz vor der Verhaftung Ossietzkys eine entscheidende Unterredung mit ihm hatte.

Die Porträtskizze C. von Ossietzkys stammt vom *Johannes Wüsten.*

Wenn Sie Beschwerden über schlechte Zustellung oder Mängel im Vertrieb unserer Zeitschrift haben, teilen Sie dies bitte, falls die üblichen Reklamationen keinen Erfolg haben, der Redaktion mit.

April 1938

Wegen der Schwierigkeit, bei der Zusammenstellung dieser Rubrik (die vielen antifaschistischen Schriftstellern wichtiges Material nachweist) sämtliche publizistischen Organe regelmäßig zu erfassen, bitten wir unsere Mitarbeiter und Leser um Unterstützung.

KULTURKRITIK

Walther Bartz. Othmar Spann. NW 14

Emil Ludwig. Der deutsche Charakter. NW 16, 17

Georg Lukacs. Das Ideal des harmonischen Menschen in der bürgerlichen Ästhetik. DW 4

Hermann Steinhausen. Zur Situation des europäischen Menschen. NZ 3. u. 10. 4.

H. L. Schopenhauer als Nationalphilosoph. NZ. 28. 4.

GESCHICHTE UND ERBE

Kurt Alexander. Ulrich von Hutten. DVZ 24. 4.

Alfred Durus. Albrecht Dürer. DZZ 6. 4.

S. Durylan. A. N. Ostrowski. DZZ 12. 4.

G. Forster. Der 18. März 1848 DjG. 1/2; ders. Straßburg 1848. DjG.

Andor Gabor. Marx und Engels über Realismus, Tendenz und Kritik. IL 3

Emil Ludwig. Echnaton. DW 4

Georg Lukacs. Der Briefwechsel zwischen Schiller und Goethe IL 3

F. Schiller, Engels als Literaturkritiker. „Wissen und Macht", Aprilheft.

C. F. Wiegand. Ulrich v. Hutten im Wandel der Zeiten. NZ. 17. 4.

Alfred Wolfenstein. Die Taten der Dichter. NZtg. 10. u. 24. 4.

Johannes Wüsten. Jakob Rohrbach. DW 3

LITERATURKRITIK

Marcel Brion. Le souvenir de Rilke. Les nouvelles littéraires. 28. 4.

Fritz Brügel. Stimme des tschechischen Volkes (Bezruč) NW 13.

Wolf Franck. Begegnung mit Gundolf. NW 14.

Otto Friedlaender. Konrad Heiden. NW 3

F. Keljin. Die schöne Literatur des spanischen Freiheitskampfes. DZZ 18. 4.

Walter Sturm. Das kleine Einmaleins des Schreibens, DW 4

— Gespräche mit Ludwig Renn. L'Oeuvre 5. 4.

— Zu Gorkis 70. Geburtstag. DVZ 3. 4.; DW 4

— Brief an Lion Feuchtwanger. DW 4

Über *Bela Balasz.* Kinderbücher. DZZ 2. 4.

Über *Johannes R. Becher.* Der Glücksucher und die sieben Lasten. PT 16. 4. (Maria Arnold): DZZ 15. 4. (Georg Lukacs); DVZ 24. 4. (G. Forster)

Über *Bert Brecht.* Die Gewehre der Frau Carrar. RF (Pr.) 7. 4.

Über *Willi Bredel.* Dein unbekannter Bruder. DZZ 23. 4. (Kurt Funk)

Über *P. A. Brenner.* Zwischen Traum und Zeit (Alfred Kurella). DW 3

Über *Jack Conroy.* Die Enterbten, NZ. 3. 4.

Über *Franz David.* Freie Luft IL. 3 (Sandor Gergely)

Über *Bruno Frank.* Aus vielen Jahren. NZ. 3. 4.

Über *Ilja Ehrenburg.* Ohne Atempause. DjG. 1/2

Über *O. v. Horvath.* Jugend ohne Gott. DjG. 1/2

Über *Josef Hofbauer.* Dorf in Scherben. NZ. 3. 4.

Über *Herrmann Kesten.* Philipp II. PT 16. 4.

Über *Arthur Koestler.* Spanisches Testament. NZZtg. 11. 4.

Über *Jolan Földes.* Ich heirate. RF (Pr.) 7. 4.; ders. Die Gasse der Katze. IL 3 (Sandor Gergely)

Über *Thomas Mann.* Bekenntnisse des Hochstaplers Krull. DZZ 6. 4. (F. Erpenbeck)

Über *August Stüssi.* Tag und Traum. DW 3 (Alfred Kurella)
Über *Jakob Wassermann.* Olivia. Boh, 3. 4 (L. W.)
Über *F. C. Weiskopf.* Die Versuchung Clarté. April 1938.
Über *Alfred Wolfenstein.* Stimmen der Völker. (Wolf Franck.) PT 23. 4.
Über *Wodopjanow.* Die Eroberung des Nordpols. Pr.Pr. 24. 4.
Über *Arnold Zweig.* Einsetzung eines Königs. DW 4 (H. Werth); NZ. 17. 4.
Über *Stefan Zweig.* Begegnung mit Menschen Büchern, Städten. PrT 22. 4.
Über *Alfred Kantorowicz.* „Tschapajew" DZZ 17. 4.

DAS DRITTE REICH.

Bruno Frei. Das neue Kinderbuch des „Stürmer"verlags. PT 22. 4.
Alfred Kurella. Eine zerbrochene Illusion (R. Borchardt) IL 3
Karl Obermann. Jugendliteratur unter dem Nationalsozialismus. DW 4
Peter. Von der Reichskanzlei zum Kaiserhof. NZtg. 6. 4.
Paul Westheim. Wohnungsnot und Luxusarchitektur. DVZ 17. 4.; ders. Kunst in Österreich. NW 17; ders. Für wen hat Rembrandt gemalt? PT 12. 4.
— Oppositionelle Intellektuelle im III. Reich. DVZ 10. 4.
Ph. N. Warnung für ungerechte Richter. NZtg. 21. 4.

VERSCHIEDENES

Johannes R. Becher. Thälmann. DZZ 16. 4.
K. Kreibich. Als Schaljapin mit uns sang. RF 15. 4.
Rudolf Leonhard. Begegnung mit Marinetti. PT 24. 4.
Gregor Gog. Kinderkunst in der Sowjetunion. DW 3
André Ulmann. Marianne Oswald. Vendredi 29. 4.
Berthold Viertel. Selbstmörder. NW 17.
Paul Westheim. Toulouse Lantrec. PT 3. 4.
Heinz Wilhelm. Volksfrontkultur. NW 17.
— Die Kunst der Völker der Sowjetunion. DZZ 6. 4.
— Kundgebung deutscher Schriftsteller für Österreich in Paris. DVZ 3. und 10. 4.
—Spanienkundgebung deutscher Schriftsteller. DVZ 17. 4.
— Garibaldiner in Spanien. NZtg. 19. 4.

ABKÜRZUNGEN: Boh. — Bohemia; DVI — Deutsche Volks-Illustrierte; DW — Das Wort; DVZ — Deutsche Volkszeitung; DZZ — Deutsche Zentral-Zeitung; IL — Internationale Literatur; NW — Neue Weltbühne; NZ — Nationalzeitung; NZZtg — Neue Zürcher Zeitung; PrPr — Prager Presse; PrT — Prager Tageblatt; PT — Pariser Tageszeitung; RF — Rote Fahne (Prag); DjG — Die junge Garde.

Zuschriften an die Redaktion sind zu richten an:

Redaktion „Das Wort", Meshdunarodnaja Kniga, Moskau, Strastnoi Blvd. 11

Es wird dringend ersucht, Manuskripte und Zuschriften nicht an einzelne Redakteure zu richten, sondern nur an die Redaktion des „Wort" in Moskau. Nichtangeforderte Manuskripte werden nur auf Verlangen des Einsenders zurückgeschickt.

AUSLIEFERUNGSSTELLEN DER ZEITSCHRIFT „DAS WORT"

Meshdunarodnaja Kniga, Moskau, Kusnetzky Most 18, (Bankkonto Nr. 263, Staatsbank der UdSSR, Moskau, Neglinnaja 12)

AUSTRALIEN — Modern Publishers Pty. Ltd., 124 Oxford Street, Sydney
BELGIEN — Office Belge Littéraire et Artistique „OBLA", 6/8/10, rue Duquesnoy, Bruxelles
Č. S. R. — Slavica-slovanské odd. Knihkup Melantrich, a.s., Praha II, Václavské nám. (Účet, pošt. spoř. 20.208.4)
DÄNEMARK — S. U. V's Boghandel Frederiksborggade 42[1], Kopenhagen K.
ENGLAND — W. H. Smith & Son, Ltd., Strand House, Portugal St. London W. C. 2.
— Collet's Foreign Department, 31, Gerrard St., London W. 1
FRANKREICH — Messageries Hachette. Service des Abonnements. 111, rue Réaumur, Paris 2e.
HOLLAND — Boekhandel en Uitgeverij „Nieuwe Cultuur", (Afd. Tijdschriften-Import) Sarphatistraat 74, Amsterdam
LETTLAND — Valters & Rapa. Teatra iela, 11, Riga. (Pasta tek, rek. Nr. 675)
LITAUEN — „Mokslas" Knygynas, Laisves aleja, 46, Kaunas
NORD- & SÜDAMERIKA — Bookniga Corporation 255 Fifth Avenue, New York N. Y. U. S. A.
NORWEGEN — Johan Grundt Tanum, Tidligere Aschehougs Boghandel, Karl Johans gt. 43, Oslo
PALÄSTINA — Safran Co. Jaffa Rd. 36. P. O. B. 223, Haifa
SCHWEDEN — C. E. Fritze's Kgl. Hofbuchhandlung, Fredsgatan 2, Stockholm
SCHWEIZ — Buchhandlung Stauffacher (Genossenschaft) Hauptpostfach 43, Zürich
SPANIEN — „Distribuidora de Publicaciones". Diputación 260. Barcelona
TÜRKEI — Librairie Hachette Succursale de Turquie 469, Avenue de l'Indépendance, Boîte postale Pera 2219, Istanbul
UdSSR — Meshdunarodnaja Kniga, Moskau 6, Strastnoi Blvd. 11 oder Verlagsvertreter an Ort und Stelle. Außerdem werden die Bestellungen von jedem Postamt entgegengenommen oder von den Abteilungen des Sojuspetschat.

DAS WORT

erscheint Anfang jeden Monats. Umfang jeder Nummer 160 Textseiten

Bezugspreise	3 Monate:	6 Monate:	12 Monate:	Einzelheft:
Belgien . . . b. Frs.	12.—	20.—	40.—	4.—
Č. S. R. . . . . Kč	12.50	25.—	50.—	5.—
Dänemark . . d. Kr.	2.50	5.—	10.—	0.90
England . . . . . £	0.3.0	0.6.0	0.12.0	0.1.0
Frankreich . . fr. Frs.	11.25	22.50	45.—	4.50
Holland . . . . hfl.	0.75	1.50	3.—	0.25
Lettland . . . . Lat	3.—	6.—	12.—	1.—
Litauen . . . . Lit	4.—	8.—	16.—	1.50
U. S. A. . . . . $	0.75	1.50	3.—	0.30
Norwegen . . n. Kr.	2.50	5.—	10.—	1.—
Schweden . schw. Kr.	2.50	5.—	10.—	1.—
Schweiz . . schw. Fr.	2.25	4.50	9.—	0.90
Spanien . . . . Peso	5.50	11.—	22.—	2.—
Türkei . . . . Lira	0.75	1.50	3.—	0.30
UdSSR . . . Rbl.	3.75	7.50	15.—	1.50

In den nicht aufgeführten Ländern erfolgt die Lieferung zu den Preisen der USA.

Druck: 7. Druckerei, Moskau — B—39 872